
Fünf Novellen!
Julius Hart.
Die Anklägerin. Haidenacht. Alter schützt vor Thorheit nicht. Der neue Pygmalion. Trennungsstunde.
Verlag von Baumert & Ronge Grossenhain & Leipzig.
1888.

Fünf Novellen!

Von

Julius Hart.

Die Anklägerin. — Haidenacht. — Alter schützt vor Thorheit nicht. — Der neue Pygmaleon. — Trennungsstunde.



Großenhain und Leipzig.
Verlag von Baumert & Ronge.
1888.

Die Anklägerin.





Mitternacht war vorüber, noch zitterten in der Luft die dumpfen ehernen Schläge der Thurmuhr langsam nach und verrollten allmählich im Sturm.

Ueber den weiten und freien Platz, der sich inmitten der Stadt ausdehnte, mühte sich ein schmächtiges Menschenkind ab, gegen die tobenden Frühlingswinde anzukämpfen, welche aus den engen und langen Straßen hervorströmend sich plötzlich mit voller Gewalt ausdehnten und wie eine wilde Wasserflut schreiend und brausend über den Platz hinstürzten.

Ihr Anprall zwang die einsame und verlassene Mädchengestalt öfter zum Stehenbleiben; dieselbe konnte sich dann nur mühsam auf den Füßen halten und warf zuweilen etwas wie einen hülfeflehenden Blick nach oben in die Luft und nach allen Seiten hin. Man sah von ihr nichts als diese beiden großen Augen und den gelblichen Schein des Gesichtes, denn alles übrige verhüllte eine seltsam große Kapuze, welche tief über die Stirn herabgezogen und ein langer bis auf die Knöchel reichender Regenmantel, in den sie sich fest wie ein Packet eingehüllt und eingeschlungen hatte.

Alle Sinne des Mädchens befanden sich gleichsam in einem trunkenen Taumel; vor ihren Augen trieb es wie ein Nebel vorüber, und ihre Ohren waren wie zersprungen und gelähmt von dem Sausen, Donnern und Kreischen des Aprilsturmes.

Am Himmel ballte er die Wolken zu dicken und dunklen Massen zusammen, zerriß sie wieder wie dünne Spinngewebe, und jagte sie über die Dächer der Stadt, wie flatternde Riesenvögel mit breit ausgespannten zerzausten Flügeln, dahin. Das Mädchen warf fast furchtsame Blicke zu ihnen empor. So schwer und massig sah das Gewölk aus, und lag so tief, daß es auf die Erde herabzustürzen schien. Der Turm des Domes ragte wie eine dunklere Masse tief in den schwarzen Dunst hinein. Nur in verschwommenen Umrissen stand er da!

Hoch oben durch die durchbrochenen Wände heulten die Winde; ihr scharfer Pfiff gellte wie ein Schrei auf die Erde herab, als rissen sie sich wund an den zierlichen Bogen und Fensterkreuzen, an den steinernen Blumen und dem Blattwerk der Kirche. Dann wieder lagen sie tief an den Grund gepreßt, dumpf und schwer atmend, oder sprangen auf und brausten entfesselt durch die Luft, rissen an den Häusern und wirbelten von den Dächern Steinmassen herab, verfingen sich in den Essen und stießen klägliche wimmernde Kinderlaute und gebrochene Seufzer aus.

Wie um Athem zu holen lehnte sich das Mädchen für einige Zeit an den breiten Stamm einer Linde; ringsum über den ganzen Platz verstreut stand dieser

Baum in großer Anzahl, und streckte seine feuchtschwarzen Aeste und Zweige in die nasse Luft durstig hinaus. Das erste Frühlingslaub schauerte bereits am krachenden Holz, aber noch hing es dürftig und ärmlich hier und dort herab und wehte wie einzelne Büsche und Kränze um die nackten Aeste. Der Wind sauste hohl an den Stämmen hinunter; dichte Regenmassen hatte er schon den ganzen Tag über die Stadt hinaufgeführt und von neuem schüttete er mit immer erneuter Heftigkeit schwere Güsse über sie aus. Schräg jagte er sie über den Platz und die Straßen hin; er trieb sie dem Mädchen mit voller Gewalt ins Gesicht, daß es über die Backen wie ein fortwährender Thränenstrom lief, und daß der lange Regenmantel, wie ein von Wellen überschüttetes Segeltuch, triefte.

Die schweren Tropfen, welche von den Aesten und Zweigen fast unaufhörlich niederfielen, trieben das Mädchen bald von dem Baume, unter dem sie Zuflucht und etwas Schutz vor dem Stamme gefunden, fort. Schwankend arbeitete sie sich über den Platz weiter, mit flirrenden Augen und zusammengepreßten Lippen. Ihre Glieder zitterten vor Kälte und Näſſe wie in einem leichten Fieber.

Dort am Ende kreuzten sich mehrere Straßen; eng zusammengebaut, mit hohen altertümlichen Häusern lagen sie im Dunkel wie ungeheure Riesensärge da. Durch den Dunst der Regenmassen glänzten die trüben gelblichroten Lichter der Gaslaternen vereinzelt herüber; im Winde heftig hin und herflackernd breiteten sie nur einen matten und engen Lichtschein um sich aus, der ebenso

zitterte und jeden Augenblick Form und Gestalt änderte.

Das Mädchen war zögernd an der Ecke des Platzes, und einer der Straßen stehen geblieben, denn der Regen hatte das Wasser der Rinnsteine hoch angeschwollen; gurgelnd und schäumend rollte es in den Steinbetten hin und überschwemmte den ganzen Fahrdamm weithin mit schmutzigen, aufspritzenden und springenden Wellen. Vergeblich trippelte die kleine Gestalt auf dem Fußsteige hin und her, um irgend einen Uebergang zu finden, überall trieb das Wasser mit gleicher Heftigkeit, dick und wild, vorüber.

Das unausgesetzte Brausen des Sturmes, der hier aus allen Straßen zusammenschwoll, das Rauschen und Prasseln des Regens, das Krachen an den Firsten der Häuser und die brechenden Baumäste betäubte völlig ihre Ohren. Sie überhörte, wie schon seit längerer Zeit ein lautes Lärmen und Lachen eine der Straßen herunterkam; viele Stimmen schrieen heftig durcheinander wie in einem Disput begriffen, und nur einzelne abgerissene Worte, wie „Aesthetik“ „Schafsköpfe“ „Unsinn“ „Kunstkritiker“ „Goethe“ „Venus von Milo“ tauchten mit deutlicherer Bestimmtheit daraus hervor. Offenbar ließ man die Spazierstöcke scharf an den Hauswänden, Thüren und Fensterladen hingleiten, daß er bald einen rasselnden, bald dumpfen und hohlen Ton gab, der auf musikalische Ohren kaum angenehm wirken konnte.

Das Mädchen wurde auf den Lärm und die nächtlichen Ruhestörer erst aufmerksam, als letztere um die nächste Ecke bogen und nur wenige Schritte von ihr in

der Dunkelheit auftauchten. Wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, trat sie vom Fußsteige herunter; aber der Fuß, den sie vorsetzte, schien plötzlich seinen Halt zu verlieren, die ganze Gestalt schwankte zur Seite herüber, dann zog sie beschämt den Fuß wieder zu sich, von dem das Wasser in Strömen herabfloß. Sie schüttelte sich wie in kaltem Frost, trat einige Schritte zurück und preßte sich eng an die Hauswand, als könnte sie auf diese Weise von den Vorübergehenden unbemerkt bleiben.

Freilich gelang ihr das nicht. Schon im nächsten Augenblicke sah sie sich umdrängt und umstellt von mehr als zwölf jungen Leuten; große Hüte, deren breite Krämpen teilweise niedergeschlagen waren, daß sie über die Augen schatteten, tanzten vor ihren schwimmenden Blicken auf und nieder; sie sah in lachende und grinsende Gesichter, Cigarren- und Bierdunst schlug ihr entgegen. Wie eine übermütige Negerbande johlend und kreischend sprangen die jungen Leute in langen festzugeschlossenen Mänteln, wodurch sie noch hagerer erschienen, um das Mädchen herum, welches von dem Durcheinander der Stimmen nichts verstand und stumm, aber heftig die Herandrängenden abwehrte. Sie konnte es nicht verhindern, daß man sie allmählich in das Licht einer Laterne schob und stieß; einer der Uebermütigsten riß ihr die Kapuze vom Kopfe herab, daß das Gesichtchen völlig sichtbar wurde. In dem gelblichen und fahlen zitternden Lampenscheine mochte es blasser aussehen, als gewöhnlich, aber um so wilder und zorniger brannten zwei schwarze Augen hervor, die ordentlich zu wachsen schienen.

„Jetzt will ich gehen," sagte sie kurz und bestimmt und preßte die Zähne fest aufeinander.

Ein stürmisches Gelächter erschallte zur Antwort. „Das sollst Du auch, — mit uns!" erklärte liebenswürdig einer der Herren, welcher mit kurzsichtig zwinkernden Augen sie aufmerksam betrachtete und eifrig an seinem regenbeschlagenen Kneifer putzte.

Zwei suchten ihre Arme an sich zu reißen und sie trotz allen Streubens in die Mitte zu nehmen, vergebens warf das Mädchen unglückselige hülfeflehende Blicke nach allen Seiten hin. Ihre Augen schwammen in Thränen zorniger Wut!

„Aber so laßt doch Euren Unsinn endlich," hörte sie in demselben Augenblicke eine weiche tiefe Männerstimme sagen, „es scheint ja ein ganz anständiges Mädchen zu sein . . . Dient Ihr so Apollo und den Musen?" fuhr dieselbe Stimme nach kurzer Pause mit einem Anfluge von theatralischem Pathos weiter.

Das Mädchen hatte dieselbe Stimme schon vorher gehört, wie sie mit schmelzendem Ausdrucke etwas von zwei Königskindern und einem tiefen Wasser deklamierte, womit offenbar das des Rinnsteines gemeint war. Bei dem weichen goldigen Klange verspürte sie, wie plötzlich ein leichter Schauer durch ihren Leib rieselte und als wenn es sich wie ein seltsamer Druck auf ihre Seele legte.

Ihr Auge fand den Sprecher bald heraus und in ihm ihren Beschützer suchend, riß sie sich mit einer heftigen Bewegung von den beiden Anderen los und umklammerte jenes Arm.

„Helfen Sie mir doch . . . Sie sind gut . . . ich bin keine solche,“ stammelte sie und duldete es ruhig, wie er seinen noch freien Arm um ihre Schulter legte und sie fester an sich zog.

Die Andern lachten; „er war von je ein Lyriker,“ rief der Herr mit dem Kneifer in spöttischem Tone, „sie hat ihr Unglück gewählt,“ trompetete ein Anderer, Mehrere wurden aber verdrießlich und drängten zum Weitergehen, da der Regen ohne Aufhören klatschend niederging, und bogen bereits um die Ecke des Platzes. Verschiedene blieben noch zögernd stehen.

„Willst Du nun mitgehen, Don Emilio, oder nicht?“ fragte Einer von ihnen ungeduldig den Damenritter, welcher mit dem Mädchen ein wenig zur Seite stand.

Dieser antwortete ihm nicht, sondern flüsterte leise mit seinem zitternden Schützling.

„Was thust Du denn so spät und bei diesem Unwetter auf der Straße?“ sagte er mit dem weichsten Tone seiner Stimme und drückte zärtlich ihre Hand.

„Ich will nach Hause . . . aber das Wasser . . . meine Schuhe sind zerrissen . . . ich friere,“ entgegnete sie kläglich in abgerissenen Worten.

„Soll ich Dich über den Damm tragen?“

Er beugte sich über sie und blickte ihr forschend ins Auge. Ein freundliches Lächeln lag um seinen Mund. Sie fühlte seinen warmen Athem, und eine dunkle Röte stieg jäh in ihrem Gesichte auf.

„Ich trage Dich!“ sagte er noch einmal lächelnd und bevor sie es wehren konnte, hob er sie mit kräftigen Armen empor. Im Anfange suchte sie sich leise zu

sträuben, dann aber ward sie plötzlich ruhig; er fühlte nur, wie sie heftig zitterte und ihre Brust stürmisch auf und nieder wogte. Der Athem war ganz heiß und er glaubte ordentlich das Klopfen ihres Herzens zu hören.

Seine Genossen brachen in lauten Jubel aus und klatschten ironisch Beifall. „Paul und Virginie in der Großstadt," spottete der junge glattrasierte Herr mit dem Kneifer in etwas ärgerlichem Tone, „frei nach Cauer. Ich gratuliere zum nächsten Gedichte."

Das Mädchen hörte von alledem nichts. Es war ihr wie ein Traum und sie glaubte in einem märchenhaften Nebel auf Flügel hinzuschweben. Der prasselnde Regen und der sausende Sturm trafen sie nicht mehr; sie zitterte, aber sie zitterte nicht von Kälte, sondern von einer heimlichen Glut; die Arme hatte sie fest um seinen Hals geschlungen und sie fühlte, wie ihr Gesicht und ihre Hände feurig brannten.

Don Emilio war es dafür weniger träumerisch zu Mute. Der nasse erdige Regendunst, welcher aus den Kleidern des Mädchens drang, schlug ihm gerade ins Gesicht. Er hatte einen Ekel vor diesem etwas modrigen Geruch. Die Näße drang ihm bis auf die Haut und das Wasser, welches er durch seinen Druck aus dem Mantel herauspreßte, rieselte ihm kalt und frostig in den Aermel hinein. Seine niedrigen Schuhe füllten sich mit Wasser und während er dahinschritt, kam ihm der Gedanke nicht aus dem Kopfe, daß er nur ein Paar besaß und daß es ihm morgen Mühe kosten würde, diese Schuhe, die ihm so wie so etwas eng waren, an den Fuß zu bekommen. Dazu verdrossen ihn die

ironischen und spöttischen Bemerkungen, die seine Genossen hinter ihm herriefen. Er hatte in einer plötzlichen Aufwallung dem Mädchen seine Ritterdienste angeboten, die Andern aufgefordert, von demselben abzulassen, nur weil er sich ärgerte, daß er nicht der erste gewesen, der ihren Arm genommen; jetzt dachte er daran, wie er mit seiner dummen Sentimentalität in den nächsten Tagen im Kaffeehaus die Zielscheibe ihrer Witze und Sarkasmen sein würde, er der sich stets als Weltverachter und kühl blasirter Weltmann aufgespielt hatte.

Das Mädchen wurde aus seinen Träumen plötzlich aufgeschreckt. „So da sind wir," hörte sie ihren Ritter sagen, der sie etwas rasch und jäh auf den Fußsteig niedergleiten ließ. „Du bist schwerer, als ich gedacht habe!" Er stand mit keuchender Brust vor ihr und blickte ärgerlich nach den Genossen auf der andern Seite herüber. Dieselben glaubten offenbar, daß er mit seinem Schützling weitergehen würde und belästigten ihn in ihrer angeborenen Feinfühligkeit nicht länger. Er hörte ihre vielsprachigen Abschiedsrufe „Addio“ „Farewell“ „Addios“ „A revoir“ durcheinanderschwirren und murrte zur Antwort halblaut ein deutsches „Hol Euch der Teufel!" Dann vernahm er noch einige Zeit lang die in der dunkelen Sturmnacht bald Verschwundenen rufen und lärmen.

Endlich stand das Mädchen allein und verlassen mit ihm auf der einsamen Straße. In ihrer Verwirrung hatte sie noch immer keine Worte gefunden, nicht einmal ein Wort des Dankes; zitternd stand sie da und blickte ihn unaufhörlich an, als wenn sie einen

Befehl erwartete. Sie schaute zu ihm, wie zu einem Heiligen empor.

„Wo wohnst Du denn eigentlich?“ fragte er nach einer Weile ziemlich barsch und kurz, „es ist auch keine Freude, in diesem Hundewetter so weit vom Hause abzukommen.“

Sie sah ihn mit einem flehenden Blicke an.

„Nein, um Gotteswillen nicht, lieber Herr,“ begann sie mit kläglicher Stimme; „meinetwegen nicht! Sie sind viel zu gut . . . ich verdiene das nicht . . . Ich hätte mich von Ihnen gar nicht dürfen tragen lassen... Ich wohne noch sehr weit — in der Totengasse.“

Don Emilio sah ihre zwei Augen mit seltsamen Ausdrucke auf sich gerichtet; im trüben Lichtscheine der gegenüberliegenden Laterne nahmen sie einen magisch glutvollen Glanz an, und er glaubte wahrzunehmen, daß sich das blasse und zarte Gesicht des Mädchens in der leidenschaftlichen Bewegung eigentümlich vergeistigte und verschönte.

„Natürlich bringe ich Dich hin,“ fuhr er mit dem weichen Tone von früher fort und nahm ohne Umstände ihren Arm, den sie ihm willig überließ. Dann schritt sie neben ihm hin und wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte; aber ihr Herz war zum Zerspringen voll und ihre Wangen glühten von einem inneren Feuer.

„Wie kommt es denn, daß Du so spät auf der Straße noch bist? Von der Arbeit kommst Du doch nicht,“ begann er endlich, um nur das Stillschweigen zu unterbrechen.

Sie kam nicht gleich mit der Antwort heraus.

„Ja, das kam daher, weil ich bei einer Freundin war,“ entgegnete sie dann leise. „Und die ist sehr krank und wird auch wohl bald sterben. Ich habe sonst Niemanden auf der Erde . . . Ich habe noch eine Schwester, aber ich weiß nicht, wo sie ist . . . Mich kennt Niemand, ich bin arm und verlassen.“

Sie schwieg, dann aber kam ihr plötzlich der Gedanke, daß sie sich wohl vorstellen müsse; es dämmerte ihr wenigstens wie eine schwache Erinnerung auf, daß dieses unter anständigen Leuten eine allgemeine Sitte sei.

„Ich bin nämlich Knopfmacherin,“ sprudelte sie deshalb rasch hervor; „ich heiße Maria mit Vornamen, sie sagen immer nur Maria zu mir . . .“

„Und ich . . . ich heiße Emil . . . sie sagen immer nur Don Emilio zu mir,“ spottete er ohne Bosheit ihre Ausdrucksweise nachahmend, „aber was ich bin, daß sollen Sie einmal raten.“

„Ach nein, dazu bin ich zu dumm; ich habe nicht viel gelernt, — bitte sagen Sie es mir!“

„Den Versuch kannst Du doch machen!“ Don Emilio fühlte, daß er einen großartigen Eindruck auf das Mädchen ausgeübt, aber er wollte aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung desselben als feinste Schmeichelei kosten.

Sie sah ihn von der Seite an und dachte eine Weile nach.

„Sie riechen so schön nach Veilchen; zuerst, als Sie mich trugen, war es mir, als wie im Frühling . . . Sind Sie in einem Parfümerieladen?“ fragte sie zögernd.

Don Emilio machte ein verdutztes Gesicht. „Na,

etwas höher können Sie mich auch schon taxiren," sagte er ärgerlich, und Marie fühlte, wie sein Arm in dem ihren zuckte.

„Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt," begann sie noch kläglicher; „daß ich so dumm bin . . . Nun sind Sie vielleicht sogar Offizier —"

„Etwas höher," lachte Don Emilio, rasch versöhnt. . .

Marie blickte ihn verdutzt von der Seite an:

„Baron?" fragte sie, und sah ihm bange ins Gesicht, ob es ihn auch kränken würde. „Graf?"

„Noch immer höher," sagte er diesmal mit einer gewissen Feierlichkeit und machte mit der freien Hand etwas wie eine herablassende Bewegung.

„Ich habe es mir gleich gedacht, daß Sie etwas ganz Besonderes sind," fuhr sie mutiger geworden fort, und ohne sich lange zu besinnen, schwang sie ihre Phantasie zu den denkbar höchsten Märchengebilden empor. „Dann sind Sie vielleicht ein Prinz," rief sie nicht ohne gewisse Erregung aus, und es wäre ihr gar nicht wunderbar erschienen, hätte er in diesem Augenblicke seinen Rock geöffnet und einen diamantenbesetzten Ordenstern gezeigt.

„Noch höher!" ertönte es einförmig, aber voller Pathos aus Don Emilio's Munde zurück; — „kurz und gut, da Sie es doch nicht erraten, ich bin Dichter, — König im Reiche der Geister! — Haben Sie schon einmal etwas von Schiller gehört?" Es erschien ihm in diesem Augenblicke, als wäre das Du nicht vornehm genug für eine so außerordentliche literarische Frage; „haben Sie schon etwas von Schiller gehört?" fügte er noch einmal hinzu.

Marie konnte mit einem freudigen Ja antworten; sie besaß seine Gedichte sogar, sie konnte sogar den ersten Vers des ersten Gedichtes, worin etwas von einem Hunde vorkam, auswendig. „Will sich Hektor ewig von mir wenden?“ deklamirte sie nicht ohne Gefühl!

Während dieses Gespräches goß der Regen mit nachlassender Gewalt zur Erde nieder. Auch der Sturm hatte sich ein wenig gelegt, und durch das düstre Wolkenmeer brach zu weilen ein weißer greller Schein, der gleich wieder von nachziehendem schwarzen Dunst verhüllt wurde.

Sie schritten über den Platz, der das Viertel der Totenstraße von den übrigen Stadtteilen trennte, stumm hin. Don Emilio murrte im Stillen über die Dummheit seiner Begleiterin, wie er es nannte, aber dennoch fühlte er sich eigentümlich bewegt und erregt von der schlanken und zarten Gestalt, die sich an ihn geschmiegt hatte. Er hielt ihre brennende Hand fest in der seinen und drückte sie manchmal zärtlich an die Stelle des nassen Rockes, unter der nach anatomischer Berechnung sein Herz schlagen mußte.

Marie wurde immer beklommener, je näher sie dem Hause kamen. Es überfiel sie eine tiefe innere Furcht vor ihrem Begleiter, und dennoch hätte sie um alles in der Welt ihn nicht beleidigen mögen. Das Gesicht brannte und ihre Augen blickten ihn zuweilen forschend von der Seite an; von Neuem begann sie heftig zu zittern.

Als sie an die Brücke gelangt waren, blieb sie stehen. Zwischen den Pfeilern schoß dumpfgrollend und brausend das aufgewühlte Wasser dahin. Die trüb' und

fahl blinkenden Wellen schienen über- und durcheinander-zustürzen, und man hörte die untenliegenden Kähne hart zusammenstoßen.

„Jetzt dürfen Sie mich nicht weiter begleiten!“ sagte sie leise mit beklommener Stimme und ihr Atem stockte ein wenig. „Ich bin gleich zu Hause und in der Gasse dort geht es oft wüst zu.“

Er entgegnete nichts, aber umschlang sie mit beiden Armen und preßte sie eng an seine Brust, als wollte er sie nicht wieder loslassen. Sie fühlte seinen schweren und tiefen Atem, und auch ihr junger Busen wogte auf und nieder. Eine Weile hielten sie sich so umschlossen: „Soll ich wirklich gehen?“ preßte er zwischen den Zähnen hervor und sie erblickte seine Augen in eigentümlichen Glanze blitzen. Eine Blutwelle schwoll in ihrem Gesicht empor.

„Morgen“ . . . antwortete sie ebenso gepreßt . . . „um acht Uhr bin ich am Dome . . . wenn Sie kommen wollen . . .“

Er nickte leise mit dem Kopfe: „Gute Nacht!“

Dann hatte sie plötzlich beide Arme um seinen Hals geschlungen, und er fühlte sich von jungen frischen Lippen heiß und brennend geküßt.

„Gute Nacht — gute Nacht!“

Sie riß sich jäh von ihm los, blieb noch eine Weile stehen und sah ihn an:

„Wirst Du kommen?“ rief sie mit einem fast jauchzenden Tone.

„Ich komme!“

„Gute Nacht!“

Sie wandte sich um und lief mehr als sie ging die Brücke hinunter!

Noch einmal sah er durch die dunkle Nacht den Schein ihres zurückgewandten Gesichtes und die Hand grüßend schwenken. Er stand wie angewurzelt. Dann strich er sich mit der Hand über das Gesicht:

„Sie hat Feuer und Blut,“ murrte er; „eine nette Hexe . . . mich so zu narren.“ Er kehrte um und ging einige Schritte weit. Im Scheine einer Gaslaterne zog er die Börse hervor und zählte sein Geld:

„Nicht einmal genug zu einer Droschke,“ flüsterte er mißmutig den Kopf schüttelnd und trollte sinnend zu Fuß nach Hause.

* * *

Einige Wochen später, an einem schönen Maienabend stieg Marie behend die vier Treppen zu Don Emilios Wohnung herauf. Erhitzt von dem raschen Gang durch die staubigen und blitzenden Straßen atmete sie in der Kühle der Hausflur tief auf und trocknete die heiße Stirn. Ueber ihrem Gesicht lag ein Schimmer seligen Glücks.

Oben angekommen nickte sie der Wirtin, welche gerade fortgehen und in der Nachbarschaft einkaufen wollte, vertraulich zu. „Der Herr Bräutigam ist nicht zu Hause,“ erklärte Letztere, etwas boshaft lächend, „aber wenn Sie auf ihn warten wollen, so machen Sie es sich in der Stube nur bequem.“

„Das will ich thun,“ entgegnete das Mädchen und

öffnete die unverschlossene Thür zum Wohnzimmer des Dichters. Mit bekümmertem Blicke bemerkte sie, daß die Ordnung, welche sie mit vieler Mühe vor zwei Tagen hergestellt hatte, gänzlich zerstört war. Auf dem braunen einfachen Sopha und den Stühlen lagen gebundene und geheftete Bücher, teilweise aus dem Band gegangen, übereinandergeschichtet. Der Tisch war ebenso bedeckt mit den Erzeugnissen der zeitgenössischen Literatur, noch mehr aber mit beschriebenen und unbeschriebenen Papieren, Mappen, Briefen und Postkarten, die für Jedermann offen zur Einsicht lagen.

Marie war ein ordnungsliebendes Mädchen und sah nicht ohne schmerzlichen Groll die ringsum herrschende Verwirrung, auf der das warme Goldlicht der durch das offene Fenster hereinflutenden Abendsonne lag.

Nachdem sie ihr Frühlingshütchen aufgehängt und das niedergedrückte Haar vor dem Spiegel geordnet, beeilte sie sich Don Emilio eine Ueberraschung zu bereiten und von Neuem seine Bücher schön und säuberlich aufeinanderzuschichten. Die Aschenrestchen der Cigarren, welche der Dichter an allen Ecken abgestoßen hatte, wurden unbarmherzig abgestäubt, die Briefe und Postkarten aufeinandergelegt, die Manuskripte von den leeren Bogen getrennt, das unscheinbare Tintenfäßchen, welches auf einer Untertasse stand, zugekorkt und brüderlich neben die Leimflasche gestellt, und die Bücher, so weit es ging, genau nach der Größe, auf dem Regale geordnet.

Ein wenig erschöpft, ließ sie sich dann neben dem offenstehenden Fenster auf einen Rohrstuhl nieder und

blickte, die Hände im Schooß gefaltet, in die warme Abendluft hinaus.

Das letzte Licht der Sonne lag feurigglühend auf den Dächern und hüllte ihr Gesicht und ihre Gestalt in einen zauberhaften milden und duftigen Glanz. Sie öffnete ein wenig den Mund, als wollte sie all den unendlichen Schimmer so in ihre Seele hineintrinken, und ohne daß sie es selber wußte, legte sich ein leichtes glückliches Lächeln über ihre Lippen.

Vor ihren Augen dehnten sich, fern am Horizont in einen Dunst verschwimmend, die Dächer der Stadt; grau und düster lagen sie in der goldigen Abendluft da, mit den geschwärzten und den verwitterten Ziegeln, sowie den engen Giebelfensterchen, hinter denen die Armut wohnte. Dort und hier konnte ihr Blick tiefer auf große Holzplätze und schmutzstarrende mit schwarzem Ruß bedeckte Fabrikhöfe sinken, aus denen verworrener Lärm, ein unablässiges Sausen, Dröhnen und Klappern emporbrang. Aus den hohen schlanken Riesenschornsteinen quoll ein schwarzer dicker Qualm, durch den zuweilen ein düsterroter Flammenschwall brach, der den Rauch noch einmal zu entzünden schien. Ueber den Dächern hoch in der freien Luft breitete sich derselbe weit aus und schattete dunkel, wie eine Gewitterwolke über die Häuser hin, verfing sich in den Rinnen und Spalten und rieselte schwärzlich über die Ziegel.

Auf Mariens Herz legte es sich einen Augenblick wie Beklemmung.

So trüb' und finster war ihre Vergangenheit gewesen! Durch die Rauchwolken hindurch glaubte sie in

die dunklen Gelasse und engen Stuben der Totengasse zu sehen, und plötzlich war es ihr, als dränge all die dicke und stickige Luft auf sie ein. Wirre nebelhafte Gestalten tauchten empor; ein struppiger Kopf, um den das Haar wüst herabhing, ein verglastes Auge, schlaffe hängende Gesichtszüge. Wenn dieses Schemen vor ihrem Geiste aufstieg, so roch sie noch immer einen Branntweindunst, der sie anekelte. Sie sah diesen Mann, welchen sie Vater nannte, dort über den Dächern einen rasenden Tanz aufführen; alles zitterte an ihm, jedes Fingerglied und jedes Haar, die Nase tanzte allein einen Walzer und die blauen Lippen, über die es wie ein feiner Rauch drang, öffneten sich weit — weit zu einem wahnsinnigen markerschütternden Gebrüll. Dann sah sie ihn stürzen, einen blutigen Schaum aus dem Munde dringen, und von einer glühenden Feuerwelle umpackt mit einem lauten Gelächter von der Spitze des Daches schräg herunterrollen; mit einer Hand klammerte er sich noch an der Regenrinne; sie erblickte sein halb entsetzt halb vergnügt ihr entgegenstarrendes Gesicht, dann schoß er in die Tiefe hinab, schwer wie ein Sack.

Mariens Brust entrang sich ein leises Stöhnen ... Der Rauch schwellte dicker und dicker über die Dächer hin; es war ihr, als dränge er ihr entgegen und hüllte sie ganz ein in seine russigen erstickende Schleier. Ach, all diese Schmach und Schande, die sie gesehen und erlitten hatte! Und dort, wo der Vater gestanden, tauchte die Schwester im Rauche empor; nicht so blaß wie sie, eine volle üppige Gestalt, mit großen funkelnden Augen und blühenden Lippen. Vor Mariens Augen flimmerte

es, und eine dunkle Röte stieg in ihrem Gesichte auf. Auf einmal sah sie einen weiten Tanzsaal; von allen Wänden gleißte es golden herab, und der blendende Schein mischte sich mit dem purpurnen Glanz der Tapeten und Vorhänge. In den Winkeln schatteten Palmen und mächtige Blattpflanzen, während über dem spiegelglatten Boden die Schwester in rasendem Tanze dahinwirbelte. Immer wilder flog sie auf und nieder! Ihr Gesicht wechselte von Sekunde zu Sekunde! Bald schwenkte das verzerrte Antlitz des Vaters auf den entblößten Mädchenschultern, bald ein blasser Männerkopf mit himmelhohem Cylinder, und dann wieder das Gesicht der Schwester, immer lachend, immer mit jauchzendem Munde. Da stand sie plötzlich auf dem Dache, und riß die Kleider von ihrem Leib, durch die Lüfte flatterten die Gewänder dahin und wurden zu einem Volk von Raben und Fledermäusen, welches die tanzende Mädchengestalt immer wirrer und enger umkreiste. Zuletzt wirbelte sie ganz nackt und bloß über die Dächer dahin, in der rechten Hand einen Champagnerkelch schwingend; aber ihr Lachen war zu einem Kreischen geworden und ihr Gesicht, um welches das aufgelöste Haar in langen Strähnen flog, blaufahl und aschig wie das einer Toten. Und das blühende Fleisch welkte, kroch in gelbe Falten und Runzeln zusammen und fiel von den Knochen wie mürber Zunder. Aber die entsetzliche Gestalt tanzte noch immer — rasend — rasend! Zuletzt war es nur ein fleischloses Skelett, welches zwischen den Schornsteinen dahin wirbelte; durch die gelblich leuchtenden Knochen hindurch zog Dampf und Rauch und in das Rasseln und dürre Klappern der

Gebeine mischte sich das heisere Lachen und Schreien, welches unaufhörlich zwischen den Zähnen hervordrang.

Marie war mit dem Kopfe auf das Fenster gesunken. „Nicht so — nicht so!“ arbeitete es sich aus ihrer Brust hervor, und ihr Gesicht empor hebend suchte sie über den Schwall der Erde nach dem ruhigen Himmel. Mit der Hand strich sie sich über die Augen, und siehe, es schwand vor ihr fort wie ein Nebel. Die Dächer lagen ruhig und nüchtern da, und der Rauch aus den Schornsteinen verwehte friedlich in der klaren lichten Luft.

Ein Klopfen an der Thür verscheuchte die letzte Spur der Träume und gleich darauf schob sich die Gestalt der Wirtin halb ins Zimmer herein und warf nachlässig einen Brief auf den Tisch: „Der ist soeben für den Herrn angekommen.“

Marie nickte und stand auf! Einige Male ging sie in der Stube auf und ab und warf freundliche Blicke um sich. Jedes Möbelstück sah sie mit einer gewissen Zärtlichkeit an, als wenn es ihr zu eigen gehörte.

„Alles wird gut,“ dachte sie, „alles wird gut! Das liegt nun hinter mir,“ und sie trat von neuem ans Fenster, richtete sehnsuchtsvoll ihr Auge über die verschwärzten Dächer zu dem duftigen Abendhimmel, als wollte sie sagen: „Empor! Empor!“

Die Luft glänzte still und feierlich hernieder, als wußte sie nichts von all dem Drang und dem Lärm, der unter ihr hinschwoll. Goldig zitterte der feurige Glanz der Sonne in der Nähe und Ferne, wie ein zarter duftiger aus funkelndem Licht gewobener Schleier, der breit über die Erde hinschwebte und in ihm hinge-

webt hoch oben am Himmel schimmerten federleichte Wölkchen, und schwammen leise nach Osten herunter; ihr schneeiges Weiß färbte sich an den gekräuselten Rändern rosarot oder ward zu einem feinen duftigen Violett.

Marie ward es so frei und weit um die Seele, als höbe sie sich dort mit den Tauben in die funkelnde Höhe, als zöge sie mit ihnen, auf deren Flügel zuweilen ein heller Lichtstrahl fiel, daß es aufglänzte wie ein weißlicher Blitz, durch die klare Maienluft dahin.

Gleich diesem Abendhimmel strahlte die Erinnerung an die letzten Wochen in ihre Seele hinein. Sie sah sich von Neuem durch die sturm- und regenzerwühlte Aprilnacht wandern. Seit ihrer Jugend hatte sie fast nichts als Rohheit und Gemeinheit ringsum, hart mußte sie um ihr Brot arbeiten, doch keiner schenkte ihr dafür ein freundliches Wort. Verdrossen und trüb gingen ihre Tage dahin; sie fühlte wohl, wie sie doch bei den Menschen nicht viel mehr galt, als ein Tier, oder wie Eine, die früher oder später einmal ein Ende nehmen würde, gleich ihrer Schwester — im Winkel einer Straße, in den schrecklichen Kammern eines Hospitals.

Da war es ihr zuerst wie ein wunderbarer Traum vorgekommen, als jener schützend seinen Arm um sie legte, schmeichelnde Worte ihr ins Ohr flüsterte und sie so rücksichtsvoll, so zart behandelte, wie eine vornehme Dame. Ihr Herz brach plötzlich auf und über sie strömte eine bezaubernde Fülle unendlichen Stolzes und unbeschreibbarer Seligkeit. Er ward ihr zu einem höheren Wesen, zu einem gütigen Genius, der alle Liebe über sie ausgoß.

Sie schwankte in diesen Wochen wie in einem seltsamen Scheinleben hin. Glühende Schauer durchrieselten ihr Blut, aus jauchzender Luft und seligen Hoffnungen verfiel sie in eine unbegreifliche Schwermut und öde Traurigkeit. Nur eins verließ sie nie: die Sehnsucht, ihn zu sehen, den Klang seiner Stimme zu hören und den Druck seiner Hand zu fühlen. Bei der Arbeit kam es oft plötzlich über sie; mit flirrenden Augen wollte sie aufspringen und forteilen. Und nie verlangte er von ihr etwas. Sie küßte ihn und er wehrte noch ihre allzustürmischen Liebkosungen ab; dann lächelte er auch wohl mit einem zufriedenen Kopfnicken, streichelte mit der Hand über ihr Haar, und sprach von gewissen hochstehenden Damen, die glücklich wären, an ihrer Stelle zu sein; trotz ihres Reichtums und ihrer wunderbaren Schönheit könne er sie nicht lieben, es thäte ihm ja sehr leid, aber wie solle er es ändern, daß sie in furchtbaren Gram sich verzehrten und hinwelkten wie Gras unter dem Strahle der glühenden Sonne. Er sagte das mit dem weichsten Klange seiner schönen Stimme, der Ton zitterte dabei ein wenig und seine Augen schweiften wie verloren in der Ferne. Ja, sie wußte es selber, sie fühlte es in ihrem eigenen Herzen, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehen.

Die Dämmerungsschatten drangen höher und höher von der Erde empor und spannen sich über die Dächer gleitend durch die weite abendliche Luft. Blasser färbten sich die goldnen Schleier und ihr zartes Gewebe nahm einen silbriggrauen Glanz an. In der noch hellen Luft stieg der Mond empor und breitete um sich einen ganz

feinen weichen Schein, der nur wie ein Lichtduft von ihm ausfloß . . .

Mit einem kräftigen Ruck ward die Thür aufgestoßen und in ihrem Rahmen stand Don Emilio in einer gebietenden Stellung, mit den Augen imposant in dem halbdunklen Zimmer umherschauend.

Aufjauchzend stürzte Marie ihm entgegen und warf sich an seine Brust. „Du — Du!" stammelte sie, während ihr Mund lachte und die dunkelbraunen Augen hell glänzten. Don Emilio nickte freundlich mit dem Kopfe, faßte mit der Hand ihr Kinn und küßte sie väterlich auf die Stirn: „Nicht so stürmisch, Kind," sagte er, „nicht so verliebt. Du bist wilder und leidenschaftlicher als Penthesilea."

Er duldete gütig, daß Marie ihm den Ueberzieher abzunehmen behülflich war und überreichte ihr Hut und Stock, welche sie hurtig zur Seite brachte.

„Es ist auch ein Brief angekommen," bemerkte sie, „er liegt dort auf dem Tische."

Don Emilio nahm und wandte ihn mehrmals in der Hand umher. Dann riß er das Couvert mit einem kräftigen Ruck ab und ließ es nachläßig auf den Boden fallen.

„Geärter Herr!" las er mit ruhiger Miene. „Nu ist es aber genug und Sie sind nicht gekomen und wolten doch das Geld bringen wie Sie versprogen haben, meine Geduld ist ahber zu Ende und wen ich nich in drey Tagen das Geld habe dan verklahge ich sie und lase Sie fänden da können

Sie das Abendmal drauf nämen. Außerdem achtungsfol Peter Kretzer."

Don Emilio faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn in die Brusttasche.

„Oh, nur ein Verleger," sagte er mit einer gewissen geringschätzigen Miene, „der mit mir in Verbindung treten möchte. Er bietet ja ein ganz hübsches Sümmchen für meine nächste Arbeit, — aber man wird so überlaufen . . ."

Damit ließ er sich in das Sopha gleiten und strich mit den weißen schlanken Fingern wohlgefällig durch den sorgsam gepflegten blonden Vollbart. Marie lehnte am Ofen und blickte ihn bewundernd an. Das schöne regelmäßig geschnittene Gesicht, die blauschimmernden Augen und über der Stirn das liebevoll gescheitelte Haar — alles riß sie zur Entzückung hin.

„Laß das Fenster nur offen," sagte er mit seiner melodischen Stimme, „die Abendluft thut meiner erhitzten Stirn wohl. In der Dämmerstunde kommen mir immer allerhand Pläne und Gedanken."

Das Mädchen war zu ihm hingetreten und neben ihm auf der Erde niedergekniet. Den Kopf legte sie auf seine Knie und umklammerte zärtlich mit den Händen seine Rechte.

„Nun, was hast Du den ganzen Tag über gethan, kleine Hexe?" begann er nach einer Weile.

„An Dich gedacht," sagte sie; „ach, wie habe ich mich auf den Abend gefreut, mit Dir wieder zusammen zu sein."

Er nickte mit einem zufriedenen Lächeln und streichelte ihr dunkles weiches Haar.

„Mia porra,“ „mia tenera porra,“ flüsterte er mit weichem Tone, in dem merkwürdigen Glauben, damit einige italienische Schmeichelworte gesagt zu haben, oder um doch bei ihr den erhabenen Anschein zu erwecken, als verstände er diese edle und schöne Sprache! Ein Klopfen an der Thür unterbrach diese idyllische Stimmung, und ohne ein Herein abzuwarten, steckte die Wirtin ihren Kopf ins Zimmer herein: „Soll ich Ihnen die Lampe und das Abendessen hereinbringen, Herr Kolbe?“ fragte sie in einem kurzen und groben Tone.

„Ja, und zwei Teller, edle Dame!“ entgegnete er pathetisch. „Du ißt doch mit, Marie?“

„Ich habe gar keinen Hunger!“

„Nun, einen Bissen!“

Die Wirtin verschwand und brachte bald darauf auf einem Tablett Brod, Butter, etwas kalten Aufschnitt und zwei Flaschen Bier. Stumm und mit einer gewissen verdrossenen Heftigkeit pflanzte sie ihre Gaben zwischen den Büchern und Papieren auf. Dann zündete sie die Lampe an und ging wieder.

„Ja,“ sagte er, „dann wollen wir essen — und nachher“ . . . er machte geheimnisvolle große Augen; „dies Hundeleben wird man auf die Dauer satt, und man muß zuweilen die Muse durch einen echten Göttertrank wieder geneigt machen . . . Geh' mir nicht an meinen Ueberzieher!“ schloß er mit einem fast ängstlichen

Tone, obwohl sie nicht die geringste Bewegung dazu gemacht hatte.

Während des Essens führte Emil fast ausschließlich das Wort, indeß Marie in stummer Andacht dasaß, zuhörte und den Geliebten bewundernd anschaute. Ueber seiner weißen Stirn hing das bräunlich-blonde schimmernde und leicht gewellte Haar genial ein wenig herab, und gerade in der Mitte wagte sich eine düstere Hamletslocke am weitesten hervor; Emil liebte es, den Kopf plötzlich mit einem majestätischen Ausdruck emporzuwerfen und die Augen dabei weit und strahlend zu öffnen, als wäre ihm soeben an der Decke eine himmlische Offenbarung geworden.

Gerade eben hatte er es wieder gethan, während die mit Messer und Gabel bewaffneten Hände auf dem Tisch ruhten.

„A propos, was ich sagen wollte," begann er dann nach einer kleinen Pause. „Vielleicht hast Du die außerordentliche Güte, meine Liebe, den schwarzen Anzug mir in den nächsten Tagen einmal nachzusehen. Einige der Knöpfe hängen nur noch dürftig am Faden. Diese nüchternen Gesellschaften von heutzutage mit Herrn Commerzienrat Schlaps und der gnädigen Frau von Klaps, mit denselben Höflichkeitsphrasen und conventionellen Salongesprächen (das lon sprach er mit einem wunderbaren Nasenlaute aus) ist mir in der tiefsten Seele verhaßt. Wie glücklich ihr einfachen Kinder des Volkes, die ihr auf eurem unschuldigen Festen ganz der Natur und dem Drange des Herzens folgt, euch liebt, umarmt und küßt, und, um volkstümlich zu sprechen,

redet, wie euch der Schnabel gewachsen ist, — wie glücklich seid ihr, daß ihr dem Moloch der Gesellschaft eure Natürlichkeit nicht als schreckliches Opfer darzubringen braucht. Aber ich in meiner Stellung kann mich unmöglich ihr entziehen. Vielleicht habe ich Dir schon erzählt, daß hier in der Stadt noch ein reicher Verwandter von mir wohnt — ein ziemlich entfernter Verwandter allerdings, der mich schon so oft und immer wieder aufs flehentlichste gebeten hat, ihn und seine Familie häufig zu besuchen. Einige Male bin ich auch da gewesen, und habe dann die Gesellschaft allein auf meine Kosten unterhalten müssen; man hat es an zartester Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen und mich durch die ausgesuchtesten Schmeicheleien über meinen Geist und Witz zu versöhnen gesucht, aber schließlich ist man so etwas doch gewöhnt, und es macht eben die Thatsache nicht anders, daß ich in diesen Gesellschaften mich immer einsam und allein fühlen mußte, „unter Larven die einzig lebende Brust", citirte er mit einer etwas unglücklichen Textänderung. „Heute Morgen führte mich mein Unglück nun diesem Oheim, Vetter oder wie soll ich sagen, in den Weg, und da bin ich wieder gequält worden bis aufs Blut, ihn über drei Wochen mit meinem Besuche bei einem kleinen Gartenfeste, welches er veranstaltet, zu beehren — beehren! auch eine dieser leidigen Höflichkeitsphrasen! — daß ich zuletzt nicht mehr länger widerstehen konnte und in humoristische Verzweiflung ausbrach: „„Nun denn, nehmt mich als Schlachtopfer hin, ihr Barbaren! nährt euch von meinem Geiste, sind wir Dichter doch stets die Kerzen, welche, indem sie eure

Nacht erleuchten, sich selbst im eignen Feuer verzehren.““ Er sprach dann noch von einer Base, deren Namen ich nie gehört, wahrscheinlich von Adam her verwandt,“ Emil lächelte ein wenig — „die einige Sachen von mir gelesen und, glaub' ich, aus Oesterreich da heraufgereist ist, um mich kennen zu lernen. Es soll eine sehr geistreiche Dame sein, auch sehr vermögend, und ich glaube gar, der gute Ohm möchte sich um uns Beide ein ganz niedliches, warm gefüttertes und vortreffliches Kuppelpelzchen verdienen.“

Während er diese letzten Worte wie absichtslos vor sich hinplauderte, beobachtete er mit verstecktem Blicke die Wirkung, welche sie auf das Mädchen ausübten. Er sah, wie es nur für einen Augenblick lang in ihrem Gesicht aufzuckte und wie sie ängstlich zu ihm hinstarrte; diese Wahrnehmung befriedigte ihn außerordentlich und er ergriff das Bierglas, um mit ihr anzustoßen.

„Aber ich denke, das hat lange Wege! Wenn Du nur willst!“ sagte er mit einem lauernden Tone. „Wenn Du nur willst.“

Sie nickte, ohne recht zu verstehen, mit dem Kopfe und blickte ihn noch immer ein wenig verschüchtert an, gerade wie ein hungriger und verregneter Spatz.

„Ich wollt', ich könnte immer bei Dir sein und brauchte Dich nie und nie zu verlassen,“ sagte sie endlich mit leiser Stimme; „es wäre Niemand glücklicher als ich!“

„Als mein Frauchen,“ schäkerte er, und warf ihr einen heißen Blick zu, der ihr das Blut in die Wangen

trieb. „Aber was will aller Geist und aller Reichtum? einem echten und vollen Künstler ist er Dunst, Schemen, ein Nichts. Wir dürsten nur nach Liebe! Wahrlich, Maria —“ er blickte mit einem feurig schwärmenden Blicke zur Decke empor, „wenn ich wüßte, daß Du mich liebtest, wäre ich gefeit, wie der Ritter des Märchens, gegen all' die üppigen Verführungskünste jenes Weibes, mit dem die kalte, vernünftige Welt mich verbinden möchte . . . Aber jene Liebe müßtest Du in Deinem Herzen verspüren, wie ich sie meine.“

Er sprang, wie von tiefer innerer Erregung befallen, von seinem Stuhle auf und stand in malerischer Haltung da, den Kopf emporgeworfen, als sähe er eine wunderbare Offenbarung. Sein Antlitz atmete geheimen Schmerz und ungestillte Sehnsucht.

„Oh, Maria, siebenundzwanzig Jahre lang habe ich das Leid der Welt ertragen. Viele Stürme sind über dieses Herz dahingebraust, doch ein süßer Stern leuchtete immer mit demselben abgöttisch schönen Glanze durch die Wolken hernieder auf meinen dunklen Pfad! Dieser Stern war die Liebe! Die Liebe wollte ich finden. Wo finde ich sie? Droben im Jenseits? hier in der Welt? Hier in der Welt, Maria! Was nicht in der Welt ist, ist nicht im Himmel! Aber wo in der Welt? wo? frage ich! Ein schrilles Lachen! Ist das Antwort? Nein, es ist keine Antwort! — Bin ich ein Narr?“ Emil machte eine Pause, übermannt von seinem Elend, und legte die Hand auf das pochende Herz. Dann fuhr er mit den Tönen des höchsten Pathos fort:

„Liebe?! Ich habe sie gesucht — gesucht — gesucht! In den Sälen der Großen, an den Tischen der Reichen! Ja, Maria, ich gestehe, schon manches schöne Weib hat ihren Thron in dieser armen Dichterbrust aufgeschlagen. Durch das gleißende Lächeln einer Sphinx lockten sie mich an ihre Brust, aber nur um mich zu ersticken in kalter steinerner Umarmung. Nichts, als frostiger Egoismus wohnte in ihrer Seele! Larven und Masken sind es! Da ward meine Seele matt und mein Leib siechte. „Es giebt keine Liebe," schrie mein Herz! „Nun denn," rief die Hölle, „es giebt Genuß! Verpraß Deine Tage! Das Weib ist eine Ware! Koste sie! Wirf sie fort!" That ich's? Ich that's. Ja, ich ward ein Sünder — ein Sünder — oh, ein Sünder, Maria! Doch zuletzt packte mich bitterer Ekel vor all dieser Gemeinheit, und Durst faßte mich wieder nach dem Göttlichen, Reinen! Und so sah ich Dich, Maria, das arme Kind des Volkes! In meinem Hirn ein Blitz! Soll ich in enger dumpfiger Hütte finden, was ich vergebens suchte im Prunksaal der Reichen? Wohl umpanzerte ich mein Herz mit Kälte und Frost! Sollte ich wieder so furchtbar enttäuscht werden? Hoffe lieber nicht! und doch — ich hoffte! Oh, Maria, wenn ich wüßte, daß in Deiner Seele jene Liebe loderte, von der meine Jugend träumte! Daß Du die Erfüllung meiner Sehnsucht brächtest! Daß ich bei Dir jene Liebe fände, jene hohe — einzig wahre — jene reine — lautre — edle — himmlische — göttliche — unfaßbare — unsagbar schöne Liebe, nach der ich verschmachte! Wenn ich wüßte, Maria, wenn ich wüßte!"

Emil schlug die Hände vors Gesicht und wagte den Gedanken dieses Glückes nicht auszudenken. Seine Brust hob sich stürmisch auf und nieder, und ein Schauer schien seine Gestalt zu schütteln. Maria vermochte nicht zu sprechen. Ihr tiefergriffenes Herz war zum Zerspringen voll, während sie auf das Tischtuch starrte, ebenso erfüllt von der Empfindung eines einzigen großen Glückes, wie von einer dumpfen Furcht und tieftraurigen Wehmut. Die Worte Emils waren wie ein Regenschauer über sie gekommen; verstanden hatte sie nicht viel davon, aber den düsteren und schmerzvollen Klang und Ton der schönen Stimme ganz in sich gesogen, und sie wäre ebenso tief ergriffen, hätte er in dieser Weise einen Artikel aus dem Conversationslexikon vorgelesen.

Emil hatte eine kunstvolle Pause gemacht, in welcher das Mädchen die empfangenen Eindrücke verarbeiten konnte.

„Jene Liebe,“ begann er von Neuem, „jene Liebe meine ich, die Rückert in einer seiner größten Stunden wenigstens geahnt hat; jene Liebe, die da sterben macht das Ich, den dunkeln Despot! Wo die Zweiheit wieder zur Einheit wird, das Getrennte wieder zusammenfließt. Welt und Gott verschwistern sich da, und der Egoismus, dieser harte, tückische, granitene Sohn der Hölle, bricht weinend zusammen. Jene Liebe meine ich, die nichts nach der Welt frägt und Seligkeit atmend auf goldigen Wolken hoch über ihrem Dunst und Qualm dahinfährt. Jene Liebe, Maria, die sich selber ganz vergißt, ihren Egoismus zum Tuismus gestaltet, und nichts als das

Glück des Geliebten will. Nichts behält sie für sich, ganz giebt sie sich ihm hin, mit Leib und Seele, mit Seele und Leib! Platonische Liebe ist Krankheit, Ueberspanntheit, Schwäche, Hysterie! Nennst Du meine Liebe sinnlich? Ja, sie ist's! Mit Stolz ruf ich es in alle Winde hinaus! Aber durch das Leibliche steigen wir zum Seelischen empor, vom Irdischen gelangen wir in die Himmel und Paradiese Gottes. Selber werden wir zu Göttern, Maria! Und von neuem ist in Wahrheit Christus auferstanden!"

Er trat zu dem Mädchen hin und nahm zärtlich seine Rechte zwischen beide Hände, während sein Gesicht in einem überirdischen Glanze strahlte.

„Ich will Dir Zeit lassen, meine Worte zu überdenken, Kind! Aber glaubst Du, daß Du im Stande bist, meine Sehnsucht zu stillen? Erfüllt die Liebe zu mir wahrhaft Dein Herz; fühlst Du jene thörichte und doch so kluge Leidenschaft, jene verzehrende Sinnenglut in Dir, daß Du um meinetwillen die ganze Welt verlassen könntest, ihren Hohn und Spott ertrügest, um mich dafür zu besitzen, mich ganz allein, den armen Dichter, den Schwärmer, der vielleicht doch noch tiefer denkt, als alle Weisen und Philosophen, die sich so klug dünken? Sieh, heute Morgen dachte ich an Dich! Und da kam es plötzlich über mich so gewaltig, daß ich nicht widerstehen konnte . . . Da habe ich ein Gedicht verfaßt, überschrieben: „An Maria!"

Er legte seine rechte Hand auf ihr Haar und begann dann, mit einem glühenden Blick in die Ferne, als sähe er dort die Worte geschrieben, aus dem Ge-

dächtnis mit heißer Leidenschaft zu deklamiren. Er kannte alle seine Gedichte auswendig.

„Die kalten Seelen haſſ' ich,
Deren Herzen erstarrt,
Nun hast Du, schöne Teufelin,
Genung den Dichter genarrt.

Nicht will ich in blasser Minne
Singen Dir noch ein Lied,
Kein Schwärmer bin ich, dessen Blut
Siech durch die Adern zieht . . .

Küsse mich nun, Du stolzes Weib,
Löse Dein Seidengewand,
Flammende Sünde zerschmelze Dein Eis, — —
Hinab in der Höllen Brand!!

Aus Liebe den Tod, im Straßengewand,
— Gebettet auf hartem Stein! —
Ist besser, als lebtest Du ungeliebt
Im goldenen Sonnenschein!

Die Liebe sündigte noch nie,
Hör's, Stolze, beim heiligen Gott!
Und wenn Du mich liebst, was kümmert uns
Der Menschen neidischer Spott?

Küsse mich drum, Du stolzes Weib,
Löse Dein Seidengewand,
Flammende Sünde zerschmelze Dein Eis — —
Hinab in der Hölle Brand!!!

„Bin ich das?“ fragte Maria, da sie sich durchaus nicht bewußt war, ein seidenes Kleid zu besitzen, und dieses Wort einzig in dem Gedicht verstanden hatte.

„Holde Unschuld!“ lächelte Emil, „wer anders als Du? Natürlich durch meine Phantasie in das Reich der Idealität erhoben, gewissermaßen typischer gestaltet. Das Seidengewand ist eine poetische Licenz, die Du bei allen großen Dichtern findest, Musset, Byron, Leopardi, Zorilla, Carducci, Stecchetti, Ramon de Campoamor und wie die Genien der neuen Literatur alle heißen. Doch trinken wir auf unsre Liebe!“

Er ging mit einer gewissen Würde und Feierlichkeit an seinen Ueberzieher, um die Ueberraschung des Abends hervorzuholen. Einen sorgsam mit Papier umhüllten Gegenstand brachte er mühsam aus der weiten Tasche hervor und stellte ihn dann auf den Tisch, vor Marien hin.

„Es ist ein seltner kostbarer Wein, ein echter Wein für Dichter . . . Cyperwein!“ sagte er. „Beim Cyperwein sollst Du mir gestehen, ob Du mich wahrhaft liebst . . .“

Für kurze Zeit verschwand er, um von der Wirtin Weingläser zu besorgen. Mit einem etwas mißmutigen Ausdruck kam er zurück, zwei kleine Kaffeetassen in der Hand. „Das ist da vorn auch eine nette Wirtschaft,“ schimpfte er; „nicht einmal Weingläser im Haus. Wein aus Kaffeetassen, da geht auch alle Poesie verloren . . . Niederträchtig! Aber was soll man machen?“

Er goß den dunkelbraungelben Wein, der etwas Syrupähnliches hatte, langsam und vorsichtig ein, und

stieß darauf mit ihr an. Es gab einen trocknen Klang.

„Oh, schmeckt der schön!“ erklärte Marie und wagte von dem süßen, schweren Getränk nur ein wenig zu nippen. „Der muß aber teuer sein!“

„Sieben Mark!“ log Emil, der noch nicht die Hälfte dafür gegeben. „Aber trink nur ordentlich, der muß ordentlich getrunken werden in langen und tiefen Zügen.“ Er feuerte sie immer von Neuem an, während er selber nur sehr wenig genoß.

Es dauerte auch nicht lange, bis Marie seine Wirkungen verspürte. Sie fühlte ordentlich, wie ihr Blut sich langsam erhitzte und rascher durch die Adern zu rollen begann. Eine innere heimliche Glut durchdrang die Glieder und ein Gefühl der Wollust, wie sie es noch nicht empfunden zu haben glaubte. Zugleich bemächtigte sich ihrer eine sanfte, traumartige Mattigkeit, so daß sie zuletzt den Kopf auf die Schulter Emils legen mußte und ihn mit großen glänzenden Augen anblickte.

„Liegst Du so gut?“ fragte er mit leiser verschleierter Stimme, indem er den Arm um ihre Hüfte schlang, und ihren Hals, Mund und Augen mit zahlreichen Küssen bedeckte. „Hast Du mich lieb? Fühlst Du jene Leidenschaft in Dir, von der ich vorhin gesprochen?“ Sie nickte leise mit dem Kopfe.

„Weißt Du das noch nicht? Wüßtest Du, wie sehr — wie sehr lieb ich Dich habe! Ich meine, ich hätte Dich schon seit Jahren gekannt. Und ich glaube, ich würde sterben, wenn ich Dich jetzt noch lassen müßte.

Ich kann mir jetzt das Leben ohne Dich nicht mehr denken . . . Es ist so schön — so schön!"

„Kleine Schwärmerin!" flüsterte er, zog sie auf seinen Schoß und preßte sie innig an seine Brust. Sein Auge blickte mit verlangender Glut in das ihrige und sein Mund lag an ihrem Ohre. „Wenn Du nur willst," raunte er ihr zu; „dann brauchen wir uns nie zu trennen . . . niemals — niemals, Maria -- wenn Du nur willst."

Sie blickte stumm auf den Tisch, und zählte mechanisch die Brodkrümel, die dort lagen. Ihre Stirn glühte, während die Gedanken unbestimmt durcheinanderschwammen, wie bei einem, der im Begriff ist, einzuschlafen.

„Willst Du mein sein?" hörte sie von neuem ihn leise flüstern und fühlte brennende Küsse auf ihrem Munde.

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst, Emil," brachte sie endlich stockend hervor. „Nein, nein . . . sprich nicht weiter! . . . Morgen . . . ein anderes Mal . . . komm, laß mich los . . . Es ist gewiß schon spät geworden . . . Die Hausthür unten zu . . . Ich muß nach Hause gehen . . . bitte, bitte, laß mich . . ."

Eine namenlose Angst überkam sie plötzlich; mit Gewalt machte sie sich aus seinen Armen frei und taumelte von seinem Schoße auf. Ihre Glieder waren so schwer, daß sie sich im ersten Augenblicke an dem Tische festhalten mußte. Es war ihr, als hätte Jemand den Namen ihrer Schwester gerufen und zugleich tauchten

wieder die schrecklichen Bilder empor, von denen sie vorhin gepeinigt.

Bangpochenden Herzens lehnte sie am Fenster und blickte mit unruhigem, verstörtem Auge zu Emil herüber.

Draußen goß der Mond sein bleiches, bläulich-silbriges Licht durch die stille Maiennacht und über die Dächer der Stadt aus; in scharfen Umrissen prägten sich die Zinnen und Schlote in der klaren Luft ab, indeß die Rauchwolke, die noch immer aus dem Fabrikschornstein emporstieg, von dem Glanz des Mondes getroffen, schimmernd aufblitzte und fast aussah, wie ein im Winde flatternder, weißseidner Riesenschleier. An den Fensterscheiben floß das Licht mattblinkend hernieder und umhüllte auch das Haupt und Gesicht Mariens mit seinem bläulichfahlen Schein, in dem die Züge des Mädchens etwas Toten- und Schattenhaftes bekamen.

„Sei nicht bös, Emil, sei nicht böse," bat sie in flehendem Tone. „Du weißt, daß ich Dich lieb habe über alles in der Welt! Aber das darf ich nicht ... Wenn Du mich dann verläßt, bin ich wie meine Schwester ... auch so Eine! ... Wie meine Schwester! Und dann hab' ich nichts mehr auf der Welt, bin ich nichts mehr ... Nein, Emil, nein!"

Emil war sitzen geblieben und wandte ihr fast den Rücken zu. „Also so wenig kennst Du mich," rief er mit dem Tone der tiefsten Entrüstung, „daß Du mich für einen ehrvergessenen Buben hältst, der nur darauf ausgeht, Dich zu schänden und dann mit den Füßen fortzustoßen? Ist das Deine Liebe? Oh, wieder — wieder getäuscht!" fuhr er schmerzlich fort; „wieder

habe ich mein heißes Herzblut als Opfer ausgeschüttet vor ein Bild — von Stein, vor eine Sphynx mit verlockenden Augen und eiskalter Seele! Ja, sieh mich nur an, Maria! Diese Blicke sind Lügen! Deine Worte sind Lügen! Nie hast Du mich geliebt, nie — wenn Du nicht mir Alles hingiebst, wie ich zu jeder Stunde alles für Dich opfern will, — Ruhm, Stand, Ehre — mich — mich ganz!"

Emils edle Entrüstung flammte immer höher empor.

„Glaube nicht, daß Du die Liebe betrügen kannst! Habe ich Dir je eine Gemeinheit gezeigt, habe ich Dir ein Recht dazu gegeben, daß Du mich so schmähen darfst, wie Du es gethan! Ja, Du hast mich geschmäht, beschimpft, wie man tötlicher einen Mann nicht beschimpfen kann! Unverhüllt und ohne Scham hast Du mich einen Buben genannt! Lüge nicht, — Du thatest es! . . . Geh hin — geh hin, Du Arme mit dem toten kalten Herzen! Zum letztenmale haben wir uns heute gesehen! Lache, freue Dich über den Narren, der so jungen, schönen und doch so falschen Augen traute . . . Nie vielleicht verharscht die Wunde, die Du mir geschlagen! — Sei's denn! Ich bin ein Sohn der Nacht und zum Leiden geboren. Und wieder will ich hinaus um die Liebe zu suchen, — zu suchen, und nie zu finden."

Während er so dastand, überzog sein Gesicht eine immer dunklere Röte. Das Haupt emporgeworfen und beide Hände weit ausgestreckt, glich er, hingerissen von der Glut der Rede und berauscht von den eigenen Worten, einem zürnenden Gotte. Er wußte, daß er

schön war, aber in solchen Augenblicken gewann er auch etwas Erhabenes, Gebieterisches! Er empfand doppelte Bewunderung für sich und konnte Stunden lang in diesem hinreißenden Style weiterdonnern, wenn auch nur die Tische und Stühle, oder gar seine Wirtin stumme Zuhörer waren.

Sein armes Opfer starrte mit furchtsamen Blicken auf ihn hin, wie ein Kaninchen auf die Boa constrictor! Niemals war er ihr so schön erschienen als jetzt, und ein trunkener Taumel kam über sie. Ihr Blut brannte und das Herz schnürte sich ihr zu.

„Ich . . . ich . . .“ stammelte sie. „Emil!“

Er that, als sähe er nicht, wie sie mit sich rang und kämpfte.

„Nein, nein,“ rief er pathetisch, „geh! lerne die wahre Liebe kennen, Kind! Mädchen! Mein Segen mit Dir! Mich — mich wird vielleicht die Alltrösterin Kunst über diese furchtbare Stunde hinwegführen.“

Er wandte sich von ihr ab und griff mit einer entschlossenen Bewegung nach der Tasse Wein, als müßte er seine Verzweiflung mit so feurigem Getränk betäuben.

„Ich . . . ich . . . oh . . .“ hörte er hinter seinem Rücken Marie qualvoll stöhnen! Einige Schritte machte sie der Thüre zu . . . einige Schritte, dann fühlte Emil plötzlich seine Hand heftig ergriffen und mit leidenschaftlicher Glut geküßt, zugleich eine brennende Thräne niederfallen. „Verlasse mich nie — verlasse mich nie,“ bat sie mit erstickter Stimme, während sie das Haupt an seiner Brust verbarg.

Gehobenen Herzens kam Emil einige Zeit später in der Stille der Morgendämmerung nach Hause. Das berühmte Gartenfest und die italienische Nacht, zu der man ihn eingeladen, hatte einen glänzenden Verlauf genommen, und das fahle gelbgraue Licht des anbrechenden Tages brach bereits durch die weitgeöffneten Thüren und Fenster in den freundlichen Gartensaal, wo die letzten Paare Abschied nahmen. Bald darauf rollten die Wagen die Landstraße hinab und der Stadt zu, ferner und ferner klang der dumpfe Schall der Räder und das Traben der Pferde durch die leichten Morgennebel zurück, und dann sah sich Emil allein in der stillen aufwachenden Natur.

Er hatte es vorgezogen, zu Fuß nach Hause zurückzukehren, da sein Kopf von dem genossenen Weine und den Cigarren etwas dumpf und schwer war und sein Mund wie ausgetrocknet. Der feuchte und herbe Duft, welcher die ganze Luft erfüllte, aus der Erde hervorbrach und dem saftig grünen Laub der Bäume entströmte, that ihm nach der durchschwärmten Nacht wohl und kühlte die heiße Stirn, sowie das leichte Brennen seiner Augen.

Am Himmel zog graues Gewölk, vom Morgenwinde getrieben, rasch und leicht dahin und die dünnen Nebel flatterten zerrissen auf und nieder, als brächen weißliche Rauchmassen aus dem Boden und den schauernden Baumgipfeln hervor. Von Osten herüber drang ein rötlich gelber Schimmer und färbte die trübe Luft mit einem matten sanftblinkenden Glanze.

Emil befand sich noch immer wie in einem Rausche.

Freilich hatte er sich zuerst in der fremden Gesellschaft recht unbehaglich und gedrückt gefühlt, und es kam ihm selber vor, als wenn er am Nachmittag sich etwas unbeholfen benommen hätte. Der geliehene Frack war ihm doch etwas zu weit und warf hinten am Rücken einige Falten, und da er fortwährend daran denken mußte, so machte er beim Ballspiel den Eindruck eines sehr zerstreuten Menschen. Als er bemerkte, daß die jüngeren Damen dies für eine berechtigte Eigentümlichkeit aller Dichter und Künstler ansahen und ihn mit einem gewissen Interesse betrachteten, nahm diese Zerstreutheit immer mehr Oberhand bei ihm. Mit einem stillträumenden Blicke sah er zum Himmel empor und sein schönes Auge schien sich in unendlichen Gedankenfernen zu verlieren. Rief man ihn an, so schreckte er wie ein Nachtwandelnder aus diesem Brüten empor, und strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, während ein mildes Lächeln um seine Lippen spielte: „Oh, meine Damen — ich dachte gerade“ . . . Da er ein selten schöner Mann war, so fand man dieses sehr reizend, während einige ältere Damen diese Bescheidenheit und Weltunklugheit für die liebenswürdige Naivetät eines Genies ansahen und im Stillen beschlossen, den jungen Mann als ihren Schützling in die große Welt einzuführen und den letzten Schliff an seine Erziehung zu legen.

Emil fühlte sich immer freier von der Beklommenheit, die ihn Anfangs quälte. Da die Gesellschaft mehr aus Damen, als aus Herren bestand, und diese Herren fast alle den Verlobungsring bereits trugen, so

wurde Emil von den Ersteren ganz besonders bevorzugt. „Ist es wirklich wahr, daß Sie ein Dichter sind? Ich möchte so gern etwas von Ihnen lesen,“ bat man ihn mit liebenswürdigstem Lächeln und doch lehnte Emil im Anfange mit größter Bescheidenheit jeden Vergleich mit Goethe, Schiller oder Heine ab. In einem leichten humoristischem Tone und gewinnender Bescheidenheit bat er alsdann um die Gunst der Damen, wenn im kommenden Winter sein erstes Lustspiel am Stadttheater aufgeführt werde und legte sein Schicksal in ihre kleinen Hände. An der Hofbühne habe man es leider seiner scharfen Satire wegen nicht annehmen können, doch sei er, Emil Kolbe, vom Intendanten dringend gebeten, sein nächstes Werk zuerst und vor allem ihm einzureichen. Den Stoff und Inhalt wollte er unter keiner Bedingung erzählen, nur verriet er, daß die Dichtung so recht aus der Gegenwart gegriffen sei, und ein packendes Bild all ihrer Strömungen liefere. Zuletzt war Emil selber davon überzeugt, daß er ein Lustspiel vollendet habe — und daß dieses im Theater aufgeführt werde, unterlag für ihn durchaus keinem Zweifel.

Als ihn einige Damen nach ihren Lieblingsdichtern frugen und von einigen Schauspielern schwärmten, stellte es sich heraus, daß Emil in Künstlerkreisen ein allgemein bekannte und beliebte, ja geradezu tonangebende Persönlichkeit war. Von Paul Heyse hatte er noch vor drei Tagen einen Brief erhalten, worin ihn dieser um eine strenge und gerechte Beurteilung seines neuesten, im Manuskript beigelegten Werkes bat, denn das wußte man von Emil Kolbe, daß er ohne Ansehen der Person

jedem ins Gesicht hinein, unbekümmert um Vor- oder Nachteil, die Wahrheit sprach. Mit Ludwig Barnay stand er auf Du und Du, und manche tolle Nacht hatte er mit ihm beim Glase Wein durchschwärmt; Wildenbruch, dessen Namen eben auf aller Munde war, kannte er seit Jahren. Er hatte ihn getröstet und dem ganz Verzagten Mut zugesprochen, als sich die Theaterdirektionen seinen Werken gegenüber so sehr spröde bewiesen. Ihm, Emil Kolbe, hatte der Dichter zuerst den „Mennoniten" und den „Harold" vorgelesen, und mit einer gewissen Rührung wußte Emil von den Abenden zu erzählen, da sie Beide voller Begeisterung das Theater der Zukunft, das der neuen Shakespeares und Molières herbeisehnten, wobei sich dann Emil Kolbe von seinem „besten Freunde" die Bestallung als deutscher Molière ausgebeten hatte. Ja, er ließ auch durchschimmern, daß Wildenbruch seine Erfolge nicht zum Geringsten ihm und seinen eifrigen Bemühungen verdanke, und daß ohne Emil Kolbe vielleicht noch heute die Werke dieses Dichters im verschwiegenen Schreibpulte begraben ruhten.

Als es Abend wurde und Emils Damen schwärmerisch die flammenden Purpurfluten der untergehenden Sonne bewunderten, und einstimmig den Wunsch der „Maria Stuart" aussprachen, auf diesen goldig-seidenen Wölkchen durch die rosige und duftende Luft träumend hinzugleiten, wandte sich auch das Gespräch der Liebe zu. Einer der verlobten Herren hatte mit einem rohen und plumpen Witze erklärt, daß die Heirat ein Krieg sei, zu dem bekanntlich erstens Geld — zweitens Geld

und drittens noch mal so viel Geld gehöre, — da aber reckte sich Emil in seiner ganzen Höhe empor, um der allgemeinen Entrüstung flammende Worte zu verleihen. Der melodische Klang seiner Stimme nahm zuerst den weichen und milden Klang tiefen Schmerzes an; er wäre vielleicht bereit, die sich in diesem Witze immerhin aussprechende Gefühlslosigkeit zu verzeihen, wenn sie vereinzelt dastünde; aber — und dabei schwoll seine Stimme immer mächtiger empor, bis sie zuletzt in dem dumpfen Pathos sittlichster Entrüstung gipfelte — dieser Geist des Materialismus zerfresse die ganze Zeit, und wie die Wasserpest umstricke er die Herzen der Jugend, zerpresse sie mit tausend giftigen Armen, bis es zuletzt wie Verwesung und Leichendunst schwül über der Menschheit sich ausbreite. Dieses herrliche Deutschland, der ewige Hort der Keuschheit und des tiefen Gemüts, Deutschland, welches bestimmt sei, für alle Zeiten das Panier der höchsten Sittlichkeit und des edelsten Idealismus allen voranzutragen, welches den in seinen Lüsten verkommenen und innerlich faulen Romanismus zu Boden getreten hat und ein festes Bollwerk sein soll gegen das asiatisch-barbarische Slaventum, mit seinen rohen und entmenschten Söldner- und Kosakenheeren — dieses Deutschland drohe ein Friedhof zu werden, nein, nicht ein Friedhof, ein Hof des Friedens und des süßen traumlosen Schlafes — sondern eine Grabstätte, ein Leichenhaus, eine Kammer der Toten, eine Verwesungshalle. Mit mildem schwärmerischen Tone verlor er sich alsdann in die Schilderung der echtdeutschen Minne, wie sie der keusche Walther besungen und der düster erhabene Wolfram, die Nichts

sei, als ein zartes Neigen von Herzen zu Herzen, am tiefsten, wahrsten und schönsten, allerdings auch voll entsetzlicher Schmerzen, wenn sie unerwidert bleibe.

Einen Augenblick lang heftete sich dabei, wie von einer inneren Gewalt gezwungen, sein feurigschwärmendes Auge auf das Antlitz einer ihm entfernt verwandten und nicht mehr allzujungen Dame. Der Hausherr hatte ihm die zarteste Aufmerksamkeit für sie dringend ans Herz gelegt und so ganz nebenbei verlauten lassen, daß sie über ein hübsches Vermögen freie Verfügung habe. Aber gerade dieser Umstand schreckte seine edle und feinempfindende Seele ab.

„Ich bin arm," schloß Emil, „und sage es in dieser glänzenden Gesellschaft frei heraus, daß ich nichts als meine Feder besitze und die Schätze meines Geistes. Aber niemals würde ich ein Mädchen heiraten, reicher mit Glücksgütern gesegnet, als ich es bin. Denn diese Furcht läßt mich nicht los, daß sie mir einmal in bitterer Laune vorwerfen könnte, ich habe sie nur ihres Geldes wegen genommen und ich zehre von ihrem Reichtume! Nimmer — nimmer ließe mein Stolz so etwas zu! Und wäre meine Liebe noch so stark, noch so heiß und voller Himmelsglut, dennoch — dennoch verließe ich sie, müßte ich sie verlassen zur selben Stunde. Nein, alles soll die Frau ihrem Gatten verdanken, — Glück, Ehre, Liebe, Ruhm und Reichtum."

Seine Worte fanden bei dem weiblichen Teile der Gesellschaft allgemeinen Beifall. Emil Kolbe sah aber auch in diesem Augenblicke aus, als stände es ganz in seiner Hand, all diese schönen Gaben — Glück, Ehre,

Liebe, Ruhm und Reichtum — in verschwenderischer Fülle über die ihm huldigenden Damen auszuschütten. Er selbst war das männliche Ideal, welches er soeben in erhabener Beleuchtnng hatte sehen lassen.. Die Dame in lachsfarbenem Kleide, an welche er sich zum Schlusse fast ausschließlich gewandt und die er angesehen hatte mit einem Blick voll trüber Entsagung und doch idealischer Entschlossenheit, starrte verwirrt in den Schooß nieder. Ihr etwas ältliches doch nicht unschönes Gesicht glühte in einem leichten Rot, während die Finger ein wenig krampfhaft das elegante Spitzentaschentuch zerknitterten.

Später hatte ihn der Hausherr vertraulich untergefaßt und, angeregt plaudernd, in die dunkleren und abgelegeneren Gänge des Gartens geführt. Zuletzt ließen sie sich auf eine Bank nieder und sprachen von Emils Universitätsstudien. Kolbe konnte ein leichtes Lächeln der Befriedigung nicht unterdrücken. Der kurze dicke Herr neben ihm mit dem weinroten Gesicht und den kleinen lustigblitzenden Augen, die fast ganz hinter dicken Fettwülsten verschwanden, war doch gar zu dumm. Emil durchschaute ihn mit dem ersten Blicke.

„Mein Lieblingsstudium wäre die Jura gewesen," erzählte er in einem vertraulichen Tone, und seine Stimme hatte einen etwas kindlichen schutzflehenden Ausdruck, als spräche er zu dem Vater. „Mein Ehrgeiz hätte dann freie Bahnen vor sich gesehen und das edelste und schönste Ziel, dem Staate dienen zu können in unmittelbarster Unmittelbarkeit. Aber zu Ihnen darf ich offen sprechen. Zu Ihnen, der mir schon so oft seine Güte bewiesen hat, der sich meiner so väterlich angenommen."

Der dicke Herr nickte gerührt und legte zärtlich-beruhigend die Hand auf die Schulter des Jüngeren.

„Meine armen toten Eltern hinterließen mir nur ein bescheidenes Vermögen, dessen Zinsen mir nicht erlaubten, meine Lieblingspläne auszuführen. Denn, was soll ich leugnen, die Jura ist ein kostspieliges Studium, und die Wege zum Ministersessel stehen nur den Reichen und Begüterten offen. So wandte ich mich der Philologie zu, bescheiden hoffend, einmal als Gymnasiallehrer mein Leben fristen zu dürfen. Die höhere akademische Laufbahn mit ihrem unbesoldeten Privatdocententum, den vielen und langen Jahren, bevor eine Professur sich eröffnet, mußte mir ja aus dem bereits angegebenen Grunde verschlossen bleiben. Wohl weiß auch ich, daß der Beruf des Lehrers ein idealer ist, ideal, wie der des Dichters, des Geistlichen. Und ich darf wohl sagen, ich habe redlich gestrebt, meine Pflichten zu erfüllen. Gearbeitet habe ich, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzte; wenn die Morgensonne emporstieg und ihre ersten blaßgoldenen Strahlen in mein bescheidenes Stübchen hineinsandte, so sah sie mich noch blasser und übernächtigt über den geliebten Büchern sitzen. Denn allzeit stand vor meiner Seele in goldenen Buchstaben das Wort: „Vorwärts! Empor! Excelsior!"

„Wacker . . . das ist brav . . ." murmelte der alte Herr kurzatmig . . . „hab's auch so gemacht . . . war auch arm . . . aber hab's auch zu etwas gebracht . . . Garten, Haus . . . alles Früchte des Fleißes . . ."

„Und doch — nicht wahr, Sie wundern sich, daß ich nicht meine Staatsprüfung gemacht habe?"

Dem Anderen kam es wie eine Offenbarung. Er riß die kleinen blitzenden Augen, so weit er konnte, auf. „Das ist wahr! . . . das wollte ich gerade sagen," rief er mit vergnügter Lebhaftigkeit aus . . . „ich bin nämlich außerordentlich mißtrauisch, müssen Sie wissen, mein lieber Emil . . . Also, warum haben Sie das Staatsexamen nicht gemacht? Das giebt doch etwas Positives, Sicheres, woran man sich halten kann."

„Sie haben Recht . . . Sie haben Recht!" fuhr Emil fort und brütete eine Weile vor sich hin. „Aber es eröffneten sich mir gerade damals Aussichten, welche die alten Jugendträume von neuem in mir erwachen ließen. Ich sah oft genug, wie der Gymnasiallehrerberuf zuletzt viele geistige Kräfte erstickt . . . In kleinen abgelegenen Städten verbauert und verknöchert so mancher meiner Studiengenossen, und zu einem wüsten bierdunstenden Philister wird, wer in der Jugend schneidig den Degen führte, und von Lenz und Liebe, von Freiheit und Männerwürde schwärmende Lieder sang. Ich schrieb politische Artikel für einige unserer angesehensten Blätter. Ihnen gegenüber darf ich es sagen. Sie werden es mir nicht als thörichte und kindisch dumme Ruhmredigkeit auslegen. Mein Charakter bürgt Ihnen dafür, daß ich diese aus tiefster Seele hasse und verachte! Aber diese meine Aufsätze machten Aufsehen! Nicht nur in den Redaktionen, die mir die Zeilen mit Gold aufwogen, in den engeren Kreisen der Fachgenossen — nein, meine Worte drangen auch in jene hohen erhabenen Kreise hinein, in denen sie vor allem gehört werden sollten." Er warf den Kopf stolz empor. „Sie wurden gehört.

So erhielt ich für einen Artikel in der „Magdeburgischen Zeitung," der durch alle Blätter die Runde machte, und der Ihnen sicherlich nicht unbekannt geblieben, ein außerordentlich liebenswürdiges Schreiben unseres Cultus-Ministers und später eine Einladung zu einer Soirée, auf der er mich in ungewöhnlicher Weise auszeichnete."

„Ih, der Teufel!" machte der alte Herr und drückte dem Anderen die Hand. „Da darf man ja nachträglich gratulieren. Sie haben aber verdammt gute Aussichten für die Zukunft." Sein vertrauensseliges purpurrotes Gesicht glänzte von eitel Freude und Wonne.

„Ich dachte immer, Sie wären nur so ein Dichter."

„Nein, nein!" lächelte Kolbe mit stolzer Freundlichkeit. „Wie sollte das in unserer sturmbewegten Zeit der Kämpfe allein ein Herz ausfüllen können. Wie so viele in der Gegenwart gleiche auch ich jenem arabischen Heros Antara, der, auf den Lippen ein Lied, in der Hand den wuchtigen Speer mitten in die Feindeshorden einbrach. In der Rechten die scharfe Feder des Publicisten, ein Schwert, so schneidig, wie das unserer Krieger in den glorreichen Siegesjahren 1870/71, — in der Linken die goldene Leyer — so allein fühl ich mich glücklich, so denke ich, mir eine Zukunft zu erringen, wert des Schweißes der Edlen."

Er plauderte das ohne alle Spur von Pathos, fast in einem nüchternen geschäftsmäßigen Tone hin. Nur die blühende und blumige Ausdrucksweise war so mit seinem ganzen Wesen verwachsen, daß er sie auch jetzt nicht loszuwerden vermochte. „Ich spreche wohl ein wenig poetisch," schloß er deshalb mit einem etwas

überlegenen Lächeln, als müsse er sich selber liebenswürdig verspotten. „Sie sehen, das Dichterblut ist mächtig in mir, nur den Verstand überschwemmt es mir nicht. Ein heißes Herz — ein kalter Kopf, so habe ich es immer gehalten, mit diesen Beiden allein bringt man zur Höhe empor."

„Sehr richtig . . . durchaus richtig . . ." nickte der alte Herr mit beifälligem Schmunzeln, während er den Schweiß von der roten Stirn fortwischte. „Sie haben sehr weise gehandelt . . . Ich glaube, Sie sind ganz der Mann, der es noch zu etwas bringen kann. . . Ein tüchtiger Journalist, hab' ich gehört, wird eigentlich gut bezahlt — he?" Seine dicken wulstigen Finger spielten mit der schweren goldenen Uhrkette, die über der weißen Weste niederbaumelte, während die Augen fragend zu dem Nachbarn herüberschielten. Er war überzeugt, daß er diesen in schlauester und feinster Weise aushölte.

„Ausgezeichnet — brillant!" beeilte sich Emil, zu beteuern. „Zwanzigtausend — dreißigtausend Mark im Jahre, das ist noch durchaus nicht glänzend honorirt . . . Und wenn man ein kleines Anlagekapital besitzt, auf eigenes Risico hin ein Blatt im großen Styl begründet, geschickt es leitet, dann hat man damit eine Goldgrube aufgethan, die ihren Besitzer auf sanftestem und glattestem Wege rasch und sicher in die Reihen wohlgepflegter und gottbegnadeter Millionäre hineinführt. Millionäre — ich könnte Ihnen das leicht mit nüchternen aber beredten Zahlen klipp und klar beweisen." Ein vergnügtes Grunzen drang aus dem Munde des alten Herrn. „Ich

selber," fuhr Emil nach einer Kunstpause fort, „habe oft genug an einem einzigen Tage hundert bis zweihundert Mark verdient, und ohne mich ordentlich anzustrengen. Freilich — freilich, ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß das Leben, wie ich es führe, zu Nichts weniger Gelegenheit giebt, als zum Sparen. Umgekehrt — umgekehrt, ich stecke sogar in Schulden — nicht tief, aber doch immer in Schulden."

„Ja, ja, das glaube ich," brummelte der Andere und kicherte leise vor sich hin. „Jugend hat keine Tugend . . . kenne das aus eigener Erfahrung, bin auch mal jung gewesen."

„Das macht, weil ich der Ordnung entbehre. Dieses Junggesellenleben, muß ich Ihnen ehrlich gestehen, läßt gerade einen Geist, wie den meinigen nimmer zur Ruhe kommen. Ich pendle in einer ewigen Unzufriedenheit hin und her. Alle diese kleinen Belästigungen des Tages, diese Auseinandersetzungen mit Wäscherin und Plätterin, die Zänkereien mit der Wirtin, das schlechte Wirtshausessen — das bringt mich zuweilen zur Verzweiflung. Gerade, wenn man gewöhnt ist, auf den Höhen des Daseins, in geistigen Lichtwelten einherzuschreiten, empfindet man dieses Hinabzerren in die dumme Alltäglichkeit doppelt unangenehm. Sie, an der Seite einer liebenswürdigen und vornehmen Gattin, in gemütlicher warmer Häuslichkeit, können solche Gefühle leider — oder besser, Gott sei Dank, nicht nachempfinden. Wie beneide ich Sie darum!"

„Doch — doch," widersprach der alte Herr mit plötzlicher Lebhaftigkeit. Sein ganzer Körper zitterte

vor innerem Vergnügen, daß das Gespäch bei diesem Punkt angelangt war. „Sie müssen heiraten, mein lieber junger Freund, heiraten! Glauben Sie mir, es ist das Beste für Sie! Bei Ihrem Charakter, bei Ihren Talenten . . .“

„Heiraten,“ lächelte Kolbe wehmütig und melancholisch. „Und mein Mangel an Damenbekanntschaft? Die angestrengte geistige Arbeit, das unausgesetzte ehrgeizige Ringen und Streben hat mich, einen zweiten Faust, so an meine Bücher und die Studierstube gebannt, daß ich für die Lenzfreude der Liebe noch nicht ein einziges Mal in meinem Leben einen Augenblick übrig fand. Wie kann ich wissen, ob ein Mensch, wie ich, jemals zarte Gefühle in einer Frauenseele erwecken kann.“

„Papperlapapp,“ lachte der Andere und schlug Kolbe vertraulich auf die Schulter. „Da sieht man, daß Sie mit Weibern noch nicht umgegangen sind. Da sind Sie noch ein naiver Kiek in die Welt! Ich sage Ihnen, die Schönste, die Reichste, die Beste ist froh, wenn ein tüchtiger Kerl die Augen auf sie wirft. Und wenn sie sich noch so haben und thuen, die Dinger denken und trachten doch nichts anderes, als unter die Haube zu kommen. Offenheit gegen Offenheit, mein lieber junger Freund! Sie gefallen mir ausgezeichnet. Sie sind eine nüchterne praktische Natur, wie ich sie gern habe. Wissen Sie, ich bin ein Mann ohne Falsch und Hinterlist. Ich sage, was ich denke, und kann nicht lange hinter dem Berge halten. Wir sind ja auch ein bischen verwandt. Ihre gute Mutter war eine vortreffliche tüchtige Frau, und ich denke oft an die Jugend=

zeit zurück, als wir miteinander spielten, wissen Sie, so vor vierzig, fünfzig Jährchen . . . Schade, daß Sie nicht öfter zu uns gekommen sind . . . vor zwei Jahren war es, glaub' ich, das letzte Mal . . ."

„Meine Arbeit — meine Studieen," entschuldigte sich Kolbe mit bedauerndem Achselzucken.

„Richtig, ganz richtig," nickte der alte Herr freundlich. „Es ist Ihnen verziehen, vollkommen verziehen. Aber wie gesagt, Offenheit gegen Offenheit. Erklären Sie mir doch einmal, ganz rund und nett: „Wie gefällt Ihnen meine Nichte, wissen Sie, die Dame in dem lachsgelben Kleid. Ganz offen, wenn ich bitten darf."

„Ausgezeichnet," erklärte Kolbe in überzeugungsvollstem Tone. „Vor ihrem Geiste habe ich den allerhöchsten Respekt, sie ist außerdem schön und ihr ganzes Benehmen deutet auf so viel Liebenswürdigkeit der Gesinnung und vornehme Sitten hin, daß ich nur die größte Bewunderung für die Dame fühlen kann."

„Sie gefällt Ihnen also?"

„Durchaus, durchaus! Beneidenswert der Mann, der ein solches Wesen sein eigen nennen darf."

„Ganz richtig! Sie ist sehr geistreich — sehr geistreich, sehr schön, sehr liebenswürdig!" Der alte Herr kraute sich verlegen hinter den Ohren und rückte etwas unruhig hin und her, als könnte er die passenden Worte nicht zusammenfinden. „Ich würde auch hervorheben," begann er dann nach einer Pause, „daß sie zu dem ein hübsches Vermögen besitzt . . . ein gar nicht so unbedeutendes! Beide Eltern — wackere gute Menschen! ihr Vater war ein jüngerer Bruder von mir, ein aus-

gezeichneter Techniker! — liegen beide lange im Grabe, und sie hat vollkommenes Verfügungsrecht über ihr Geld! Aber ich weiß ja, daß dieser Umstand . . . ja; daß der gar keinen Einfluß auf Ihre . . . Entschließungen ausübt. Sie haben es ja selber gesagt . . ."

„Entschieden nicht!" murmelte Kolbe halblaut vor sich hin, wie in einem Selbstgespräche.

„Entschieden nicht!" wiederholte der alte Herr, etwas gedrückt von dieser Strenge und Idealität der Gesinnung. „Ja, so seid ihr Dichter! Aber was ich sagen wollte! Seit drei Jahren wohnt meine Nichte nun bei uns im Hause. Haben Sie sie nicht vor zwei Jahren schon kennen gelernt? Sie ist sehr liebenswürdig . . . sehr liebenswürdig . . . oh gewiß . . . lacht und singt den ganzen Tag, daß sie wirklich die einzige Freude unseres stillen und ruhigen Haushalts ausmacht."

Er schwieg wieder, noch dunkler rot, als gewöhnlich, und blickte einige Zeit lang stumm mit weitaufgerissenen Augen auf den gelben Kies des Gartenweges nieder. „Offenheit gegen Offenheit," platzte er dann plötzlich heraus . . . „Sie gehören ja mit zur Familie, und vor Familienmitgliedern kenne ich keine Geheimnisse . . . Wissen Sie, die Amalie kommt nun allmählich in die Jahre, in denen man — kurz und gut! — sich verheiraten möchte . . . Da ist sie denn manchmal launisch, bitter und gallig — und wen quält sie damit? mich und meine liebe Frau! Mein Gott, ich kann doch keine Männer an den Haaren herbeiziehen! Im Grunde des Herzens ist sie wahrhaftig ein gutes und liebenswürdiges Mädchen,

und wäre sie erst unter der Haube, sie würde die beste Ehefrau von der Welt sein! Aber jetzt — aber jetzt!" Ein Jahre lang unterdrückter, herber Jammer schrie kläglich aus dem Tone der letzten vier Worte, es war der bange Seufzer eines Sklaven, der in drückenden Fesseln schmachtet. „Ich bin ein Familienmensch, ein Gemütsmensch, das werden Sie mir schon angemerkt haben," fuhr der alte Herr fort, „und seitdem ich Sie gesehen, da ist es wie eine Offenbarung, wie ein Traum über mich gekommen. Wenn wir alle eine Familie bilden könnten, wenn die Amalie so ganz in der Verwandtschaft bliebe . . ."

Er brach jäh ab, während das Gesicht in dunkelrotem Purpur strahlte. Unruhig zupfte er an seinem Taschentuche und rückte ohne Behagen auf der Bank hin und her. Die Worte waren ihm aus der Kehle geschlüpft, und um alles in der Welt hätte er sie mögen unausgesprochen lassen.

Denn über Emils Gesicht hatte sich ein dunkler finsterer Schatten gelegt, seine Stirn war in ernste Falten zusammengezogen, und ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Dichters.

„Sie ist geistreich . . . sehr geistreich," stammelte der Nachbar in tötlichster Verlegenheit. Kolbe nickte gedankenvoll mit dem Kopf. „Gehen wir, gehen wir, die Gesellschaft wird auf Sie warten," sagte er aufstehend und bemerkte mit teuflischer Freude, wie der alte Herr sich stöhnend erhob und mit gesenktem Haupte an seinem Arme neben ihm hertrottelte. Der Arme wagte ihn nicht anzusehen, wie eine geknickte Blume schwankte er an seiner Seite einher . . .

Beim Souper saß Kolbe neben der Dame im lachsfarbenen Kleide. Als er aufstand, wußte er, daß er eine Eroberung gemacht hatte, und mit Würde nahm er die Huldigungen und Schmeichleleien entgegen, die ihm aus so schönem Munde dargebracht wurden. —

Alle diese Bilder glitten noch einmal durch die Seele des Dichters, während er durch den grauenden Morgen der Stadt zuschritt. Sie drängten sich in seinem Geiste zusammen und nahmen immer mehr verführerische und zaubervollere Gestalten an. „Dieser alte Herr, mit der nackt egoistischen Seele in dem fetten weinroten Leib, wünscht nichts sehnlicher, als seine Tyrannin, seine Nichte, an den ersten Besten zu verkuppeln. Ah, er sollte es mir teuer genug bezahlen, wenn ich sie ihm abnähme," grübelte er in der Erinnerung an die letzten Stunden vor sich hin — „wenn ich sie ihm abnähme," betonte er. In seinem Kopfe begann es zu glühen. Er verspürte noch den feinen Heliotropenduft, der aus den Kleidern und dem Haar seiner Nachbarin ihm entgegenströmte, und seine Sinne berauschte und gefangen nahm. In seinen Träumen stiegen wunderbar geschmückte und kostbare Zimmer empor; ein lauschiges halbdunkles Damenboudoir, dessen Fenster mit schweren seidenen Vorhängen verhüllt, der Boden bedeckt mit weichen Teppichen in denen sein Fuß versank, schwellende Divans und prunkende Sammetsessel — Emil mußte tief Atem holen, als sich seine Phantasie diese üppigen Bilder ausmalte, und als in sein Gehirn die Vorstellung künftiger Reichtümer mit tausend Farben, Tönen und Düften eindrang. Es war ihm, als wandle er in den Sälen

eines Königsschlosses. Purpurgoldig gleißte es von den Wänden hernieder, in der Luft schwamm ein glühendes rotes Licht und der Duft üppigen Parfums, vor seinen Augen flatterten bunte Geldscheine lustig auf und nieder.

Er fröstelte etwas in der kalten Morgenluft, und zündete sich eine der Cigarren an, von denen ihm der Hausherr beim Abschiede zwei Hände voll in die Tasche gesteckt hatte. Durch den grauen Nebel brach das gelbe Licht der Sonne, zitternde Strahlen fielen über die Äcker und Felder hin, und ein matt goldner Schein ließ den Boden leise erglühen, wie das Angesicht eines greisen Mannes, welches in stiller Freude auflächelt.

Ganz in der Nähe schmetterte eine Schwarzdrossel mit süßer und weicher Kehle ein jubelndes Liebeslied in die köstlich frische Morgenluft hinaus.

Als Emil durch die halbbebauten Straßen und Plätze der Vorstadt schritt, strömten ihm von allen Seiten Arbeiter in größeren und kleineren Trupps entgegen, die Werkzeuge auf dem Rücken, Blechkannen in der Hand. Vereinzelt tauchte, an den Hauswänden einherschleichend, eine übernächtigt und verbissen aussehende geschminkte Frauengestalt empor, welche zuweilen mit den höhnenden Zurufen von halbwüchsigen Arbeitsburschen überschüttet wurde. Eine der Dirnen lachte laut auf, eine schmächtige zierliche Gestalt, welche übermütig einem der Verfolger einen Kuß zugeworfen hatte.

Halb erstaunt, halb erschreckt sah sich Emil nach der Seite um. War es ihm doch, als hätte er das Gelächter Mariens vernommen, gerade so hell, so laut

lachte seine kleine Grisette. Früher hatte es ihm so süß und schön getönt, wie das Läuten eines silbernen Glöckchens, wie der schmelzende Lockruf der Nachtigall, — in diesem Augenblicke aber besaß es plötzlich einen schrillen und gemeinen harten Klang, es schlug wie ein widerlicher Schrei an sein Ohr, wie das Krächzen eines Pfaues.

Und zugleich sah er sie im Geiste vor sich über die Straße dahinlaufen, in ärmlichen zerrissenen Kleidern, mit schmutzigen Händen und Füßen, losgewirrtem Haar, mitten in der Schaar der staubigen und armseligen Arbeiter. Das alles waren ihre Bekannte und Freunde von Jugend her, mit diesen stand sie auf Du und Du, und Emil verspürte ekelnd etwas vom Dufte der Armut — Geruch von schlechtem Tabak und Branntwein, ungelüfteten Zimmern und alten zerlumpten Kleidern.

Mit der Hand machte er eine Bewegung, als müsse er das weit von sich schieben und sein Gesicht nahm den peinlichen geärgerten Ausdruck eines delikaten Hofkammerherren an, der aus Versehen in einen Rinnstein trat.

So kam er, halb verdrossen, halb freudig erregt, nach Hause. Das Thor war noch verschlossen, und im Flur hing eine dunstige schwere überhitzte Luft, die sich in der Sommernacht dort angesammelt hatte. Oben auf den Treppen verdickte sie sich mehr und mehr, und schwellte von einem üblen fauligen Geruch. Leichter brennender Staub rieselte von der Decke hernieder und stieg von den ungefegten hölzernen Stufen langsam empor — „wie kann man hier leben, wie kann man hier

leben," stöhnte Emil, welcher noch in allen Sinnen den frischen Duft des Morgens trug und mit Sehnsucht an die behaglich geschmückten Festräume, die er vor kurzem verlassen, zurückdachte.

Dieselbe dicke und schwere Luft brütete in seinem Zimmer. Die Fenster waren geschlossen und die Lampe, welche die ganze Nacht gebrannt, hatte die enge Stube mit einer schwülen Hitze angefüllt. Das Öl war vom Lichte bereits gänzlich aufgezehrt und der Docht flammte von der letzten erlöschenden Flamme, welche durch die weiße Kuppel noch eben mit mattgelblichem Scheine leuchtete. Beim Eintreten Emils flackerte das Licht noch einmal auf und erlosch dann; nur der trockene Docht glühte noch eine Weile, am Rande langsam verkohlend, und eine feine schwarze russigriechende Rauchsäule zog durch den Cylinder langsam zur Decke empor.

Emil riß rasch das Fenster offen, um die frische Morgenluft in sein Zimmer strömen zu lassen. Dann wandte er sich langsam in das Innere der Stube zurück, den Hut auf dem Kopf, und die brennende Cigarre im Munde.

Auf dem Sopha lag Marie ruhig schlafend, die Arme unter dem Haupte verschlungen. Sie war völlig angekleidet und nur das Mieder offen, daß das Busenhemd ein wenig hervorschimmerte. Um ihre Lippen glänzte ein leichtes zufriedenes Lächeln, und der Mund hatte sich halb geöffnet, als strebte er einem Kusse entgegen.

Emil blieb mit einem finsteren Gesicht vor ihr stehen, und betrachtete aufmerksam die schlummernde Mädchengestalt. Nicht lange! Merkwürdig, wie kalt ihn das

alles in diesem Augenblicke ließ. Nicht ein Tropfen seines Blutes glühte heißer empor, sein Herz war nüchtern und leer, und nur die Enge des Zimmers, die niedere Decke schienen ihn zusammenpressen zu wollen.

„Frische Luft — frische Luft,“ stieß er halblaut zwischen den Zähnen empor — „frische Luft!“ und durch das Fenster glitt sein Auge nach der Gegend hin, wo er die Nacht verweilt hatte, umströmt von berauschenden Düften, bestrahlt von funkelnden Lichtern und trunken von frischem kühlem Wein . . .

Langsam ging die Sonne über die Dächer der Stadt empor. Ueber den Himmel flogen purpurne und feurige Gluten dahin und aus der Luft träufelte es blutig und goldrot auf die Erde hernieder. Emil aber sah es wie einen Regen von Goldstücken über sich niedergehen . . .

* *
*

Wenige Wochen nur waren verflossen, und die Dame in lachsfarbenem Kleide hatte aufgehört, durch ihre Launen das friedliche Behagen des armen Oheims zu stören. An der Seite ihres jungen Bräutigams, der auf ihre Augen, ihre Stirn unzählige Verse dichtete, von denen die meisten allerdings vor sechs und sieben Jahren entstanden waren, feierte sie einen köstlichen Nachlenz der Liebe, — Emil Kolbe aber eröffnete sich durch seine Verlobung neue mächtige Creditquellen, die ihm erlaubten, in den Augen der Geliebten auch fernerhin eine glänzend bezahlte literarische Größe zu spielen.

Einige Tage nach der Verlobung ging Herr Emil in seinem Zimmer gedankenvoll und unablässig auf und nieder, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. Er hatte vor Kurzem ein Gedicht an seine Braut in schönen glanzvollen Ottave rime vollendet, welches ihm außerordentlich gefiel. Es war viel darin zu lesen von einem Tode, der den Frühling beschleicht, und wie sich auch über sein Herz etwas gleich dem Tode gelegt habe, als er sie zum ersten Male „erschaut“. Aber ein ewigwaltender Gott öffne die dunklen Pforten des Grabes und führe die Seele neuerstanden auf gewölbtem Lichtbogen zu seinem Throne empor. So auch wandle er zu neuem Dasein geweckt einer neuen Zukunft entgegen:

„Es weichen fort die feindlich drohnden Dschinnen,
Frisch fühl' mein Blut ich in den Adern rinnen.“

deklamirte er mit Wohlgefallen, sich an den eigenen Versen berauschend. Besonders die „Dschinnen“ gefielen ihm sehr, sie gefielen ihm doppelt, da er überzeugt war, daß seine Braut eigentlich so recht keine Ahnung von diesen gefährlichen Ungeheuern hatte und sicherlich vor seinen Kenntnissen große Ehrfurcht bekommen würde. Jede Ähnlichkeit dieser Dschinnen mit gewissen culturbeleckten Herren, die ihm verschiedene Dienste geleistet, ohne daß er ihnen dafür den in der Welt üblichen klingenden Dank abgestattet, wies er mit Entrüstung zurück; er ertappte sich auf einer kleinen Selbstverspottung, welche ihm außerordentlich unangenehm war, da sie weiterfressend vielleicht im Stande war, sein festes Selbstvertrauen ein wenig zu erschüttern. Dem mußte vorgebeugt

werden und er deklamirte deshalb noch einmal mit lauterer Stimme und vollerem Pathos:

„Es weichen fort die feindlich drohnden Tschinnen,
Frisch fühl' mein Blut ich in den Adern rinnen."

Dann zündete er sich behaglich eine der guten Havanna-Cigarren an, die er seit einigen Tagen führte und warf sich der Länge nach aufs Sopha, den Geist mit wunderbaren Zukunftsfantasieen zu betäuben.

Das Licht der Sonne fiel durch die Fensterscheiben und malte deren Wiederbild an dem Boden ab. Die ganze Stube füllte sich mit goldnem Glanze an und wenn der feine bläuliche Cigarrendampf in dieses Sonnenlicht langsam hineinfloß, dann schimmerte er plötzlich auf, wie ein im Abendlicht aufblitzendes Wölkchen.

Emil träumte zufrieden lächelnd von allerhand leckeren Zukunftsgenüssen, knusperig gebratenen Rebhühnern, Rheinlachs, Austern und weißem Burgunder. Im Stillen beschloß er, dem allgemein gefühlten Bedürfnis nach einem „Salon", wie ihn einstmals das Hotel Rambouillet darstellte, für die Gegenwart abzuhelfen. Bereits sah er alle Zierden der Literatur, Kunst und Wissenschaft, sowie des öffentlichen Lebens in seinen glänzenden Räumlichkeiten auf- und abpromenieren, vor allem erblickte er einen Blumenflor wunderbar schöner Damen, die sich huldigend um ihn drängten und bald ein Autograph, bald eine Haarlocke von ihm erbaten. Er hatte gerade mit seinem neuesten Drama einen durchschlagenden geradezu rasenden Erfolg davongetragen; wohl hatte man im Anfang ihn wütend niederzuzischen gesucht. Denn die ganze literarische Welt war auf

Emil neidisch und schwur ihm bittre Feindschaft. Seine Gegner hatten alle Bänke des Theaters, vor allem Parterre und Logen, mit Verwandten und Freunden besetzt, man war entschlossen, sein Werk umzubringen, bevor man auch nur ein Vers davon gehört hatte. Aber der Dichter siegte! Die Gewalt seiner Kunst bezwang zum Schluß selbst die Widersacher, donnernde Beifallssalven schlugen im Traum an sein Ohr, die ältesten Feinde stürzten in seine Arme und stammelten unter Thränen: „Meister, vergieb!" Oh, er konnte edelmütig sein! Ihn schwellte der Erfolg nicht zu so thörichtem Hochmute auf, wie gewisse wohlbekannte Collegen, er vergab, er drückte die alten Gegner an die Brust: „Lassen wir das Alte begraben sein! vergeben wir — vergessen wir! meine Freunde!"

Emil machte mit der Hand, in der er die Cigarre hielt, eine schwungvolle und malerische Bewegung. Fast wäre er darüber von dem schmalen und etwas harten Sopha gerollt, hätte er sich nicht mit einer etwas weniger malerischen Bewegung im letzten Augenblicke noch an der Sophalehne zurückgehalten.

Aber er träumte selig weiter von einem außerordentlich schönen, blendend weißen Marmordenkmal, von vorübergehenden ebenso wunderbar schönen Damen, die still und ehrfürchtig vor seiner Statue stehen blieben und verzückten Auges lispelten: „Schade, daß er tot ist! Es war doch ein wunderbar schöner Mann!"

Nur ein leiser grauer Schatten fiel in diese heiteren und sonniglachenden Bilder hinein; trüb und mißmutig flog er, nur einen Augenblick lang, über Emils Seele

hin, aber eben verschwunden kehrte er auch schon wieder zurück. Dann fühlte der Dichter, wie sich über seine Brust eine leichte Beklemmung legte, sein Herz sich zusammenzog, und daß er tiefer aufatmete als sonst. Er biß auch wohl wie in einer plötzlichen Erregung die Zähne zusammen oder machte eine hastige nervöse Bewegung mit der Hand oder dem Fuß, als wollte er diese Bilder gleichsam von sich fortstoßen. Einige Zeit lang ließen sie ihn auch frei, stiegen dann aber wieder empor, leise und unmerklich wie ein grauer Haidenebel und umschleierten seine glänzenden Luftschlösser.

„Dieses Mädchen! dieses Mädchen!" dachte er und die Lippen bewegten sich in lautlosem Sprechen: „Ich wollt', ich hätt' sie nie gesehen!" Dann kam wiederum eine leise Sehnsucht über ihn. Er glaubte, auf der Treppe ihren leichten Schritt zu hören oder das leise Wehen ihres Kleides zu verspüren. Dann fühlte er auch wohl den Druck ihrer Hand, um seinen Nacken lag ihr Arm geschlungen, sie saß auf seinem Schooß und küßte fast fiebernd ihm auf Stirn, Augen und Mund. Ein leichter sinnlicher Schauer durchlief seinen Leib, und er warf sich unruhig auf die andere Seite. Der Stich, den er im Herzen verspürte, bewies ihm, daß er doch aus einer kleinen Wunde bluten mußte.

Seit einigen Tagen hatte er sie nicht mehr gesehen! Oder doch?! Zuweilen, wenn er mit seiner Braut durch die Straßen der Stadt spazieren ging, im dichten Menschengewühl war es ihm plötzlich, als hätte er ihr Gesicht in seiner Nähe auftauchen sehen, bald hinter seinem Rücken, bald vorn, bald zur Seite. Forschte

er mit seinem Blicke, heimlich und unbemerkt von der Begleiterin, genauer nach der Stelle hin, dann war alles wie spurlos verschwunden. Vielleicht täuschten ihn nur seine Sinne! Aber dies totenblasse Gesicht mit den weitgeöffneten dunklen Augen, deren Ränder so rot angelaufen waren, dieses Gesicht mit den schmerzstarren Zügen, so elend und jämmerlich, ließ ihn nicht los; es tanzte und schwamm vor seinen Augen, „wie der abgeschnittene Kopf Johannes des Täufers", sagte ihm seine große Phantasie. Das Bild gefiel ihm, „wie der abgeschnittene Kopf Johannes des Täufers," wiederholte er in Gedanken.

„Ah bah!" stieß er plötzlich laut aus: „die dummen Gedanken!" und sprang vom Sopha auf, das letzte brennende Cigarrenendchen heftig in die Ecke schleudernd. Dann lief er wieder in der Stube umher mit hastigen Schritten, um sein Blut zu beruhigen. Zuletzt blieb er am Fenster stehen und preßte die Stirn gegen die kühleren Scheiben.

Und da sah er wieder in der Luft sein zukünftiges Marmordenkmal sich langsam aufbauen. „Das ist das Recht des Genies", dachte er, „um was Großes zu werden, muß man all diese Gefühle mit Füßen treten. Zum Beispiel, Goethe! Das arme Ding thut mir leid! Aber ich werde ihr in meinen Geschichten ein Denkmal setzen. Ich werd' mir das Ganze von der Seele abschreiben." In seinem Kopfe begannen allerhand Gedanken, Verse und Reime zu schwirren, und der abgeschnittene Kopf Johannnes des Täufers spielte dabei eine große Rolle. Sein Gesicht nahm darüber einen immer fröh-

licheren Glanz an, seine Augen strahlten heller und zuletzt lag ein vergnügliches Lächeln um seinen Mund.

„Ich glaube, das kann etwas Famoses werden; sinnlich, leidenschaftlich, verwegen, so im Stile von Alfred Musset," fuhr es durch seine Gedanken und er kramte aufgeregt unter den umherliegenden Schriften, bis er ein ziemlich zerlesenes und schmutziges Buch hervorholte. Zwei Damen sah er dabei an seinem zukünftigen Marmordenkmal sinnend und nachdenklich stehen.

„Es war doch ein genialischer Mensch," sagte die Eine, „wild, zerrissen, eine Faust- und Don-Juan-Natur zu gleicher Zeit. Er hat vielen Frauen das Herz gebrochen!"

„Ich glaub' es wohl," entgegnete die Andere mit einem melancholischen Seufzer und warf einen schwärmerischen Blick zu seinem marmornen Ebenbild hinauf.

Kolbe blickte bei diesen Phantasieen ganz glücklich aus! Er ließ sich nicht ohne Würde auf einem Stuhl nieder, schlug die Beine übereinander und schaute nachdenklich mit emporgehobenem Haupte durch die Fenster zum Himmel. Den einen Arm hatte er über die Lehne geworfen, während der Andere ausgestreckt auf dem Tische lag, die Hand zierlich zurückgebogen, als hielt sie den Fuß eines Champagnerkelches umklammert.

Das Geräusch der leise sich öffnenden Thüre störte ihn in seiner imposanten malerischen Haltung, und ein wenig mißmutig blickte er nach der Stelle hin.

Vorn an der Schwelle stand Maria, die Augen mit eigentümlichem Blicke auf ihn gerichtet, etwas scheu

und zag, als getraute sie sich nicht, einzutreten. Das war das blasse, aschige Gesicht, verhärmt, und wie von Thränen gewaschen, welches er auf der Straße glaubte gesehen zu haben. Als sie einen freundlicheren Schein in seinem Antlitz wahrnahm, glänzte es auch in ihren trüben Augen auf einmal hell auf; doch ebenso rasch verschwand dieser Strahl, und um ihren Mund zuckte es krampfhaft.

„Warum kommst Du denn nicht herein?“ rief Don Emilio, als jene noch immer an der Schwelle zögerte, „das sieht ja gerade aus, als wenn Du Dich vor mir fürchtetest.“

Sie sagte nichts, sondern nickte nur mit dem Kopfe, und trat einige Schritte näher. In der Stube ließ sie sich stumm auf einen Stuhl nieder, und in allen ihren Bewegungen lag etwas Müdes und Abgespanntes, als wäre sie von einer großen Reise zurückgekehrt.

„Willst Du nicht ablegen?“ begann er wiederum nach einer kleinen Pause, etwas ärgerlich und betreten durch ihr Armensündergesicht, „mein Gott, was fehlt Dir denn eigentlich?“ Sie nahm gehorsam ihren Hut vom Kopfe und legte ihn auf die Sophalehne, dann strich sie sich mit der Hand über die Stirn, als besänne sie sich auf etwas, sah sich in der Stube umher und sagte dann, wie geistesabwesend, mit einer leisen und verlorenen Stimme:

„Was riecht das hier gut nach Cigarren!“

Kolbe nickte und murmelte etwas von einer 250 Mark-Cigarre, hob dann aber plötzlich seine Stimme lauter auf: „Wo hast Du denn diese Zeit hindurch

gesteckt? Seit drei Tagen habe ich Dich nicht mehr gesehen."

„Seit drei Tagen?" entgegnete sie. „Ist es noch nicht länger? Mir kommt es so vor, als . . ." ihre Worte erstickten in einem leisen unverständlichen Gemurmel.

„Ja, drei Tage!" sagte Kolbe. Er wußte nicht mehr recht, was er beginnen sollte und setzte sich daher in einer plötzlichen Aufwallung auf ihren Schoß, schlang die Arme um ihren Nacken und küßte sie mit gut gespielter Leidenschaft auf den Mund. Ein wildes und heftiges Zittern durchlief ihren Leib, sie preßte sich enger an ihn und ihre Küsse glühten auf seinen Lippen wie brennendes Eisen, sein Gesicht fühlte er naß von Thränen, die aus ihren Augen hervorbrachen.

„Nein, es ist nicht wahr!" hörte er sie dann in abgerissenen Worten stammeln; „nicht wahr, Du bist mir nicht untreu, — Du liebst mich noch. Du liebst nicht die Andere! Emil! Wüßtest Du, wie lieb ich Dich habe! Ich kann ja ohne Dich nicht leben . . . was soll ich ohne Dich anfangen . . . Ich bin ohne Dich wie ein Blatt vom Baume gerissen und vom Sturme fortgejagt . . ."

Ihr Mund war geöffnet, ihre Augen glühten und die Leidenschaft legte ihr Worte auf die Zunge, die sie sonst nicht verstand.

„Wir wollen vernünftig sprechen," sagte Kolbe und stand auf, „ganz vernünftig — ganz vernünftig," wiederholte er.

„Liebst Du mich noch?" unterbrach sie ihn.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Bist Du mir treu?“

„Gewiß!“ sagte er und machte etwas wie eine schwörende Bewegung!

„Ach, mehr will ich ja nicht,“ rief sie mit einem jauchzenden Ton. „Ich hab' es auch nicht glauben gewollt, daß Du das Fräulein . . . Ich sah Dich Arm in Arm mit ihr gehen — auf der Straße — so oft; ich glaubte, ich müßte sterben. Ich dachte, Du liebtest sie und sie sollte Deine Frau werdeu. Aber sie ist auch gar nicht schön und jung genug für Dich.“

Kolbe zuckte in die Höhe; er fühlte eine Art von Befriedigung, daß Mariens letzte Worte ihm Gelegenheit gaben, den Beleidigten zu spielen.

„Das möchte ich mir denn doch verbitten,“ rief er scheinbar erregt und wirklich auch etwas piquirt aus, mit einem kühlen harten Klang in der Stimme und die Stirn runzelnd. „Es beweist wieder einmal Deine schlechte Erziehung, wenn Du über Damen meiner Bekanntschaft so plump und roh Dich äußerst. Wer bist Du denn?“

Das Mädchen sah ihn bei seinem Ausfalle zuerst mit einer demütigen Bestürztheit an. Dann blitzte es plötzlich in ihren Augen auf, die sanfte Röte, die sich vorher über ihre Wangen gelegt, wich wieder dem alten aschigen Grau und sie preßte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand gegen das Herz.

„Wir müssen die Sache vor allem ruhig betrachten,“ fuhr er in rascheſtem Tempo fort. „Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht. Wir haben hier gelebt,

wie im Paradiese. Aber die Welt ist kein Paradies. Jetzt erst habe ich's so recht empfunden, daß unser Zusammensein gegen alle sozialen und bürgerlichen Verhältnisse verstößt. Das sind faule Zustände, an denen ein Staat zu Grunde geht. Ich bin ein Mann der Öffentlichkeit, und wenn noch einige Zeit vergeht, sind tausend Augen auf mich gerichtet. Man muß Patriot sein. Der Dichter soll seinem Volke voranleuchten, als reiner Priester, als Weiser, als Auserwählter, er hat allen ein edles und erhabenes Beispiel zu geben." Er machte eine kurze Pause, um zu verschnaufen.

„Das versteh' ich nicht," sagte Marie und sah ihm ruhig und voll ins Auge.

„Natürlich, das verstehst Du nicht, kannst Du nicht verstehen," schrie Emil und fuhr sich mit beiden Händen ins Haar. „Bildung! Erziehung! . . . Aber," er starrte zur Decke herauf, „Du mußt mir das nicht übel nehmen, meine liebe Marie, es ist mir noch nie etwas so schwer geworden, als was ich Dir sagen muß. — Du weißt, ich liebe Dich, wie Du mich — aber wir können nicht mehr so zusammenleben, wie bisher, wir geben allen einen Stein des Anstoßes — wir müssen uns für einige Zeit trennen — trennen!"

Sie blieb unbeweglich und kein Zug veränderte sich in ihrem totblassen Gesicht.

„Ja, was sagst Du, warum sprichst Du nicht?" begann er nach einer längeren drückenden Pause.

Aber sie blieb stumm wie vorher, als hätte sie seine Frage nicht vernommen. Mit einem kalten und leeren Ausdruck starrten ihre Augen ins Zimmer.

„Daß wir uns nicht heiraten konnten, hast Du doch von Anfang an gewußt, ich glaube auch nicht, daß wir je davon gesprochen. Und daß ich Dir niemals ein dahinzielendes Versprechen gemacht, weiß ich ganz gewiß. Oder willst Du etwas dagegen einwenden?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Nun also!" triumphirte er mit einem erleichterten Tone. „Kein Gericht der Welt kann mir etwas anhaben! Sei doch nur vernünftig, Marie! Gewiß, ich liebe Dich sehr! Aber unsere Bildung ist so sehr ungleichartig, und ich könnte Dich niemals in die große Welt einführen. Ich muß jetzt auch aus diesem Elend heraus. Ich ersticke hier in der Kleinlichkeit und der Armut. Mein Geist will Flügel haben, sich emporzuschwingen über den Dunst und Schmutz der Alltäglichkeit."

„Und so soll ich gehen — weggestoßen, mit Füßen weggestoßen . . . Oh!" drang es in dumpfen und gepreßten Lauten aus der Brust der Unglücklichen. Sie brach in einem Stuhl zusammen, und ihr Kopf schlug heftig auf die Tischplatte. Kolbe machte eine Bewegung, als wollte er auf sie zutreten, dann aber stampfte er erregt mit dem Fuße auf den Boden und schritt einige Mal, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in der Stube auf und nieder.

Ein langes Schweigen trat ein und man hörte nichts als die knarrenden Schritte Emils und das leise Stöhnen aus Mariens Munde.

Endlich hob das Mädchen langsam den Kopf wieder empor und stützte ihn mit beiden Händen, in denen sie das Gesicht verbarg.

„Und wann — heiratest Du?“ fragte sie und wollte kalt und gleichgültig thun; aber ihre Stimme zitterte und die letzten Worte erklangen fast wie ein Schrei.

„Ich — heiraten?“ Er lachte gezwungen auf. „Was Du nur für thörichte Gedanken Dir machst? Wovon soll ich heiraten? Weißt Du eine Braut für mich?“

Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken und sah ihn mit einem düsteren Blicke an. Flammende Röte stieg in ihren Wangen empor.

„Lüge nicht!“ stieß sie heftig hervor. „Lüge wenigstens nicht!“ wiederholte sie mit milderem und demütigerem Tone, als wenn sie im selben Augenblicke ihre Erregung bereute.

„Wenn Du es wirklich meinst,“ sagte er, sich halb abwendend — „in drei Wochen dachten wir.“ Er biß sich auf die Lippen und zerrte krampfhaft am Barte, wagte aber nicht sie anzusehen.

„Drei Wochen . . . drei Wochen . . .“ Marie murmelte die Worte mechanisch und ausdruckslos vor sich hin. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn und die Augen, und starrte wieder mit verlorenen Blicken in das blitzende Sonnenlicht, welches die Stube mit seinem Glanze anfüllte. Allerhand farbige Gestalten und Massen schossen durch ihr Gehirn, bis sie es zuletzt wie einen stechenden Schmerz fühlte. Dann stand sie von dem Stuhle auf, müde und schwerfällig, wie eine Kranke, aus deren Gliedern alle Kraft gewichen ist. Sie blickte eine Weile zu Boden, als wenn sie sich auf

etwas besänne, schüttelte leise mit dem Kopfe und griff schließlich nach ihrem Hütchen, welches auf der Lehne des Sophas lag. Sie behielt es in der Hand, als vergäße sie, daß sie es aufsetzen wollte, und bemerkte auch nicht, daß ihre Finger die neuen Blumen und Schleifen arg zerdrückten, denn diese Finger waren krampfhaft heftig um die Ränder des Hutes gepreßt. Lautlos schwankte sie zur Thür, und sah sich nicht mehr nach ihm um. Ohne Gruß wollte sie von dannen gehen.

Das Knirschen des Thürschlosses schreckte ihn aus seiner Ruhe empor. Er hatte am Fenster gestanden, den Rücken ihr zugewendet, und ziemlich gedankenlos fortwährend seinen Bart gestreichelt. Die Sonne lag gerade über seiner Gestalt und umströmte sie mit einem feinen goldigen Lichtduft, daß er schöner und mächtiger aussah, als jemals.

„Willst Du mich so verlassen?" sagte er, sich umwendend, mit einer weichen, süßen und wie von Trauer umschleierten Stimme; sein Gesicht nahm einen unendlich wehmütigen Ausdruck an und wie segnend hob er seine rechte Hand auf. „Dann zieh hin in Frieden, mein Kind," wollte er hinzufügen, „und vergiß, was ich Dir gethan habe, thuen mußte. Es wär so schön gewesen — es hat nicht sollen sein . . ." Aber er schluckte die Worte unausgesprochen hinunter.

Denn beim Ton seiner Stimme war Marie plötzlich stehen geblieben, sie sah ihn einige Augenblicke mit unruhig flackernden Augen an, und trat um zwei Schritt in die Stube zurück. Ihr Hut fiel auf den Boden nieder. Zuerst war es nur ein dumpfes Röcheln und

Stöhnen, welches sie vergebens in die Brust zurückzudrängen suchte, dann aber brach sie auf einmal in ein krampfhaftes und leidenschaftliches Schluchzen aus und sank, von der Gewalt ihrer Empfindungen niedergezwungen, neben einem Stuhl in die Knie.

„Ich kann ja nicht — darf ja nicht,“ stieß sie dazwischen in abgebrochenen Lauten hervor. „Mein Gott, ich darf Dich nicht verlassen, Emil! — Was soll ich noch thun und anfangen? . . . Ich hab Dich so sehr geliebt . . . Nein, ich will nicht Deine Frau sein . . . nur laß mich nicht so allein . . . jetzt nicht mehr . . . Emil, Emil, laß mich nicht im Stich . . . Ich bin so schwach und arm, habe nichts auf der Welt . . . Erbarme Dich doch meiner! Dir habe ich doch alles gegeben, was ich hatte . . . mich, mich selbst! Und wenn Du mich jetzt verläßt, dann verachten mich alle und verspotten mich und treten mich mit Füßen . . . und sagen, ich wäre auch so Eine, und es wäre mir ganz recht . . . und keiner will mehr mit mir umgehen . . . Emil, Emil, bleibe bei mir!“

Kolbe machte ein finsteres Gesicht, denn er glaubte, die Szene und damit die ganze Liebesgeschichte hätten endlich ihr Ende gehabt. Da mußten seine paar freundlichen Worte das Mädchen zurückrufen. Wenn man dem Teufel den Finger reicht, will er auch gleich die ganze Hand. Ja, er hatte ein viel zu gutes Herz. In diesem Augenblicke empfand er nicht eine Spur von Liebe mehr, sondern einen heimlichen, wütenden Ingrimm, daß er sie hätte schlagen mögen. Doch das wagte er nicht. Er war auch viel zu gut erzogen, als daß er

eine Frau hätte geschlagen, er lebte noch in dieser Minute für die Totenpredigten, die man ihm später schreiben mußte. Der zornige Schatten, der einige Sekunden lang finster auf seinem Gesichte gelegen, wich wieder der süßen Milde und dem schmerzlichen und mitleidsvollen Blicke seiner Augen.

„Wenn Du mich verlässest," schluchzte das Mädchen von Neuem, „dann weiß ich, wie es kommt . . . immer tiefer, immer tiefer . . . wie meine Schwester . . . Oh, das ist so entsetzlich! Lieber sterben, lieber sterben! . . . Emil, hilf, rette mich, laß mich nicht umkommen in diesem Schmutz! Wenn mich alle mit Fußtritten wegjagen — mich bespucken — — so! so! . . . willst Du das dulden — Du?"

Sie sah ihn mit einem hilfeflehenden, thränennaßen Blicke an, und hob wie betend die ineinandergeschlungenen Hände zu ihm empor.

„Und wenn nicht für mich," sagte sie dumpf und holte nur mühsam die Worte aus der Brust empor. „Ich hab's Dir nicht sagen mögen, Emil, aber seit zwei Monaten . . . Wenn nicht für mich, für Dein und mein Kind, Emil! Was soll ich den Leuten sagen? Erbarme Dich des unschuldigen Kindes . . ."

Sie konnte vor Schmerz nicht weitersprechen und ihre gewaltsam erregten Empfindungen erstickten in einem neuen krampfhaften Schluchzen, welches allein die Stille im Zimmer unterbrach. Denn Emil hatte auf ihre letzten Worte nur mit einem kurzen trockenen Husten geantwortet und ein mürrisches Brummen hören lassen. Er wunderte sich im Innern selber darüber, wie gleich-

gültig ihm diese Nachricht war, nicht einmal erschrecken konnte sie ihn. Er hatte im Ohr den Schall der Worte vernommen, aber vom Ohre zum Herzen waren sie nicht gedrungen.

Er ging einige Male, nach Worten suchend, auf und nieder.

„Gut," sagte er dann endlich, schwer Atem holend und etwas wie Verzweiflung im Tone. „Wenn die Sache so liegt, dann darf ich Dich ja nicht mehr verlassen. Du rufst mein Ehrgefühl wach und mahnst mich an das Bewußtsein meiner Pflicht. Du sollst es nicht umsonst gethan haben . . . nicht umsonst, Marie." Seine Stimme fing an zittern. „Entweder Du gehst zu Grunde oder ich! Da ist es denn selbstverständlich, daß ich das blutige schwere Opfer bringe. Ich dachte auch, noch einmal an der Spitze des deutschen Volkes einherschreiten zu dürfen. — Doch fahrt wohl, ihr glänzenden Träume, fahrt wohl, ihr schönen Bilder meiner Zukunft. Lern' dich bescheiden, stolzer Geist, du hast's nicht erreichen sollen." Er sank schwer auf das Sopha, stützte die Arme auf die Lehne und verbarg das Gesicht in den Händen: „Du sollst nicht über mich klagen, Marie. Ich werde gleich nachher in der Stadt suchen. Vielleicht finde ich bei einer mitleidigen Seele eine Schreiberstelle oder gar ein Unterkommen bei einer Redaktion. — Mag ich dann geistig zu Grunde gehen," fuhr er nach einer kurzen Pause dumpf fort, „in diesem entsetzlichen Einerlei, in dieser schwülen Fabrikluft, Brod für uns Beide wird's ja wohl geben — Brod — Brod!" Er brütete dumpf vor sich weiter hin und ließ seine leicht erregbare Phan=

tasie mit wollüstigem Schmerze in diesen düstern Zukunftsbildern schwelgen.

Marie war ganz still geworden und ihr Schluchzen hatte aufgehört. Sie sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an und in ihrem Kopfe arbeiteten tausend wirre Gedanken. Noch lange Zeit nach seinen letzten Worten grübelte sie vor sich hin, bis sie sich aus ihrer knieenden Stellung langsam emporhob und zu ihm hintrat:

„Das hatt' ich freilich noch nicht überlegt, Emil," hob sie mit leiser und schwacher Stimme an, „das wußte ich nicht, daß ich Dich unglücklich machen würde."

Er wehrte, ohne aufzusehen, mit einer schwachen und müden Handbewegung ab.

„Nein, nein, laß Marie; ich werde es ja bald überwinden. Mein Pflichtgefühl gegen Dich — ich habe selbst die meiste Schuld und will auch ihre Folgen tragen."

„Und Du schwörst, daß es so ist, wie Du sagst," rief sie in einem erregteren Tone, in einem plötzlichen Zweifel, der jäh wie ein Feuer in ihrer Seele aufflackerte.

Emil hob seinen Kopf auf und wandte ihr das Gesicht zu. Eine schwere Thräne blickte in seinen trüb aussehenden Augen: „Warum, mein Kind?" sagte er sehr sanft. „Glaub mir, ich werde Dich heiraten und dann doch wohl glücklich werden in unserem kleinen, engen und stillen Kreise. Ich liebe Dich ja."

Wie um ein aufsteigendes Schluchzen zu verbergen, biß er die Zähne fest zusammen und vergrub sein Antlitz von neuem in die Kissen des Sophas.

Eine Weile blieb alles stumm und ruhig, dann hörte er einen leisen und sachten Schritt im Zimmer und bald darauf ebenso leise das Thürschloß knirschen.

„Maria!“ rief er, sich halb aufrichtend.

Die Thür fiel zu und auf der Treppe verhallte der letzte Schritt des Mädchens. Barhaupt, mit totblassem Gesicht und starren Augen schritt sie durch die staubige, menschenwimmelnde Straße dahin.

* * *

Drei Tage lang hielt sich Marie verzweiflungsvoll in ihrer Stube eingeschlossen. Ekel und Furcht empfand sie vor den Menschengesichtern, und es war ihr am liebsten, wenn die Nacht voll hereingebrochen, und die ganze Welt in ein weites, einförmiges Schwarz zusammenfloß. In einer Ecke ihres Zimmers hockte sie dann stundenlang, dumpf vor sich hinbrütend, die Augen leer und tot auf den Boden geheftet und die Hände im Schoß gefaltet. Nur widerwillig und voller Haß steckte sie zuweilen einige Bissen in den Mund, aber öfters sank ihr Kopf während des Essens auf den Tisch, und verloren in Grübeleien vergaß sie alles ringsumher. Ihr Gesicht war fahl und verhärmt, das Auge fast erloschen und angeschwollen, und die Ränder dunkelrot von den vielen Thränen, die sie vergossen hatte. Der Gedanke, freiwillig zu sterben, kam ihr öfter denn einmal. Aber ein einziges Gefühl, welches aus dem tiefsten

Herzen emportauchte, hielt sie immer wieder zurück und bannte von ihrer Seele die schrecklichste Verzweiflung. Sie glaubte noch immer an seine Liebe; er war gewiß ebenso unglücklich wie sie, und nichts als ein feindliches Schicksal lag trennend zwischen ihnen. Ihm zürnte sie nicht, umgekehrt, sie bemitleidete ihn ebenso wie sich. Aber die Menschen waren ihre Gegner, sie alle, die ihn nicht mit Gold überhäuften, die für ihn keinen Thron von Diamanten und Perlen aufbauten, um ihn oben drauf zu setzen, und die nicht wollten, daß er der freien Wahl seines Herzens folgte.

Und unzerstörbar lebte in ihr die Hoffnung auf ein großes und seltenes Glück, auf ein himmlisches Wunder, welches ihr nach diesen Stunden der Verzweiflung den Geliebten dennoch zurückführen würde. Und in jenem plötzlichen Umschwunge der Gefühle, welcher so oft ausgelassene Heiterkeit in wehmütige Thränen verwandelt, lauschte sie mit zitternder Seele nach heftigen Verzweiflungsausbrüchen auf den rascheren Schritt eines unten auf der Straße Vorübergehenden, auf das Knarren der Hausthür, ja selbst auf das leise Atmen des Windes, in dem stillen Hoffen, daß er bald — bald in ihr enges Zimmer treten würde.

Zuletzt vermochte sie die drückende Luft ihrer Stube nicht mehr zu ertragen. Ihr Schmerz und ihr Unglück, dem sie sich zuerst fast wollüstig hingegeben, lagen wie ein schrecklicher Alp auf ihrer Brust; röchelnd glaubte sie unter dieser Last zu ersticken. Die Sehnsucht und ein brennendes Verlangen nach Licht und Bewegung stiegen in ihr auf; sie mußte diese letzten Tage ver-

gessen und sich für Stunden wenigstens über ihr Leid hinwegtäuschen, denn im Spiegel sah sie, wie blaß und verfallen ihre Wangen waren, wie müde jede Bewegung, wie gespenstisch ihr ganzes Aussehen. So hinlebend, mußte sie bald hinsterben; und wenn er dann zurückkam, wie die Hoffnung ihr zuflüsterte, und eine Leiche fand und wenn sie dann im Grabe modern sollte, wo sie doch an seiner Seite so über alle Maßen glücklich sein konnte — dieser Gedanke machte sie erbeben. Nein, schön und blühend, wie noch nie zuvor, sollte er sie wiederfinden, sie wollte das Lachen wieder lernen, fröhlich sein und genießen all das Glück, welches das Leben ihr brachte.

Plötzlich tauchte sie unter den Mädchen ihres Standes und Alters, von denen sie sich ganz zurückgezogen, wieder auf und hatte bald verschiedene begeisterte Freundinnen gewonnen, die ihr huldigten, wie man es mit den Glücklichen immer macht. Und Marie schien es über alle Maßen zu sein. Ihre geheimnisvollen Andeutungen von einer bald bevorstehenden Hochzeit, ihre glühenden und begeisterten Lobreden auf einen ungenannten Herrn, der sie tief und innig liebe, und der mehr sei als ein Offizier, als ein Prinz -- ein König in einem ungenannten Geisterreiche: all diese verworrenen Aeußerungen, bei denen ihre Augen von heimlichem Feuer glühten, träumerisch in die Ferne blickten, machten auf die Freundinnen einen tiefen Eindruck, und Marie hieß bei ihnen bald nicht anders, als die Märchenprinzessin.

So suchte sich die Unglückliche auf alle Weise zu betäuben. Ein unwiderstehlicher Drang zog sie auf den

Tanzboden; hier in dem heißen Glanz der Lichter, bei den raschen und stürmischen Klängen der Musik, über die glatten Dielen hinrasend, vergaß sie am leichtesten den stechenden Schmerz. Wohl erfaßte sie zuweilen ein häßlicher Ekel an all diesem Treiben, an den zudringlichen Liebkosungen und plumpen Schmeichelworten der jungen Herren, und sie lief dann, plötzlich aufspringend, auf die dunklen Gassen hinaus, aber sie empfand auch wieder eine heimliche Genugthuung, durch kleine Koketterien ihre Bewerber am Narrenseile zu führen und zu verspotten.

Einige Zeit war darüber hingeflossen, als sie eines Abends gegen acht Uhr auf einer der belebtesten Hauptstraßen sich durch das Menschengewimmel drängte. Plötzlich blieb sie halb erschreckt, halb freudig erstaunt stehen, und sie fühlte, wie eine tiefe Röte in ihrem Gesicht aufstieg, während ein Schauer ihren Körper durchrieselte und das Herz auf einen Augenblick still stand. Vor einem elektrisch erleuchteten Laden stand Emil allein, aufmerksam die ausgestellten Porzellanwaaren musternd, die schönbemalten Teller, Kaffee- und Theegeschirre, welche dem angehenden Hausherrn ein großes Interesse ablockten.

Zuerst wollte sie rasch und unbemerkt vorüberhuschen, dann aber kam doch das Verlangen über sie, ihn zu sprechen, und hinter ihn tretend, berührte sie leise seinen Arm. „Guten Abend, Emil!“ stieß sie mit zitternder Stimme hervor, während der Atem ihr zu versagen schien. Ein wenig erschreckt wandte er sich um.

„Kleine Hexe!“ lachte er dann und zeigte zwei

Reihen blendend weißer Zähne. „Du bist's, kleine Hexe,“ und als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, schüttelte er kräftig ihre Hand. „So läßt Du Dich also doch noch mal sehen.“

Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, aber die Worte erfüllten sie mit einem freudigen Glück und ein heller Strahl blitzte in ihren Augen auf.

„Und wie sauber Du aussiehst! Potz! Sogar eine goldene Kette um den Hals! So könnte man Dich gleich bei Hofe einführen! Du hast Dir wohl einen reichen Liebhaber angeschafft?“

Ein finsterer Schatten zog über ihr Gesicht. „Und Ihnen wäre das gleichgültig! Sie sind nicht einmal eifersüchtig auf mich?“ antwortete sie, nicht ohne Heftigkeit, und trat einen Schritt von ihm zurück. Emil blickte sie einen Augenblick an. Ihm war es ein unendlich wohlthuendes Gefühl, ein Wesen zu kennen, welches ganz und gar sein Eigen war, und der Ritter von Strahl, dem das Käthchen von Heilbronn wie ein Hündchen, wie eine Sklavin nachläuft, den Fuß küssend, der sie tritt, schien ihm immer einer der beneidenswertesten Menschen zu sein. Mit einer gewissen heimlichen uneingestandenen Freude hatte er in diesen Wochen von einen thränennaßen verzweifelten Briefe geträumt, worin ihm Marie mitteilte, daß sie ohne ihn nimmermehr leben könne; „wenn Du diese Zeilen liest, habe ich dieses Dasein von mir abgeworfen, welches mir ohne Dich leer und trostlos erscheint, wie eine weite Haide, und mir doch nichts mehr bieten kann.“ Auch jetzt war es ihm unmöglich, eine so schmeichelhafte des-

potische Herrschaft über dieses Mädchenherz aufzugeben.

„Ihr Weiber!" sagte er deshalb mit veränderten bitterem Tone; „ihr seid ja doch wie die Schmetterlinge, und wenn euch ein Mensch in den Weg läuft, und ist er noch so dumm, so häßlich und alt, hat er nur Geld, dann gebt ihr uns armen Liebhabern den Laufpaß und lacht uns hinterher noch aus. Was gilt ein Herz, wenn ein goldenes Kettchen blinkt.

„Wenn Du das so meinst," stammelte sie; „es hat mir freilich ein Herr geschenkt, aber ich lachte ihn immer aus, denn Du weißt, ich habe niemanden lieb als Dich. Und wenn Du glaubst, dann reiß ich gleich diese Kette ab und werfe sie da auf die Straße." Sie fuhr mit den Händen an den Hals, um das Schloß aufzureißen. Und ohne, daß er's noch wehren konnte, schleuderte sie das Kettchen heftig auf die Erde und trat mit dem Fuße darauf.

„Laß es auch nur," sagte er nach einer Pause, „vielleicht kann ich es Dir noch lohnen." Ihre That hatte ihn doch ein wenig gerührt und es war ihm etwas weicher zu Mute geworden.

Stumm gingen sie nebeneinander eine Strecke die Straße hinunter.

„Bist Du mir böse?" fragte sie endlich schüchtern und sah ihn von der Seite an. Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich weiß nicht," fuhr sie dann zögernd fort, „ob ich darf. Es ist vielleicht ein großes Unrecht von mir. Aber es machte mich recht glücklich, wenn Du mir noch

einen Gefallen thun wolltest. Ich will Dich dann nicht mehr wiedersehen, immer nur an Dich denken, und sie — Deine Frau soll sich nie über mich beklagen."

„Und was ist das?" fragte er.

„In acht Tagen heiratest Du! Dann bist Du für mich auf ewig verloren. Laß mich nur noch diesen Abend mit Dir zusammen sein. Ich möchte einmal noch mit Dir tanzen."

Emil dachte einen Augenblick nach. „Ein seltsamer Gedanke," sagte er alsdann, „aber ich liebe das Seltsame und Außergewöhnliche. Du bist eigentlich eine originelle Natur, Marie, und es kann aus Dir noch etwas werden. Freilich Bildung — Bildung gehört auch dazu."

Ohne sich dessen recht bewußt zu werden, hatte er ihren Arm an sich genommen und hielt Mariens Rechte zärtlich in der Hand. Nach einer Weile kamen sie aus den breiten eleganten Straßen in dunklere und engere Gassen, durch welche der Menschenstrom sich jedoch noch dichter hinzudrängen schien. Ueber das die Stadt durchschneidende Wasser führten hier hölzerne Brücken, und das düstere verschwärzte Aussehen der Häuser, sowie die niederen und engen Fenster, die Bauart ließen den Vorübergehenden erkennen, daß er sich in der Altstadt befand.

„Wir wollen nach Rulemann's," sagte Emil, „da geht es ziemlich anständig zu und ich bin früher einige Male dort gewesen."

Marie nickte und als sie zu einem spärlich mit kranken Bäumen besetzten Platz gekommen, bestiegen

Beide dort einen Pferdebahnwagen, der in die Vorstadt hinausfuhr.

Sie blieben auf dem hinteren Steig stehen, denn es war eine laue und ruhigschöne Spätsommernacht, die Luft von milder Weiche und weißflockige Mondwölkchen leuchteten am Himmel. Eine ziemlich lange Weile fuhr der Wagen durch das dunkle Gewirr erhitzter, übeldunstiger und staubiger Straßen, dann wurden diese wiederum breiter, hier und da lag noch ein offener Baugrund, neue noch unfertige Häuser mit gähnenden Fensterlöchern stiegen schwarzmassig in die Höhe und zahlreiche Gastwirtschaften dehnten sich zu beiden Seiten des Weges aus. Unter den Bäumen saßen überall an einfachen Holztischen lärmende und lachende Menschengruppen: Handwerker, Arbeiter, Beamte, Kaufleute und Studenten, deren Gesichter in dem durch weiße Kuppel fallenden Gaslichte bleich und fahl ausschauten, während die Laubdächer der Bäume wie von Silbergaze überzogen, funkelten und blitzten.

Hier, an einer Haltestelle der Pferdebahn, stiegen Emil und Marie aus und gingen noch einige Schritte, zu einem der am meist belebten Gärten, an dessen Thorsäulen große bunte Zettel klebten, mit der verlockenden Ankündigung, daß an jedem Mittwoch und Sonntag hierselbst großer Tanz bei vorzüglicher Abendküche stattfinde.

Aus den offnen Fenstern des zurückliegenden Hauses drangen dünne Musikklänge hervor, die etwas schrillen Töne einer Geige und die üppigeren, voller lärmenden eines Klaviers, sowie das Schleifen und Stampfen eines

Polkas. Im Rahmen der Fenster glitten im raschen Wirbel erhitzte Gesichter vorüber, während andere Gestalten, die Hüte auf dem Kopfe, als müßige Zuschauer mit dem Rücken an der Fensterbank lehnten.

Der Garten war von bunten Lampen erleuchtet und ein eigentümliches farbiges Licht, aus blau, rot, grün und weiß zusammengeflossen, spreitete wie ein flimmerndes Netz sich durch das dunkle Laub der Linden und Kastanien und durch die weiche Nachtluft aus. Ein Springbrunnen warf in der Mitte einen blitzenden Strahl Wassers in die Höhe empor, und eintönig melodisch klingend fielen die Tropfen auf das künstliche, mit Moos und trockenen Steinpflanzen bewachsene Felsgestein und in das mit Grün umsäumte Becken nieder.

Emil und Marie nahmen an einem kleinen runden Tisch unter einem der Bäume Platz und starrten eine Weile stumm in das Gewühl der Gäste hinaus, die ringsum sich niedergelassen, um die frische Abendluft recht voll zu genießen. Es waren fast nur junge Leute, die mit großem Lärmen ihre Groschen verzehrten und in besonderer Vorliebe mit den Stöcken auf die Tische trommelten. Die meisten hatten die Hüte genial in den Nacken geschoben und die Beine übereinander geschlagen, andere stemmten beide Ellenbogen auf die Tischplatte und stützten das bartlose Gesicht mit den geballten Fäusten, oder klemmten ein Glas ins rechte Auge, welches aber niemals halten wollte. Drüben saß eine Gesellschaft junger Lieutenants in Civil, welche sich damit vergnügten, jedes vorübergehende Mädchen anzurufen und zu einem warmen Abendessen einzuladen,

eine Aufforderung, die sie selber stets mit schallendem Gelächter begleiteten. „Es sind doch arme Geschöpfe, diese Lieutenants!“ erklärte bereits zum fünften Male ein junger Kaufmann in einem etwas näselnden Tone, den er mit großer Mühe festzuhalten suchte, seinen zwei Tischnachbarinnen. „Ich hätte fast Lust, ihnen eine Flasche Sekt zu schmeißen.“ Und dabei spielten seine Finger nachlässig mit einer schweren goldnen Kette, die auf der weißen Weste baumelte und zupften an der in allen grellen Farben spielenden neuen Halsbinde. „Kellner! die Damen wünschen zu ihrem Hühnerfrikassee noch zweimal Chester-Käse!“ „Gleich, Herr Baron!“ donnerte der Kellner, das letzte Wort wie ein Trompetensignal hervorschmetternd und schoß, wie ein abgeschnellter Pfeil mit wehender Serviette dem Büffet zu. „Ausgezeichnete Bedienung hier,“ sagte der junge Mann mit Kennermiene und zupfte an seinem Bärtchen; „ich habe sie zu Paris im Café Anglais nicht besser angetroffen.“ Er glaubte einmal von einem Café Anglais etwas gehört zu haben, aber wenn er sich auch getäuscht, seine Nachbarinnen nahmen diese Worte jedenfalls wie eine göttliche Offenbarung hin und nickten nur ein bewunderungsvolles Ja. Freilich hätten die übrigen Gäste diesem uneingeschränkten Lobe wohl kaum zugestimmt. Es herrschte zwischen ihnen und den Kellnern eigentlich ein zu vertraulicher Ton. Ziemlich rücksichtslos schoben und stießen Letztere die umherspazierenden Pärchen zur Seite, wenn sie eine große mit ganzen Batterien von Biergläsern besetzte Platte kühn herbeitrugen. „Esel“ schnob sie dann der in seinen Liebesgefühlen gestörte

Herr Bräutigam an, und „Schafskopf" tönte es melodisch aus Kellners Mund zurück.

Emil lächelte überlegen. „Hier lassen sich Studieen für einen modernen realistischen Roman machen," erklärte er Marien mit zufriedenem Nicken. „Ich denke, diesen Abend in meinem nächsten Werke gut zu verwerten. Der Wirt" — derselbe schoß eben eifrig, hierhin und dorthin mit verbindlichen Lächeln grüßend, vorüber — „ahnt offenbar nicht, daß er mir fünfhundert Mark zu verdienen giebt." Einen Augenblick flog es ihm durch den Kopf, den Verbindlichen heranzuwinken und ihm mitzuteilen, einen wie bedeutenden Gast er zur Zeit in seinen Räumen beherberge, und wie eben dieser bedeutende Gast seine Wirtschaft gedenke unsterblich zu machen — aber er verschob es auf eine spätere Stunde und begnügte sich eine sehr malerische Stellung einzunehmen, welche sofort den Künstler verriet, gewohnt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Ich denke, wir trinken eine Flasche Wein zusammen," begann er von Neuem; und als Marie etwas wie eine abwehrende Bewegung machte, „guten Wein, ich trinke schon seit Langem kein Bier mehr, Wein ist das wahre Getränk der Dichter und Verliebten — Kellner, eine Flasche Rüdesheimer Berg!" rief er dem vorüberstolpernden Lohndiener zu, und „im Augenblick Herr Bar — Herr Doktor!" klang es höchst überrascht zurück.

In dem grünen Römer blinkte der kühle goldgelbe Wein fahl und trüb. Nur ein Stück des Randes, getroffen von einem weißblauen Lichtstrahl, blitzte in mildem

Feuer. Der emporquillende würzige Duft erfüllte Beider Seele mit einer Empfindung seliger Trunkenheit und zärtlicher Schwärmerei, bevor Beide noch davon getrunken hatten.

„Auf unsere Freundschaft und Liebe," rief Emil, Braut und Hochzeit vergessend, feierlich aus und stieß zierlich mit Marie an. Er legte das Haupt zurück und trank wie ein Kenner. Die ersten Tropfen ließ er kostend auf der Zunge zerschmelzen und that alsdann einen tiefen Zug. Darauf nickte und schüttelte er mit dem Kopfe.

„Eine ganz treffliche Marke," erklärte er überlegen, „aber nicht allzugut behandelt. Es scheint Hochheimer zu sein . . . Wenn Du erlaubst, werde ich mir eine kleine Havanna anzünden!" fuhr er nach einer kleinen Weile mit ausgesuchter Höflichkeit fort.

Behaglich die blauen Rauchwölkchen ausstoßend, blickte er durch das breitblättrige Laub der Kastanie zum hohen Nachthimmel empor. Ein zarter Nebelduft wob sich durch die laue Septemberluft hin und flimmerte in dem vom Garten ausströmenden Lichte wie ein aus feinsten Glasfäden gesponnenes Gewebe; leise wehte er auf und nieder, wo er sich in den Blättern und Aesten verfangen hatte, gleich den Fäden des Altweibersommers. Am Himmel zog schieferblaues Gewölk langsam träumerisch hinab, über den Mond hinweg, dessen Glanz an den Rändern nur hervorbrach und von ihnen wie leuchtendes geschmolzenes Silber herniedertropfte.

Zuweilen sah er mit befriedigtem Blicke durch die Rauchwölkchen nach seiner Begleiterin herüber, die gleich-

sam gebannt an seinem Antlitz hing und in deren Augen ein sehnsüchtiges Feuer und heißes Verlangen loderte. Einige Mal atmete sie schwer auf, und preßte die Hand auf den wogenden Busen, als müßte sie die wilden Empfindungen zurückdrängen, die allzu heftig in ihr aufstiegen und nach Wort und Ausdruck rangen.

Emil sah, wie der Wein ihre Wangen mit einem zarten bläulichroten Schimmer übergoß und wie sich die Lippen purpurn färbten. Der leicht geöffnete einem Kuß zustrebende Mund und der dunkle feurige Glanz ihrer schönen und großen Augen ließen das Gesicht Mariens in diesem Augenblicke wirklich verführerisch erscheinen, auch die sonst schmächtige Gestalt hatte in diesen Tagen die volleren Formen und Rundung einer Frau angenommen.

Er trank rasch und viel von dem kühlen Wein und ermunterte auch Marie häufig, das Gleiche zu thun. Dann schob er seinen Stuhl näher an sie heran, faßte zärtlich ihre Hand mit feuchten heißen Fingern und führte sie zum Munde. Erschrocken wollte sie dieselbe zurückziehen und doch glänzte in ihren Augen der Strahl eines freudigen Stolzes empor. Das hatte er bis jetzt noch nie gethan, hatte er sie doch immer fühlen lassen, wie er sie eigentlich nur aus Gnade und Barmherzigkeit liebte, gleich einem gestrengen Herrn, der ihre demütigen Liebkosungen wie etwas Unangenehmes hinnahm, aber doch in einer Anwandlung von Güte und milder Laune duldete. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und fühlte, wie dieser in leisem Schauer erzitterte,

während sie ihr glühendes Gesicht an seine Wangen preßte.

„Ich liebe Dich doch, Marie,“ flüsterte er wie in einem halben Rausch, „ich liebe Dich doch. Wenn ich reich wäre, ließ ich noch heute die Andere sitzen . . . Ich wollt', ich wäre ein schlichter Tagelöhner,“ stöhnte er dann, „ich könnte doch nach der freien Wahl meines Herzens entscheiden. Aber die Welt, die Menschheit! Oh! daß ich auch gerade dazu verdammt bin, auf ihrem Altar mein zuckendes Herz als Opfer darzubringen . . . Ruhm . . . Narrheit . . .“ Die übrigen Worte erstickten in einem unverständlichen Gemurmel und in den brennenden Küssen, die er auf die Wangen und Schultern des Mädchens preßte.

„Wenn Du mich nur liebst,“ entgegnete dieses einfach; „wenn Du mich nur liebst, mehr will ich ja nicht.“

Der Nachtwind rührte leise Mariens Haar, und vom Baume fiel ein Blatt nieder auf den Tisch.

Niemand in der Umgebung achtete auf das zärtliche Pärchen. Ringsum saßen die kleinen zierlichen Confektionsmädchen, die bleichen übernächtigt ausschauenden Nähterinnen und Plätterinnen mit ihren Studenten und jungen Kaufleuten und küßten und umarmten sich, ohne viel nach dem spöttischen Lächeln der Ledigen zu fragen, aus deren gelangweilten und verbissenen Mienen doch nur der helle Neid auf die Glücklichen sprach. Die jungen Damen lachten und kicherten und tranken Bier in tiefen Zügen. Alle Gesichter waren noch rot und erhitzt vom letzten Tanze und doch trugen die meisten ihre Köpfe entblößt; nur wenige hatten ein

Schnupftuch um den Hals geschlungen oder um den Kopf, vornehmer einen Baschlick auf den sie alsdann ganz besonders stolz waren.

Als Emil und Marie zum Tanze in den Saal traten, schlug ihnen eine heiße, trockene und staubige Luft entgegen; an der Decke schwelten feste und schwere Rauchwolken hin, die zu den offenen Fenstern hindrängten aber sich nur mit Mühe loszulösen schienen. In den Armen des Kronleuchters verfangen, ballten sie sich zu dicken krausen Ballen zusammen und zerrten sich hin und her. Der krankhafte, rötliche Schein, welcher um die weißen Glaskuppeln des Leuchters lag, überhauchte auch sie mit einem mattgefärbten Glanze und ließ die feinen Staubmengen oben in der Luft und an der Decke sichtbar werden.

Marie war es zuerst, als wollte ihr der Atem vergehen, von all dem schwülen Dunst, der ihr entgegendrang. Wie in einem verschwommenen Traum sah sie heiße glühende Gesichter, mit trunkenschimmernden Augen an sich vorüberschwanken und taumeln, junge Gesichter, an denen das Leben doch nicht spurlos schien vorübergegangen zu sein, und deren Lächeln in diesem Augenblicke fast wie eine Fratze aussah.

Kurze Zeit nur, dann faßte es auch sie wie ein Taumel. Diese Luft hatte etwas eigentümlich Erregendes; der Dunst des Bieres, der Rauch der Cigarren und das einförmige schleifende Getön der tanzenden Füße, das Lachen und laute Lärmen der Umstehenden, sowie all die verhaltene Glut und Begehrlichkeit in diesen funkelnden Augen und glühenden Wangen wirkte auf

die Nerven zuerst abstoßend und verletzend. Dann reizte es dieselben auf und betäubte sie auch wieder; Marie fühlte sich zuletzt wie in ein Meer hinausgestoßen, und von dampfenden sonnendurchglühten Wogen hin und hergeschleudert. In ihrem Busen ward es schwül, verworrene Farben durchzuckten ihr Gehirn und wollüstige Empfindungen regten sich in den Gliedern.

Wie berauscht, glitt sie am Arme Emils durch den Saal über den leise zitternden Boden hin. Die schrillen Töne der Musik drangen nun gedämpft, gleichsam aus weiter Ferne, unbestimmt in ihr Ohr, ihr Haupt lag an seiner Schulter und umherwirbelnd war es ihr, als wenn sie feurige Strahlenkreise beschriebe. Emils Atem schlug heiß und schwer in das Gesicht des Mädchens und sie vergaß alle Schmach, die er ihr angethan, das Leid und die bitteren Schmerzen. Nur eine Empfindung und ein Gedanke erfüllte sie ganz: ihn nicht zu verlieren.

„Dich nicht verlieren," flüsterte sie mit gepreßter Stimme, als sie nach einiger Zeit austraten, und drückte fester seinen Arm an ihren Leib. „Dich nicht verlieren!" und sie hätte es tonlos immer weiter sagen können, denn alle andern Worte und Gedanken waren in diesem Augenblicke ihrem Gedächtnisse entschwunden.

Emil betrachtete seine Begleiterin, die mit gelösten Gliedern neben ihm fast haltlos einherging, lange mit forschendem Blicke. Er trocknete sich den in hellen Tropfen aus der Stirn brechenden Schweiß, nicht minder trunken von der Luft, dem Tanz und dem rasch getrunkenen Wein. Es war ihm auf einmal, als

könnte er in dieser Stunde allen Ruhm der Zukunft und alle Marmordenkmäler für den ewigen Besitz dieses Mädchens hingeben, und seine Ehe lag plötzlich trostlos grau vor seinen geistigen Augen da. An der Seite jener ungeliebten Frau ewig hinleben zu müssen, gefesselt durch eine goldene Kette — dieser Gedanke fiel auf einmal als etwas Entsetzliches auf seine Seele, gerade, als hätten ihn einige wildaussehende Kerle gepackt, um ihn lebendig in die Erde zu vergraben.

„Wie mich dürstet,“ stammelte er zuletzt mit unbeholfener und schwerer Zunge; „der Staub . . . der Dunst . . . wir wollen trinken — immer trinken.“

Einem vorübereilenden Kellner nahm er ein Glas frischen Bieres ab und goß es in einem Zuge hinunter. „So,“ fuhr er dann gestärkter und munterer fort: „jetzt noch eine Flasche Tokayer; heute wird Ramsch gemacht, der Junggeselle meistbietend ausverkauft, alte Liebe, oh! oh!“

Es ward ihm plötzlich, als wenn ein dichter Nebel auf seine Sinne fiel, aber ein Nebel, schwer wie ein Stein. Seine Augen flackerten unstät im Kopfe hin und her, gleich zwei Irrlichtern und die Adern schwollen dick an; auf der dunkelroten Stirn lagen sie hart und blauschwarz. Der sonst so gepflegte weiche Vollbart sah fast struppig und verwildert aus, und hinter seinem Rücken erklangen verschiedene außerordentlich witzige Spötteleien über die seltsame Gangart des bedeutendsten Dichters, den das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht.

Weder Emil noch Marie hörten die losen Worte.

Bei dem heißen Wein fühlte er sich zuerst ein wenig erleichtert. Er rieb sich mit der Hand die Stirn und lächelte.

„Ich weiß nicht, Marie," begann er dann stockend, und in verwirrten Sätzen: „was hältst Du von mir? Ich bin nicht so schlecht und gemein und dann . . . es war nicht so schlimm gemeint, das mit der Bildung! In meinem Herzen sieht es ganz wunderbar aus . . . Weißt Du, ich habe Dich doch sehr lieb! Du bist eigentlich ein verdammt hübsches Mädchen. Beim Wein sieht man das erst recht! Alles was ich früher gesagt, ist Unsinn. Glaub mir, was ich Dir hier sage, unter diesem Himmel und in dieser Zaubernacht, so weich, so süß, ich liebe Dich, Marie, mehr als alle andern Weiber auf dieser Welt!"

Das letztere sprach er mit dem alten überzeugten Pathos, die Hand wie zur Besieglung ihr hinhaltend, in einem fast schwärmerisch-weichen Tone.

Marie achtete nicht auf das verstörte Aussehen des Geliebten und überhörte auch das Stammelnde seiner Worte. Sie schlug die Hände vors Gesicht in überseliger Freude.

„Wie glücklich Du mich machst, Emil! Ich soll Dir verzeihen? Ich habe ja alles vergessen und ich glaube, das liegt hundert Jahre hinter mir. Ich habe es auch in diesen Tagen immer gefühlt und gehofft, daß Du zu mir zurückkehren würdest . . . Und nun ist es wahr, nun ist es wahr!"

„Ja, sicherlich," fuhr Emil fort, „Du bist eine famose Ps— Ps — Psychologin" — das Wort wurde

ihm außerordentlich schwer. „Und wenn Du nur willst, Marie, dann wird doch noch alles glücklich und gut."

Er hatte ihre Hand an sich gezogen und bedeckte sie mit Küssen. Einer seiner Arme lag um ihre Hüfte geschlungen und in den Augen brannte ihm ein dunkles verzehrendes Feuer. „Wenn Du nur willst, Marie!" flüsterte er ihr mit heißem Atem fast ins Ohr hinein. „Jene da, weißt Du, lieb ich nicht . . . Nein, nein, ich schwör' es Dir! Sie ist mir so gleichgültig, wie da das dumme Kellnergesicht mit den dicken und frechen Augen. Und wenn ich auch verheiratet bin, dann komme ich doch zu Dir und ich will mehr bei Dir, als bei ihr sein. Du sollst Dich auch über nichts zu beklagen haben, brauchst nicht mehr zu arbeiten und Deine armen Augen beim Nähen so anzustrengen . . . Wie eine Prinzessin will ich Dich in Sammt und Seide kleiden und unser Kind . . . unser Kind . . ."

Er brach ab und goß sich ein neues Glas des feurigen Tokayers ein. Die Flasche zitterte in der Hand und ein Strahl floß über die Tischplatte hin.

Marie saß stumm da und grübelte schmerzlich in sich hinein. So hatte sie es nicht erwartet und ohne sich dessen ganz bewußt zu werden, empfand sie doch seine Worte wie etwas Bitteres und Ekelhaftes. Von neuem stieg ein herber Zweifel in ihrer Seele auf:

„Nein — nein!" stieß sie endlich hervor, „Niemals! Das nicht! Betrügen will ich sie nicht, und wenn ich sie auch noch so hasse! Das wäre gemein,

Emil! Wenn Du mich doch verlassen mußt, geh! geh! Dann will ich sterben!"

„Sterben!" lallte Emil wie ein Echo nach.

Es kam ihm vor, als wenn er eine Dummheit begangen hätte und er raffte sich deshalb zusammen, dieselbe möglichst zu vertuschen. Vor seinen Augen löste sich die ganze Umgebung in wirre gestaltenlose Nebel auf und eine schlaffe Rührseligkeit überkam ihn. Nur den einen tiefen und klaren Gedanken hatte er noch, dieses Mädchen um jeden Preis für sich festzuhalten.

„Fühlst Du denn nicht, wie unglücklich ich bin?" begann er endlich mit einer thränenerstickten Stimme und fast schluchzend, „daß ich jene heiraten muß, die ich gar nicht liebe, und da doch mein Herz Dir — Dir allein zugehört, Marie! Wie schön wäre es, könnte ich immer mit Dir leben, an Deiner Seite und bei Deinen Küssen, Marie. Nun soll ich Dich nie wiedersehen! Das ist entsetzlich und ich wollt lieber, ich wäre tot. Ja, tot — tot!" Er wiederholte die Worte mit einem dumpfen und trostlosen Ausdruck und berauschte sich auch jetzt noch an ihrem schauerlichen Klang.

„Ja," fuhr er fort, „ich kann Dich nicht verlassen, das ist mir in diesen schrecklichen Wochen ganz klar geworden. Und wenn Du willst, dann töte mich! Oder ich wollte, ein Blitzstrahl träfe mich in demselben Augenblicke, wo ich mit jener vor dem Altar stehe. Ich wäre dann all diese Unruhe und Qual des Lebens los. Das Leben ist gemein, Marie! nur der Tod

Friede, Genuß und Seligkeit ... Weißt Du, in meinen Gedichten hab ich das schon gesagt, in dem Cyklus: „Der Pessimist ..." Das hab' ich mit meinem Herzblut geschrieben! und lieber will ich tot sein, als das schreckliche Leben an ihrer Seite und ohne Dich ertragen. Ich glaube auch an einen Gott und an eine Fortdauer der Seele! Das wäre ja undenkbar, daß mein Geist, der so viele große Gedanken schafft, spurlos verwehen sollte, wie ein Grashalm, wie ein Blatt vom Baum ... Ja, und was ich sagen wollte, Marie, dann im Tode werden wir wieder vereinigt sein, nichts kann uns dann mehr trennen und steht uns feindlich im Wege ... Hand in Hand wandeln wir wie — wie zwei Lichtgestalten auf der Insel der Seligen umher ..."

Er brach ab, denn Thränen verschlangen seine Stimme und rollten in dicken Tropfen über seine Backen. Krampfhaft zog er dabei an einer entblätterten und vom Wein genäßten Cigarre, die ohne daß er's bemerkt, längst erloschen war. Zuletzt verbarg er schluchzend sein Gesicht in beiden Händen, den Cigarrenstumpf zwischen die Finger gepreßt, und rings drehte sich alles in wirbelndem Tanze umher.

Er sah nicht, wie Marie nach einer langen Pause, in der sie die Blicke ausdrucklos auf den Schooß geheftet, stumm vor sich hingebrütet hatte, plötzlich und jählings aus ihren Träumen emporfuhr. Groß und mit unheimlich leuchtenden Feuer starrte ihr Auge den Geliebten an, und das Gesicht hatte einen ehernen, männlichen Ausdruck angenommen; die Lippen waren festgeschlossen, an den Mundwinkeln lag eine tiefe dunkle

Falte und die Augenbrauen zogen sich fast drohend zusammen. Ihre Hand lag geballt auf dem Tisch, und sie fühlte nicht, daß die Nägel sich fest ins Fleisch hineingepreßt hatten. „Ich wollt', wir beide wären tot!" hörte sie ihn noch immer sagen, und es klang dumpf wie aus unendlichen Fernen, in ihre Seele hinein.

Aus dem Saale aber tönten die beflügelten Klänge eines prickelnden Walzers, in die warme und feuchte Nachtluft herüber.

* * *

Der Wind hatte zu Emils Hochzeitstag Regen heraufgeführt und schon seit frühem Morgen hing ein einförmig grauer und trüber Himmel über der Stadt weithin ausgespannt. Nur hier und da hob sich ein dunkleres Wolkengehänge von dem trostlos schmutzigen Untergrunde ab.

Seit Stunden rieselte unaufhörlich ein Regen, so fein wie Staub, durch die bleiche und farblose Luft zur Erde hernieder, ein unangenehmer Regen, der durch die Poren der Haut zu dringen schien und die ganze Welt wie mit einem feuchten dünnen Schleier überzog. Die Häuser und Straßen gewannen ein mürrisches und verdrießliches Aussehen und die Bäume blickten so zerzaust drein, als wären sie vom Sturm entblättert und zerrissen.

Auch Marie irrte seit frühem Morgen ziellos und

von der inneren Unruhe gejagt durch die langen Straßen der Stadt. In der vergangenen Nacht hatte sie kein Auge geschlossen, und glanzlos, leer und überwacht blickte dieses in den Tag hinein; schwarzblaue tiefe Schatten lagen unter den geschwollenen Rändern.

Halb wachend, halb träumend eilte sie hin, während alle Menschen und Gegenstände wie fahle Schatten an ihr vorüberglitten. Nur wie ein unordentliches Sausen aus weiter Ferne drang der Lärm der Straßen, durch die sie hinschritt, an ihr Ohr; das harte und scharfe Rasseln der vorüberrollenden Droschken, das dumpfe Poltern der Lastwagen, das Lärmen, Schwatzen und Rufen der hin- und herflutenden Menschenwoge klang ihr wie das Brausen eines Windes. In Gedanken versunken sprach sie zuweilen abgerissene Worte laut vor sich hin, blieb wie angewurzelt stehen und eilte dann wieder um so rascher fort.

Die ganze Nacht hindurch und auch jetzt am hellen Tage noch stürmten wilde und wirre Phantasien durch ihren Geist, welche eine fast greifbare Gestalt annahmen — und Leben und Blut gewannen, um so mehr, als rings die Wirklichkeit zu nebelhaften Schatten sich verflüchtete. Diese Bilder hatten sie in den letzten Tagen nicht mehr losgelassen und dieselben Worte waren es, welche sie immer von neuem hörte: „Ich möchte sterben, denn ohne Dich kann ich nicht mehr leben.“ In ihrem Geiste nahm Emil, während er dieses sprach, verklärtere Formen an; seine Augen blickten, wie die eines Heiligen, schwärmerisch trunken und verloren sich in weiter Ferne, um seine blassen Lippen aber spann sich ein träumerisches

Lächeln, als fühlte er das Nahen eines baldigen Glückes. Und zuletzt schaute sie immer ein schauerlich schönes Bild: am Arme jenes Mädchens, die Augen gesenkt, trat er durch die weitgeöffneten Thore in die stillen Hallen des Domes hinein. Dürch die hohen Bogenfenster fiel das Licht der Sonne und in diesem Sonnenlichte selbst kam sie geschritten, gerade auf ihn zu, lächelnd wie das Glück und wie der Frieden. Dann aber blickte er empor, sah sie und auch in seinem Antlitz glänzte es freudig auf; seinen Arm löste er von dem jener Fremden und nickte Marien zu. Sie aber trat ihm entgegen, und da zuckte jener Blitzstrahl, von dem er gesprochen und den er gewünscht . . . in ihrer Hand! Mit zerrissener Brust und von Blut überströmt stürzte er zu Boden, doch ein glückliches zufriedenes Lächeln lag um seinen Mund und leise flüsterte er: „Ich danke Dir!" — Und später ward es still, kein Laut störte mehr die feierliche Ruhe umher. Die Menschen hatten sich verlaufen, und stumm und tot lag auch sie neben dem Geliebten, Hand in Hand geschmiegt. Da hob er leise das Haupt, eine sanfte Wärme durchzog ihre Glieder, wie Schlaf fiel es von den Augen und eine Lichtwolke hob sie empor, und trug sie höher und höher über alle Welten hinweg. Der Dunst und Rauch verwehte, ein klares mildes nnd reines Feuer umströmte sie mit duftigen Wellen. Sie aber zogen hin, Busen an Busen gepreßt mit umschlungenen Armen, „zu wandeln auf der Insel der Seligen."

„Ich thu's — ich thu's!" stieß sie in ihrer Erregung laut vor sich hin. „Oh, wie glücklich werden wir Beide sein!"

Schon einige Male war sie an diesem Morgen in der Nähe des Domes gewesen. Die Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen mit Emil trat dort mit lebhafterer Gewalt vor ihrer Seele. Sie war wie gebannt in weiten Kreisen um die Kirche herumgegangen und hatte sich zuletzt immer wieder entfernt, als fürchtete sie, sein Inneres zu sehen.

Plötzlich aber erfaßte sie ein tiefes und brennendes Verlangen, dem sie nicht länger wiederstehen konnte und sie trat in die halbdunkle Vorhalle des Domes, deren schwere Gewölbe auf breiten und wuchtigen schmucklosen Säulen ruhte.

Die Winkel lagen im tiefen Schatten und in verdämmernden Umrissen hoben sich von den etwas verwitterten Wänden plumpe Heiligenfiguren ab, die fast schwärzlich aussahen, mit flehend emporgereckten Armen oder segnend ausgebreiteten Händen, hier und da ein wenig verstümmelt. Die Gesichter blickten kalt und ausdruckslos das eintretende Mädchen an, und diesem war so, als ginge von ihnen jener feuchte, kühle und halbmodrige Dunst aus, welcher die Halle ganz und gar erfüllte.

Sie war daher wie geblendet und blieb einen Augenblick verwirrt stehen, als sie mühsam die schwereichene und mit beschriebenen Kirchenzetteln beklebte Thür zum Innern des Domes öffnete, und würziger Weihrauchduft und Lichtwellen ihr entgegenquollen. Zuerst wagte sie keinen Schritt weiter zu thun; die weiten Säulenreihen und die gewölbten Bogen der Decke, die feierliche Stille ringsum, die selbst das

leise Schleichen des Zugwindes an den Wänden hörbar machte, erfüllten ihre Seele mit heimlichem Schauer. Ihre Hand umklammerte fester den Griff des Messers, welches sie unter dem grauen Regenmantel versteckt hielt und mit einem Male überkam sie eine furchtbare Angst vor dem, was sie thun wollte. Sie sah die weißen Steine des Bodens plötzlich von purpurnem Blut überströmt, und wachsend füllte es die Kirche mehr und mehr an. Aus den alten Gräbern, die unter dem Gewölbe lagen, quoll es dick und rot empor, und Marie mußte sich um nicht zu fallen, an den Thürpfosten schwerstöhnend festhalten. Ihre Augen starrten furchtsam in dem weiten Raum umher.

Ihre Gedanken irrten dabei um Jahre zurück. Alte fast völlig vergessene Erinnerungen tauchten empor und jener Tag kam wieder, als sie zum letzten Male so dunkle ernste Räume betreten und zum ersten Male gebeichtet hatte. Wie aus weiter Ferne rauschten feierlich jauchzende Orgelklänge an ihr Ohr, hinter dem Chore tönten die dumpfen und düstern Gesänge der Priester hervor und dazwischen jauchzten die hellen Frühlingsstimmen aus jungem Knabenmunde, und wieder war es ihr, als läuteten alle Glocken Ostern ein und als höben sich die Lerchen lachend in den blausonnigen Himmel. Demütig hörte sie die Stimme des weißhaarigen Priesters, dessen Hand auf ihrem Haupte lag und leise tröstend klang es: „In aller Not, die Dich drückt, und in allem Jammer, der Dich befallen, wende Dich allein an Ihn, der Dein Herz vom Kummer erlöst und von ihm nimmt die Trübsal.“

Eine tiefe Schwermut überkam Marie und wie von magischen Banden gezogen, wankte sie zur Mitte der Kirche hin.

In einer Bank sank sie auf die Knie und das Haupt lag auf dem Pulte.

Der trübe Tag blickte durch die hohen Spitzbogenfenster; die Scheiben prangten in allen bunten Farben und lachende Engelsköpfchen mit goldnen Locken sahen auf die einsame Beterin hinab. Das buntfarbige Licht, gedämpft und grau durch den fahlen matten Schein des Tages floß über ihre Gestalt hin und umkleidete sie mit einem trüben Glanz, der wie von Thränen umschleiert war. Oben von der Decke strahlten leuchtende Bilder zur Erde hinab; Engel mit flammenden Schwertern stürzten drohend durch's Gewölk, und wieder andere saßen zu Füßen Gottes, im Anschauen seiner Herrlichkeit selig versunken.

Als Marie nach langen dumpfen Hinbrüten um sich blickte, fiel ihr Auge auf das Bild des gekreuzigten Heilands, welches gerade über dem Marmoraltar hing. Ein einziger trüber Lichtstrahl traf das schmerzlich-stille Antlitz des Sterbenden und sein Schein verlieh ihm Fülle und Leben, daß es wie leibhaft aus dem Rahmen herauszutreten schien. Es sah aus, als wenn nasse schwere Blutstropfen aus der gelblichweißen Stirn hervorbrächen und zögernd langsam über das Gesicht hinabrieselten, während das Auge sich leise öffnete und mit mildem versöhnenden Blicke zu der Unglücklichen herüberschaute.

Den Namen dieses Mannes hatte sie so lange nicht

wieder gehört, nun aber wußte sie plötzlich wieder all die düsteren schönen Geschichten, die sie hatte auswendig lernen müssen, und die sie damals nicht einmal verstanden.

Und es war ihr, als sei sie selbst jene Sünderin, die sich weinend zu den Füßen des Meisters hinwarf. Ringsum drängte sich das Volk, und höhnende hämische Blicke fielen auf sie. Bittere Worte drangen aus der Menge hervor, die ihr Herz zerrissen und ihr das Blut in die Wangen trieben. Ihr Kind — ihr Kind! sie sah es zu den Füßen des Heilandes liegen, blaß, mit verstörten Augen, zerfetztem Kleidchen und auch auf seiner Stirn den dunklen schillernden Blutstropfen, der auf dem Bilde dort düster blinkte. Das unschuldige Kind, welches das Volk zerreißen wollte wegen der Schuld der Mutter und des Vaters, und welches sie in ihrem Hasse bespiehen hatte, wie man einen Hund bespeit. Seine Augen aber blickten mitleidig auf die Arme nieder und seine Hände nahmen das leise wimmernde Kind von dem kalten steinigen Boden empor; schützend schlug er die halbbloßen fröstelnden Glieder in seinen warmen Mantel und leise glitten von seinen blassen Lippen die Worte: „Wer sich unter Euch frei von Schuld fühlt, der werfe den ersten Stein auf diese.“ Eine Weile ward es still, dann hörte sie ein leises Flüstern und Raunen in den weiten steinernen Hallen des Domes, Schritte erklangen und verloren sich mehr und mehr in der Ferne, sie hörte den dumpfen Schlag der fallenden Thür und dann war sie allein — allein mit ihm . . .

Marie fuhr jach aus ihren Träumen auf, strich

sich mit der Linken über die Stirn und blickte verwirrt um sich . . . Allein! wie sie jetzt allein war mit ihm, mit dem schmerzensbleichen dornengekrönten Manne.

Ein leiser Schrei drang aus ihrem Munde. Sie glaubte seinen Atem zu fühlen und das sachte Rauschen seines Gewandes zu hören. Von den Wänden und aus den Säulenkapitälen klangen überallher leise verlorene Stimmen, wie ein verhaltenes Seufzen und Weinen schlich es an ihnen herunter und rings in der Luft schwammen Wellen bunten Lichts, hundert Gestalten und Gesichter, die sich von den Wänden und der Decke losgelöst zu haben schienen, umdrängten sie mit mitleidigen und drohenden Augen. Dort die mächtige Gestalt des heiligen Christophorus streckte den entwurzelten Baumstamm vor, als wollte er sie nicht wieder hinauslassen, und es war ihr, als müßte jeden Augenblick ein steinerner Apostel in die Säulenhalle einbiegen oder Er selbst — mit dem glutvollen heißen Blick der Augen und sie an sein pochendes Herz drücken.

Marie taumelte in der Bank empor und starrte ängstlich umher. Eine abergläubische Furcht fiel auf ihre Seele und sie wollte weg aus diesem kalten steinernen Hause der Toten und Gemordeten. Ein roter Nebel schwamm vor ihren Augen, ihre Brust ächzte, aber der Fuß wurzelte an dem Boden wie angefesselt, kraftlos sank sie auf die Bank zurück.

„Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Von der purpurnen kostbaren Altardecke strahlte dieser Spruch in goldgestickten Buchstaben der Unglück-

lichen entgegen. Kalt und ausdruckslos schweifte deren Auge zuerst darüber hin, und sie las die Worte, ohne daß sie den Sinn derselben verstand. „Kommet her zu mir,“ bebten tonlos die Lippen, dann aber auf einmal öffneten sich weit die Augen des Mädchens, jäh schossen sie von Thränen über und durch die Stille des Domes klang es fast wie ein langgezogener heiserer Schrei.

„Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Sie hatte es laut vor sich hin gesagt, aber sie wußte es nicht. Sie glaubte, Jemand wäre an ihre Seite getreten, hätte den Arm um ihren Hals geschlungen und es ihr mit ernstem mahnenden Tone zugerufen. „Heiland, mein Heiland!“ stammelte sie und ein Schauer des Entzückens und Entsetzens rann durch ihren Leib.

Sie sah nichts Wirkliches, denn ihre Augen waren geschlossen, aber der wache Geist zeigte ihr eine weiße, strahlende Gestalt, die langsam feierlich durch den Dom hinschritt, und segnend die Hand auf ihr Haupt legte. Durch sein dunkelblondes Haar wand sich der blutbefleckte Dornenkranz, wie eine Schlange, die sich mit harten Zähnen im Kopfe festgebissen und denselben zerrissen hatte. Aber ein erhabener Glanz umleuchtete das Antlitz und nichts schien der Gequälte von den bitteren Schmerzen zu fühlen. Und in einem Augenblicke sah sie denselben Mann durch die engen Straßen und staubigen Gassen der Stadt wandeln; durch die düstere Totengasse schritt er hin und alle Thüren öffneten sich und zu seinen Füßen kamen sie in langem schrecklichen Zuge, die Armen und Elenden, die Sünder und Ver-

brecher. Und alle drückte er an sein Herz und zog sie an seine Brust, wie damals im Lande Jerusalem, an den Ufern des blauen Sees Genezaret und an den kühlen Wassern des heiligen Jordans. „Ich bin der Gott der Unseligen, der Armen und Unterdrückten,“ klang es in ihrer Seele in ungesprochenen Worten; „sei still, sei still, arme Seele, auch Dich führe ich zum Frieden und zum Glück! Heut noch sollst Du im Paradiese sein!“

Marie glaubte, die ganze Sonne sänke über sie nieder und erfüllte ihre Seele und Herz mit einem warmen schwellenden Meere von goldleuchtendem Lichte. Es schien ihr, als brächen aus dem Dornenkranze üppige Rosen hervor und umströmten sie mit wunderbar süßen Frühlingsdüften. In diesen Augenblicke wuße sie, daß der Gott der Armen und Unglücklichen das Herz jenes mit seiner Milde beseelen würde, und sie hörte aus Emils Munde die Worte: „Dich liebe ich allein, mit Dir allein will ich glücklich sein.“ Aus den Armen der Fremden löste er sich los, um mit ihr vor den Altar zu treten.

„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ klang es leise wie ein Gebet von ihren blassen Lippen.

* * *

Schon seit einer halben Stunde hatte Marie mit heißem und angestrengten Auge durch die regennassen

Bäume und die triefende Luft nach den nahenden Hochzeitswagen ausgespäht und jede vorübereilende Gestalt prägte sich unauslöschlich in ihre Erinnerung ein. Aus den Wipfeln tönte das Geschrei und Gelärm der Spatzen, welche unter den Blättern ein armseliges Obdach gefunden, und mutwillig einander bespritzten; — da faßte Marie krampfhaft an ihr Herz, der Mund schloß sich fest zusammen und sie trat in den dämmernden Schatten der Vorhalle zurück. Scharf um die Ecke, vorüber jagend an dem langsam holpernden gelben Postwagen, bog im raschen Trabe von zwei feurigen Schimmeln geführt, eine vornehme Equipage, und dann eine zweite, eine dritte. Unter den vorübereilenden Menschen zeigte sich eine kleine Stockung, die meisten blieben stehen und sahen mit einem gütig freundlichen Lächeln den vorüberrollenden Wagen, in denen es so buntfarbig flimmerte, nach. Marie hörte das näherkommende dumpfe Rollen und ihr Herz stand fast still. Einen Augenblick war sie wie betäubt, und die Ruhe des Grabes schien die ganze Welt zu umhüllen — einen Augenblick lang, im nächsten hörte sie dicht vor sich auf dem rauhen Steinpflaster das harte Rasseln der Räder, den schnalzenden Laut des Kutschers, das Aufstampfen zurückgerissener Pferde, und ein breiter Schatten fiel von draußen über die Schwelle hin.

Leise Stimmen, ein Raunen und Wispern alsdann, und knisternde Kleider! Draußen fanden sich die Paare zusammen, flüsternd und leise lachend; hier und da war noch etwas zu ordnen, eine Falte zurechtzustreichen und dann erst trat man in die Halle ein, ein Gewirr

flimmernder Kleider, schneeweiß leuchtender Westen und schwarzer Fracks.

Marie sah dies alles und ihr Auge ward wieder klar, ihr Geist wach. Ein Lächeln auf den Lippen trat sie aus dem Schatten einer Säule mitten unter die Hochzeitsgäste und gerade auf den Bräutigam zu.

Totenstille lagerte plötzlich über dem kleinen Kreis, nicht anders, als wäre ein Geist in ihn getreten. Nur die Braut hatte fester den Arm Emils umklammert, der ihre Hand krampfhaft drückte und sich in seiner ganzen Höhe aufreckte. Wenige Sekunden nur dauerte es; mit einem stählernen harten und totkalten Auge sah er der Herankommenden ins Gesicht und die Lippen zogen sich zu einem verächtlichen Lächeln herab. Mariens Gesicht nahm in diesem Augenblicke den Ausdruck einer Toten an, verzerrt blieben die Züge wie im Krampf versteinert stehen.

„Sie ist irrsinnig," glitt es mitleidig bedauernd von den Lippen Emils. „Irrsinnig," lallte es wie ein Echo tonlos im Munde des Mädchens wieder, und klingend fiel aus ihrer Hand das Messer auf den Steinflies. Fallend blitzte es mit hellem Scheine durch die schimmernde Luft.

„Sie ist irrsinnig," schnob ein dicker Herr mit rotem Gesicht, der schnell die Lage erfaßte und freundschaftlich die Herrschaften in die Halle weiter hineinstieß. Behäbig vor sich hinlachend, zwinkerte er den befrackten Herren mit den Augen zu und bei den Damen zuckte er bedauernd die Achseln: „Weiter, weiter, meine Herrschaften, die heilige Kirche hat noch niemals gewartet

... Das arme Geschöpf! Aber was können wir daran thun? ... Macht nur, Kinderchen, macht nur! ... Ich habe verteufelten Hunger ..."

Marie hörte leises Lachen hinter ihrem Rücken. „Lügner!" wollte sie aufschreien, „Lügner," aber als sie den Mund aufthat, lachte sie grell auf mit einem frechen gemeinen Lachen.

Hochaufgerichteten Hauptes, mit steifem Nacken schritt sie dem Ausgange zu. Nur an der Schwelle blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Ihr Geist suchte das Bild des gekreuzigten Heilands und als sie es vor ihre Phantasie gebannt hatte, spie sie mit einer wütenden Bewegung aus. Dann ging sie mit einem verächtlichen Lächeln mitten durch die Horde von armen Weibern und Kindern, welche das Hochzeitsgepränge zum Dome hingelockt hatte.

Durch die fahle verregnete Luft schritt sie hin und versank dann in der drüben vorüberziehenden Menschenwelle. Sie verschwand, als wäre sie plötzlich zu Boden gerissen und in den Schmutz der Straße zusammengebrochen, gerade unter die Füße der Menge. Fühllos wogte die Menschenflut über ihrem zerrissenen wunden Leib dahin.

Berlin 1884.



Haidenacht.

Ein Phantasiestück aus der westfälischen Haide.





Als der Haidebauer den Pfarrer, welchen er in einer schweren Gewissenssache um Rat gefragt, gegen Abend wiederum verließ, war sein Gesicht gelblich-fahl, wie das eines Fieberkranken, und in den stechenden kleinen Augen brannte ein düsteres und verzehrendes Feuer. Gleich einem Leichttrunkenen ging er mit schwankenden Schritten die enge Thingstiege hinab, mit den Armen zuweilen um sich schlagend und unverständliche Worte vor sich hin murmelnd; dann und wann stieß er lauter mit gepreßter Stimme einen Ausruf hervor, welcher in der stillen und ruhigen Abendluft doppelt rauh und scharf erklang.

Der enge Weg mit dem lockeren sandigen Grund wurde zur Linken von ziemlich hohen Wällen gesäumt, auf denen nur spärliches Gras wucherte; hier und da standen Brombeerbüsche dicht zusammen und wanden ihre dünnen und harten Zweige eng ineinander, Schwarzdorn und dunkelgrüner Ginster wechselten mit ihnen ab.

Zur Rechten öffnete sich hingegen ein breiter und tiefer Abgrund; die Böschung fiel jach und fast steil ab, und selbst das Gras wuchs nur kümmerlich auf dem

sandigen und trockenen Boden, der an vielen Stellen ganz nackt und gelb hervortrat.

In seinem schwankenden Gange geriet der Haidebauer mehrere Male hart an die Senkung heran, aber er ging auf der Schneide so sicher, wie ein Nachtwandelnder hin, ohne zu fallen, trotz der heftigen und unruhigen Bewegung der Arme und des Körpers.

Die hagere, über sechs Fuß hohe Gestalt war dürr und verwittert, wie eine Fichte, das fahle und harte Gesicht trug blutlose Lippen; schroff und abweisend, düster versunken in sich selbst, schritt der Mann dahin, gleich dem lebendig gewordenen Geiste der Landschaft ringsum.

Unten in dem Grunde standen Tannen und Fichten dicht nebeneinander, aus deren Stämmen ein kräftiger, harziger Duft herüberdrang. Das von ihnen ausströmende bräunlichgrüne Licht mischte sich mit dem gelbfahlen Scheine des Abends, so daß über dem allmählich in Dämmerung versinkenden Wege ein trüber, melancholischer Schimmer sich hinspann, durch den der Haidebauer dunkelfinster hinschritt.

Hoch oben in der klaren Luft schwebte weiches und zierliches Gewölk langsam herab, hinter der Sonne drein, welche bereits im Westen versunken war und nur rote Glut zurückgelassen hatte. Der Mann warf, aus seinen Gedanken auffahrend, einen Blick zum Himmel hin und blieb auf einen Augenblick stehen, als wenn er in der Höhe etwas suchen müsse. „Da ist er,“ stieß er leise hervor, und sein glühendes Auge heftete sich auf die weißlichgelbe Scheibe des Mondes, welche durch die

Abendluft mit mattblinkendem Scheine hinschwamm. Einige Male atmete er tief auf und strich sich mit der knöchernen Hand über die Stirn und das lange, flachsgelbe Haar bis zum Halse herab, nachdem er die hohe Schirmmütze abgenommen, gerade als wenn es ihm darunter plötzlich zu heiß geworden wäre.

Eine Weile stand er, die schmalen Lippen fest aufeinander gepreßt, in der Stille des Abends da; nur der leise Wind, der aus den Fichten heraufwehte, raunte am Wege hin, als erzählte er mit unterdrückter, geheimnisvoller Stimme von den Vehmgerichten, die vor Jahrhunderten in der „Thing"stiege rächend und Gerechtigkeit übend, zusammenkamen.

Dann riß sich der Haidebauer aus seinem trüben Hinstarren los und ging wieder mit schwankenden Schritten weiter, seinem einsamen Gehöft zu.

Vielfach sich windend, endete der Weg in einem ausgedehnten, dunklen Tann, hinter dem die öde, braune Haide sich weit hinbreitete, deren flache Ebene nur hier und da durch eine niedere Anhöhe unterbrochen wurde.

Am Saume des Waldes blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen, den Kopf beugte er spähend vor, indes die Augen sich weit und hell aufthaten und aus den tiefliegenden Höhlen weißlich hervorquollen. Die geöffneten Lippen zeigten die blanken Zähne fest zusammengepreßt, so daß diese einen knirschenden Ton von sich gaben; wie ein wütender Wolf stand er mit einem Male da, als sähe er Jemanden vor sich, dem er in jähem Satze an die Kehle springen müßte, um ihn zu Boden zu reißen. Mit der Rechten klammerte er sich

an dem rotbraunen Stamme einer Fichte fest, während die dünnen und schmalen Finger der Linken sich weit auseinander spreiteten. Zugleich drang ein lauter, unartikulirter Schrei aus seiner Gurgel hervor, der unter den Bäumen dumpf wiederhallte und weit über die Haide hinklang, rauh und heiser, wie das Bellen eines tollen Hundes.

Durch das gelblichgraue Licht, welches über der öden Gegend sich ausbreitete, sah man in weiter Ferne, an einem der Hügel, ganz unbestimmt, zwei menschliche Gestalten stehen, die kaum erkenntlich sein konnten. Auf sie hielt der Haidebauer seine scharfspähenden Blicke gerichtet. War es nur die Phantasie, die ihn allein so ganz genau jene Gestalten erkennen ließ, als ständen sie nur wenige Schritte von ihm entfernt? Den ganzen Nachmittag hindurch, seitdem er zum Pfarrer gegangen, hatte er immer wieder und wieder die Beiden vor sich gesehen, und während er den Weg schwankend, murmelnd und gestikulierend zurücklegte, mit ihnen gesprochen, bald wütend, bald demütig bittend und flehend. Plötzlich sah er sie vor sich, klar und in scharfen Umrissen, trotz der weiten Entfernung, und es traf ihn, als wäre ein Blitz neben ihm in die Erde geschlagen.

Sie hielten sich beide umschlungen und die Arme des Mädchens lagen um den Hals des Anderen. Dann auf einmal, als hätten jene den Schrei vom Tannenbusch herüber vernommen, traten sie von einander zurück, und nur die Hände lagen noch eine Weile ineinander.

Zugleich kam in die erstarrte Gestalt des Haidebauern Leben zurück. Seiner Brust entrang sich ein

leises Stöhnen, vor sich hinmurmelnd lief er mehr, als er ging in die Haide hinein und in der Richtung, wo jene standen.

Seine Brust keuchte heftig und schwer, während er die Augen starr auf sie gerichtet, durch das Haidekraut hinstürmte und hier und da einen Vogel aufjagte oder in die lockere Erde eines Maulwurfbaues einsank und hinzustürzen drohte.

Der blaue Duft des Horizonts war bereits zu einem schmutzigen Grau geworden und der Himmel verlor den scharfen Glanz des Tages; die Dämmerung quoll wie ein trüber Nebel durch die Luft, und ein kühlerer Wind lief durch die dürren Haidegräser mit leisem, verworrenem Murmeln hin. Geräuschlos, wie ein Schatten, glitt eine Fledermaus über seinem Haupte durch die dunklere Luft vorüber, — er achtete auf alles das nicht; vor seinen Augen schwamm eine trübrote Masse, ein gleichsam von Blut getränkter Nebelschleier, durch den er die beiden Gestalten auf- und niedertanzen sah. Es war gerade, als hätte sich dieser purpurne Schleier dicht um ihre Glieder gewickelt und zöge sie langsam nieder auf den Boden.

Einen Augenblick blieb der Haidebauer stehen, die Linke gegen die stechende Seite drückend. Die Beiden da drüben hatten sich getrennt und gingen von einander in entgegengesetzten Richtungen fort; sie hatten offenbar den Lauscher noch nicht wahrgenommen, und es klang diesem einmal sogar wie ein fernes, spöttisches Lachen im Ohr wieder. Doch das war wohl nur eine Sinnentäuschung, denn das Blut stieg ihm gewaltig zu Kopf,

daß er es an den Schläfen heiß pochen fühlte und die Stirn ihm zu schmerzen begann.

Am liebsten wäre er unter sie gesprungen, während sie noch zusammenstanden uud sich küßten. Sich küßten! Das Herz schnürte sich ihm zusammen, indem er daran dachte, und eine tierische Wut bemächtigte, sich all' seiner Gefühle. Er verspürte in den hageren, sehnigen Gliedern eine wilde Kraft, genug, um auch jenen kräftigen Burschen da zu Boden drücken zu können. Beide Fäuste ballte er zusammen, als holte er zu einem wuchtigen Schlage aus, und als stände er bereits seinem Gegner gegenüber, stieß er gepreßt zwischen den Zähnen in heiserem Tone hervor: „Ich schlage Dich tot, Du Dieb — Du Dieb — Du Dieb!"

Er wiederholte es drei Mal, mit immer gesteigertem Ausdruck der Wut; nur das letzte Mal bebte ein tiefschmerzliches Gefühl durch die Stimme, und sie schien fast in einem Schluchzen ersticken zu wollen.

Zuerst wußte er nicht, wem er mit seinen weiten und raschen Schritten folgen sollte, dem Burschen oder dem Mädchen. Sie entfernten sich immer weiter von einander, und jetzt verschwand auch der Erstere hinter einem der niederen Hügel, die sich über die Haide hinzogen. Der Bauer warf noch einen haßerfüllten Blick aus seinem düsterglühenden Auge hinter ihm drein, dann wandte er sich rasch entschlossen in die Richtung, welche die Dirne eingeschlagen hatte.

Er kam ihr zusehends näher, obwohl auch sie rascher zu gehen begann, um noch vor der voll hereingebrochenen Nacht zu Hause zu sein. Denn die Dämmerung nahm

mehr und mehr überhand. Der Tann im Rücken floß zu einer dunklen formlosen Masse zusammen, und die Haide ward zu einem weiten schwarzen und toten Flecken; nur, wenn der Wind über die Gräser strich, wallte es eine Weile über die Haide hin, wie eine leicht schaukelnde trübe Welle Wassers. Noch stand der Mond hinter den Büschen verborgen, aber ein leichter, silbergrauer Glanz spann sich eben über den Himmel hin und mischte sich mit der dunkelnden Luft und den aus der Erde emporziehenden Nebeln.

„Vina! Vina!" rief der Haidebauer mit keuchendem Atem laut über das Feld hin, — „Vina! Vina!"

Das Mädchen vorn konnte in der abendlichen Stille den Ruf nicht überhören. Eine Weile schien es, als wollte sie, von einer plötzlichen Furcht erfaßt, vor dem Heraneilenden davon laufen, dann aber wandte sie sich mit einer entschlossenen Bewegung um und blieb wartend stehen. Ihr Gesicht nahm einen herben und finsteren Ausdruck an, und ihr Fuß stampfte einige Male heftiger auf dem Boden auf. Sie sagte auch kein Wort, als der Andere bereits nach Luft ringend, vor ihr stand und mit einem zornglühenden Ausdruck im Gesicht abgerissene Worte hervorstieß, während er mit der gespreiteten Hand in die Haide hinaus wies:

„Wer war's, Wicht?*)" stammelte er; „wenn ich den Hund packe, . . . den Fuchs, der um meinen Hof herumschleicht, um meine Hühner, . . . ich schlag' ihn tot, so wahr ein Gott im Himmel . . . Es ist ein Dieb, ein Räuber, den man niederschießen darf, wie 'nen tollen

*) Mädchen.

Hund . . . Und ich thu's, Vina, ich sag' Dir, ich thu's . . ."

Das Mädchen warf ihm einen scheuen Blick von der Seite zu. Sie kannte seine wüste und wilde Art, aber dieses heiße Racheschnauben hatte sie noch nicht von ihm gehört, diese blutunterlaufenen, gierigen Augen noch nicht gesehen. Sie sagte nichts, aber nahm einen rascheren Gang an, ohne doch damit dem Haidebauern von der Seite zu kommen.

„Ich kenne den Hund wohl!" schrie dieser von Neuem. „Der Kölnische Hanswurst war's, — lüg' nicht! — Der Köln'sche Hanswurst. Glaubst, ich hätt' ihn nicht gesehen! Aber ich will's schon dem Förster stecken, daß er den hergelaufenen Habenichts wegjagt . . . der hier herumscharwenzelt, wenn ihm die Wilddiebe die Hasen wegschießen . . . Und thut er's nicht, thut er's nicht, dann . . . dann . . ." Er schüttelte drohend beide Hände, während sich die Augen fern an einen dunklen Punkt hefteten, den er für die Gestalt des Verhaßten ansehen mochte.

Sie gingen eine Weile stumm durch das knisternde Gras, beide mit schweratmender Brust. Am Boden rohrte dumpf der Wind, und wie ein Seufzer schlich es durch die trübe und matte Luft. Einige Male sah der Bauer mit forschenden Blicken die Dirne an, deren anmutigere Bewegungen und zartere Haut etwas Städtisches verrieten. Auch war ihr Gesicht ein wenig blaß und mager, und während sie dahinschritt, schien sie mit Thränen zu kämpfen. Der Haidebauer bemerkte, wie

ihr Auge anfing feucht zu schimmern, und ein Zucken flog über sein Gesicht.

„Warum sagst Du nichts?“ fing er in milderem Tone von Neuem an. „Weil Du ihn lieb hast? Wenn ich das wüßte, Vina — Vina,“ begann es wieder dumpf zu grollen, — „oh Du . . oh Du! . . . Das wäre Sünde, Vina, Todsünde . . . Hast bei den Nonnen nicht gelernt, was auf Sünde steht? Die Hölle! Der Satan holt Dich — so — so —“ er umklammerte ihre Hand mit seinen knöchernen Fingern, „und Du bist auf ewig verdammt, — auf ewig, ewig!“

Er holte tief Atem und suchte sie mit seinen glühenden Augen zu durchbohren.

„Der Pfarrer hat's mir gesagt, — heute Mittag! . . . Alles — alles hab' ich für Dich gethan . . . hörst Du?! . . . Tot wärst Du lange, wenn nicht der alte Haidebauer gewesen wär' . . . Hab' ich Dich erfrieren lassen, als sie Dich vor siebzehn Jahren vor meine Hofthür gelegt hatten und Du schriest, daß es einen Hund erbarmte . . . Wer war Dein Vater, wer Deine Mutter? Niemand, als der Haidebauer! Mein Brod hast Du gegessen, mein Bier getrunken . . . Bist Du nicht wie die Tochter in meinem Hause gewesen, und warst nix, als ein gemeines Findelkind? In feinen Kleidern bist Du gegangen, wie 'n reiches Bauernwicht und hast auf die Welt nix mitgebracht, als ein paar bunte Lumpen und Fetzen . . . Und immer hab' ich gesagt: „Du bist meine Tochter, und wenn ich tot bin, bekommst Du Alles, was ich habe . . . Ist's nicht so, Vina?“

Er hielt ihre Hand und streichelte sie zärtlich, während sein Gesicht einen wehmütigen Ausdruck annahm.

„Und als der alte Herr Pfarrer sagte, Du hättest einen hellen Kopf und könntest noch was Tüchtiges werden, — da war's der Haidebauer, der Dich zu den Clarissinnen schickte, daß Du was lernen solltest und daß Du nicht so dumm bliebst, wie sonst die Bauernmädchen . . . Und nun kannst Du ordentlich schreiben und rechnen und singen, daß es eine Lust ist, wenn man Dich hört und 'n Bischen Französisch kannst Du auch sprechen . . . Und ich hab' dafür meine harten Thaler bezahlt, und es hat mir einen guten Haufen Geld gekostet . . . Und Du bist so fein und vornehm, wie 'n Mädchen aus der Stadt . . . ist's nicht so, Vina . . .“

Sie nickte leise, während es wie ein Schauer durch ihre Glieder lief.

„Und als ich Dich vor zwei Jahren fragte, ob Du meine Frau werden wolltest, weil ich das Alles für Dich gethan habe, — hast Du nicht Ja gesagt, dreimal Ja, und bist als meine Braut gegangen und hast alles genommen, was ich Dir gegeben habe, die goldene Uhr mit der Kette und das seidene Kleid und die Leinwand, — Alles — Alles?“

Sie nickte seufzend und ließ ihre thränenden Augen auf dem Boden haften.

„Nun also!“ schrie er halb triumphirend, halb zu neuer Wut entflammt, indem er sie plötzlich mit beiden Armen umschlang. „Du bist mein, — mein Eigentum, so gut, wie mein Haus und mein Hof, meine Äcker

und meine Rinder. Ich hab' Dich bezahlt mit meinem Geld, und was mein ist, gehört keinem Anderen und was mein ist, soll kein Anderer haben. Und wer nach meinem Geld greift, der ist ein Dieb, und ich bring' ihn vor's Gericht, und wer mein Haus mir zerstört, der ist ein Räuber und Brandstifter, und ich schlage ihn nieder, wo ich ihn packe. Wer aber mein Weib will, der ist verdammt auf Erden und in der Hölle, — und wenn der Köln'sche Hanswurst mir noch einmal in die Hände kommt und um Dich herum schleicht, dann schlage ich ihn tot, so wahr ein Gott im Himmel ist und so wahr ich will selig werden . . ."

In der dunklen Haide wuchs seine Gestalt mächtig empor; seine Schultern und Brust dehnten sich weit auseinander, und mit dem drohend emporgereckten Gesicht, dem struppigen Haar stand er in der düsteren Abendluft da wie eine verwitterte Fichte, die vom Regen gepeitscht wird. Seine Stimme hatte einen heiseren Klang und drang über die öde Haide wie das Heulen des Windes.

Das Mädchen hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und zitterte.

„Komm!" sagte er nach einer Weile, noch immer mit einem rauhen Ton in der Kehle, „Dir thu' ich nichts, so lang' Du mich lieb hast; aber wenn auch Du falsch bist, Wicht . . . Ich hab's gesehen, wohl gesehen, Vina, wie Du da standest mit dem Habenichts — am Berg, am Wasser, aber ich will's nicht gesehen haben, wenn's nicht wieder vorkommt, und weil Du noch eine dumme Dirne bist, die auf ein glatt Gesicht und ein paar süße

Worte was giebt, was doch nichts ist als Lug und Teufelswerk, und in ein paar Jahren weggeht, wie Schnee im April, daß nichts übrig bleibt als Schmutz und Schlamm."

Sie gingen eine Weile wieder stumm neben einander. Vor ihnen in der Dunkelheit und aus den Schatten stieg in dämmernden Umrissen der Haidehof empor, mit seinen unordentlich durcheinander liegenden Scheunen und Ställen und dem schmucklosen Wohnhaus, vor dessen Thür zwei düstre Tannen Wacht hielten. Am Giebel prangten zwei roh geschnitzte Pferdeköpfe als die letzten Erinnerungen an alte, heilige Gottheiten.

Hier blieb das Mädchen plötzlich stehen und machte ihre Hände aus denen des Haidebauern los. Während sie die letzte Zeit über stumm vor sich hin gegrübelt, hatte ihr Gesicht mehr und mehr einen harten Ausdruck angenommen und ihre Züge waren fast versteinert worden.

„Daß ich Euch recht vielen Dank schulde, Haidebauer," begann sie, erst leise, dann aber immer mehr ihre Stimme steigernd, „das weiß ich. Aber daß Ihr das alles aus Christenpflicht und Barmherzigkeit gethan, glaub' ich nicht. Und wenn Ihr's auch gut mit mir gemeint habt, so kann ich Euch doch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Das mag wohl schlecht von mir sein, und dann werde ich meine Strafe schon im Himmel bekommen, — oder auch hier auf der Erde. Dazu kann ich nichts thun. Ich weiß auch wohl, daß ich nicht fromm bin, die Schwestern haben's mir im Kloster oft genug gesagt. Und so mögt Ihr nur schlecht von mir denken, Haidebauer, aber Euer Eigentum bin

ich nicht, und wenn ihr glaubt, mich mit Eurem Geld und Euren Wohlthaten als Weib gekauft zu haben, so sollt Ihr sehen, daß ich mich nicht kaufen lasse. Ich habe vor zwei Jahren auch Ja gesagt, als Ihr mir einen Antrag machtet, — weil ich damals noch dumm war und glaubte, es wäre was Rechtes, Frau zu sein und Bäuerin vom Haidehof . . . Aber jetzt weiß ich, daß ich Euch nimmer mag und daß ich lieber in's Moor springen will, als Euch heiraten . . . Und dem Anderen, dem Köln'schen Hanswurst, wie Ihr sagt, habe ich eben Treue geschworen, . . . und ich will sie nicht noch in derselben Stunde brechen . . . Darum sage ich Euch, daß ich ihn lieb habe, und daß wir uns freien, sobald wir wollen, und daß ich morgen aus Eurem Hause fortgehe, weil Ihr mich doch nicht länger dort haben wollt . . ."

Sie hatte die letzten Worte heftig hervorgestoßen und wollte sich zum Gehen wenden. Doch der Haidebauer packte sie am Arme fest und beugte seinen heißatmenden Mund zu ihr heran.

„Das darfst Du nicht thun, Vina," schrie er mit bleichem Gesicht und bebender Stimme; „das darfst Du nicht thun, das ist Sünde . . . Und wenn Du mich nicht lieb hast, es ist alles eins, werde nur mein Weib; ich sterbe doch bald, ich bin ein alter Mann, und der ganze schöne Hof ist dann Dein, und all' die harten Thaler in der Truhe, . . . wenn Du nur mein Weib werden willst . . . Und willst Du nicht, — Vina, . . ich sage es Dir, es nimmt mit uns Allen ein schlechtes Ende, . . . mit dem fremden Buben, mit Dir, mit

mir . . . Siehst Du, es liegt etwas in der Luft, und wenn ich rasend werde, — Du hast's gethan, Du allein! Du hast mein Blut in Brand gesteckt und Dich klag' ich für Alles an, daß Du verdammt wirst und in die Hölle fährst, weil Du eine Hexe bist, die mich verzaubert hat . . ."

Sie riß sich aus seinen Händen los, indem sie mit dem Fuß aufstampfte und heftig mit dem Kopfe schüttelte: „Niemals!"

„Vina!"

Sie hörte seine heisere Stimme hinter sich, während sie, von einer plötzlichen Furcht ergriffen, von ihm fortgesprungen und fast laufend dem Hof zueilte.

„Vina — Vina!"

Er stand, die Arme weit ausgebreitet da, während das lange, flachsgelbe Haar wirr um seinen Kopf flog. Dann auf einmal wandte er sein Gesicht stier zu dem dunkelblauen Nachthimmel und hob beide Hände geballt empor. „So verdamme sie — verdamme sie, die Lügnerin und Betrügerin," stieß er zwischen den Zähnen hervor, während seine Augen sich weit öffneten und das schimmernde Licht des Mondes tranken, dessen Scheibe strahlend über die nächtige Haide dahinschwamm.

* * *

„Eins . . zwei . . drei . . vier . . fünf . . sechs . . sieben . . acht . . neun . . zehn . . elf."

Mechanisch zählte der Haidebauer leise vor sich hinmurmelnd die schnarrenden Schläge der alten Wand-

uhr, welche durch die tiefe Stille der Nacht unten aus der Schenkstube in seine Schlafstube vernehmlich hineindrangen.

„Elf Uhr erst!“

Wie ausgestorben lagen Haus und Hof, und nur selten unterbrach ein Ton, ein Laut die verschlafene Ruhe ringsum. Dann und wann krachte es leise in den Balken und Dielen des alten Gebäudes, ein sachter Hauch glitt draußen die Wände entlang und in der Küche, am Herde, zirpte ein einsames Heimchen. Vom Hofe her aus dem Stall drang einmal das Wiehern einer Stute und das Klirren der eisernen Kette, an welcher die große Dogge lag. Doch diese vereinzelten Laute schienen die Ruhe der Nacht nur noch schwerer und drückender zu machen.

„Elf Uhr erst!“

Nur der Haidebauer wachte allein von allen Bewohnern des Hauses. Bei der trübbrennenden Öllampe saß er in der niederen und winklichen Schlafkammer auf einem Holzschemel, die rauhen Hände ineinander geschlungen, und starrte mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Auf dem rohgearbeiteten Tisch stand neben der Lampe ein gefüllter Waschnapf und ein irdener Wasserkrug, vorn lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch mit zerlesenen und schmutzigen Seiten, welches aus dem Einband zu gehen drohte.

Einige Male faßte er mit der Hand darnach hin und seine Blicke suchten sich mit Gewalt an den Worten und Buchstaben festzuklammern. „Heilige Maria, bitte für uns, jetzt und in der Todesstunde; Amen,“ stieß er

mit Anstrengung laut hervor. Aber er verstand nicht recht, was er sagte, und wenn er von Neuem beginnen wollte: „Heilige Maria —“ dann verloren sich die letzten Worte zu einem unverständlichen, tonlosen Gemurmel, und seine düsteren Blicke hoben sich von dem Buche langsam empor und verfingen sich in dem blausilbrigen Gewebe des Mondes, verstrickten sich mehr und mehr in den dünnen und zarten Fäden seines Lichtes.

Eine magische Gewalt hielt die stierglänzenden Augen an den hellen Fensterscheiben gebannt, durch welche der Mondesglanz satt und voll hereinströmte. Das von der Zeit fast erblindete, grünliche Glas blinkte eigentümlich in dem bläulichweißen, strahlenden Licht; es flirrte und zitterte leise hin und her, als wäre es flüssig geworden, und der Haidebauer fühlte, wie seine Augen bei diesem Hinstarren einen stechenden Schmerz empfanden, ohne daß er doch die Kraft hatte, sie abzuwenden oder die Lider zu schließen. Der Apfel lag fast unbeweglich in den weißen Höhlen.

Immer mehr und mehr sah der Bauer seine niedere Kammer sich mit diesem funkelnden aber frostigkalten Scheine anfüllen. Ein Licht, zu Eis erstarrt! Über die verwitterten, schmutziggrauen Fensterbänke kroch es, glitt nieder auf den Boden, wie eine Schlange, malte auf den Dielen den Umriß des Fensters und tappte an ihnen entlang, bis zu dem breiten, hohen Bett mit den schweren wulstigen Kissen und Decken.

Über den Tisch breitete es sich wie ein silbrigweißes Damastgewebe aus, schwamm flimmernd in dem Wasser

des Waschbeckens und legte einen einzigen spitzen Strahl auf das Gebetbuch hin.

Die Hand des einsam Wachenden zuckte langsam nach diesem Strahle hin, und die knöchernen Finger, so dünn und hager, krochen heimlich heran, wie die Beine einer auf der Lauer liegenden Kreuzspinne. Es war ihm, als müßte er diesen Strahl festhalten, er fühlte ihn, wie die kalte Spitze eines Messers.

Sein Gesicht war dabei feucht und frostig; es schimmerte fahl und bläulich in dem über ihm liegenden Mondglanz und sah mit den unbeweglich starren, harten Zügen, wie das eines Toten aus. Nur in den Augen brannte, düsterer und verzehrender als sonst, ein heißes Feuer, und ein leises Stöhnen, ein schwerer Atem drang langgedehnt über die dünnen, blassen Lippen. Das flachsgelbe Haar war wie von einem elektrischen Lichtduft überhaucht, wie ein unendlich leises Knistern ging es von ihm aus.

„Oooh — oooh!“ zog es mit gepreßtestem Seufzen durch die dumpfe Stille der Kammer.

Eine schreckliche Angst war über das Herz des Schlummerlosen gekommen und drückte es mit Eisenfäusten zusammen. Stürmisch und wild klopfte das Blut und ging durch die Adern mit heftiger Gewalt, um dann auf einmal wieder zu stocken und still zu stehen, daß ihm frostige Schauer durch die Glieder liefen. Es war wie das Meer, welches in Ebbe und Fluth auf- und niederwogt. Die Hände fingen leise an zu zittern und in den Fingerspitzen brannte und prickelte es, als wären sie mit Nesseln in Berührung gekommen.

Dennoch empfand der Gequälte im Innern eine heimliche Glut und versteckte Wollust; die Schmerzen, welche das Mondlicht ihm bereitete, hatten etwas Schauerlich-Angenehmes an sich und es überkam ihn eine Lust, ganz und voll in diesem blauen, flimmernden Lichte zu baden, wie in einem kühlen, strömenden Wasser.. Er fühlte den Glanz, wie eine schmeichlerisch buhlende Meereswoge an seine Glieder sich weich und üppig schmiegen, spielend über die Haut zart und sacht hingleiten. Es war ihm, als müßte sich sein Leib in dem Mondschein verflüchtigen und zu einem Nebel werden, als würde er auseinander fließen, wie dieses Licht und selber zu Glanz, Duft und Schönheit werden und flimmernd die ganze Welt überströmen.

Die ganze Welt!

Er atmete von Neuem tief und schwer!

Aus dem Licht hob sich langsam eine menschliche Gestalt empor, zuerst undeutlich, in schwachen Umrissen, ein grauweißliches Gewand, dann die Form eines Kopfes, ein totes starres Gesicht. Zuletzt thaten sich langsam und wie verschlafen die Augen auf, die Wangen färbten sich leise mit einem milden Rot, und der Mund öffnete sich zu einem kindlichen Lächeln.

„Vina!“ stammelte er, — „Vina!“

Zugleich sprang er auf und preßte die Hände gegen die harten, siedenden Schläfen.

„Der Mond! Der Mond!“ schrie er mit röchelnder Stimme, „Teufelsspuk . . . Jesus — Maria!“ und krallte die Finger in die Stirn, daß die Haut blutig gerissen wurde. Er wollte die Augen schließen, aber die

Lider standen schwer wie Eisen und unbeweglich fest, die Hände suchte er vergebens von den Schäfen loszureißen und sie vor die Augen zu pressen. Umsonst wollte er sich in die dunkle Ecke des Zimmers, wohin das Mondlicht nicht gedrungen, zurückziehen, aber der Fuß ging gewaltsam nach vorn, der Kopf bog sich vorwärts, und mit unwiderstehlicher Kraft wurde die hagere, lange Gestalt mehr und mehr nach dem Fenster und in das Licht des Mondes hineingezogen.

Nur die Gestalt des Mädchens wich nicht. Er fühlte, wie ein kaltes, eisiges Gesicht an das seine sich schmiegte und hatte die Empfindung, als schlängen sich zwei Arme eng um seinen Hals. Auf seinem Munde brannte ein langer heißer Kuß, und süße Schauer rannen zugleich durch seinen Leib. Die Zähne begannen ihm gleichwie in einem Fieberfroste zu klappern, während die Augen tierisch glänzten. Der Mund war weit offen, der Unterkiefer vorgeschoben, so daß es dem grinsenden Maule eines Affen glich.

Auf einmal wand sich die Gestalt aus seinem Arm und immer weiter glitt sie von ihm fort, durch die blinkenden Fensterscheiben, in die Nacht hinaus, flatterte empor in die Luft, höher und höher dem Vollmonde entgegen, der in diesem Augenblicke kalt und starr in das Auge des Haidebauern hineinbrach.

In dessen Ohren begann es dumpf zu sausen und zu brausen; er hörte ein spöttisches Lachen, welches hart und grell in seinem Innern wiederklang, und streckte die beiden langen Arme dem Monde entgegen, indem er wild die roten und abgearbeiteten Fäuste schüttelte.

„Du Dieb! — Du Dieb!“ wollte er schreien, mit wütendem Munde, über dessen Winkeln ein weißer, schäumiger Speichel drang; doch vergebens rang er nach Atem wie ein vom Alp Befallener und nur unartikulirte, heisere Laute quollen zwischen den knirschenden Zähnen hervor.

„Du Dieb! Dieb! Satan! Es ist mein Eigentum! Es gehört mir! Gieb's heraus! Ich hab's gekauft — gepflegt! Es ist mein Haus — mein Hof — mein Pferd — mein Rind! Mein Geld — mein Weib — mein Kind — Alles — Alles — Alles! Räuber! Mörder! Ich schlage Dich tot! Geh' an's Gericht! Gehängt wirst Du, gerädert, gevierteilt. Du Kölnischer Schuft! Wart — wart! Oh . . . ooh!“

Das gelbe Haar hing wirr um das fahle, mondbestrahlte Gesicht, während er in zerrissenen Tönen die Worte unverständlich über die mageren, bebenden Lippen stieß.

Draußen der Hofhund war schon seit längerer Zeit wach geworden und ließ ein langgezogenes, klägliches Geheul durch die stille Nacht vernehmen. Lauter klang dazwischen das Klirren der eisernen Kette, an der er gefesselt lag.

„Ich schlage Dich tot!“ wütete noch einmal der Haidebauer im Innern, und riß mit den Händen am Fensterriegel, daß die Scheiben klirrten und zitterten.

„So — so!“

Das Fenster ging weit auf, und die kühle Nachtluft flutete ihm mild und weich entgegen. Flüsternd strich sie über sein Gesicht und Haar, wehte leise an der Hauswand hin und rieb sich an der Dachzinne. Von der Haide brachte der Wind einen kräftigen würzig-

frischen Duft herüber, den Geruch von Klee und üppigem Gras, — und ein Nachtfalter taumelte trunken an die Stirn des Bauern, welcher sich rittlings auf das Fensterbrett geschwungen hatte und, fortwährend das Auge auf den Mond geheftet, mit der Rechten das Kreuz umklammerte.

Dann bog er langsam den Leib aus dem Fenster heraus, kauerte sich nieder, zog auch das andere Bein nach, und stemmte die Füße auf einen weitvorstehenden in die Hauswand getriebenen Eisenhaken. Plötzlich ließ er los und glitt unten auf den Boden nieder, leicht, als wäre er getragen worden.

Der Hofhund hatte aufgehört zu heulen und lag leise wimmernd am Boden; scheu wandte er den Kopf dem Herrn zu, der wenige Schritt von ihm stand, und strich leise mit der Rute über den Boden hin.

Die hageren Arme noch immer drohend gegen den Mond ausgestreckt, den Kopf in den Nacken geworfen, schritt der Haidebauer lautlos über den Hof, und trat durch das Gatter in's Feld hinaus.

Die Haide leuchtete weithin in blauem, stillem Lichte, und hier und da glänzte sie feuchtblinkend, wie der Spiegel eines ruhigen Bergsee's. Jeder Halm und jede Blume war zu einem zwerghaften silbernen Speer geworden, hellen Glanz ausstrahlend, helleren Glanz noch, wenn sie im Winde leicht erschauerten und die Spitzen sacht niederbogen. Dann sah es aus, als wenn funkelnde Perlen und Diamanten durcheinander rollten.

Der einsame Nachtwandler ging immer hastiger durch das feuchte knisternde Gras dahin.

Hoch oben am Himmel erblickte er von Neuem

hell und deutlich die Gestalt und das Gesicht des Mädchens. Sie lag in den weichen, krausen Wölkchen, welche ruhig um den Mond hinschwammen, wie in einem Bette, und starrte höhnisch lächelnd auf ihn hernieder. Silbrige Gewebe flatterten in der Luft, zarte Nebelschleier, dünn wie Spinngewebe, welche über die still atmende Haide und den blauschwarzen Himmel sich hinspannen und im Hauche des Windes sacht hin und herwiegten.

Mitten in einem der leuchtenden Lichtfelder war der Haidebauer stehen geblieben und dann plötzlich mit einem jauchzenden Schrei hingefallen. Er lag auf dem Rücken und schöpfte mit hohlen Händen den Mondschein, schien ihn gegen den Himmel werfen zu wollen, wie man Wasser wegspritzt, saugte all' den Schimmer mit tiefen und schweren Atemzügen ein. Er hatte ein Gefühl, als wenn ihn die Strahlen emporzögen, als drängen sie durch den Mund in das Herz und alle Glieder hinein, durchleuchteten seinen Leib und machten ihn leicht wie eine Blüte. Weiche Wolken umhüllten und umgossen ihn mit einem funkelnden Lichte. Von Nebelgestalten getragen, schwebte er durch die Luf höher und höher dem Monde entgegen, während ihm sein Kopf zu einer einzigen brennenden Feuerkugel geworden zu sein schien.

„Vina! Vina! . . . Ich komme . . . ich komme!“ Er fühlte diese Worte, ohne sie sagen zu können.

Dabei wälzte er sich, in heimlicher Lust und Glut schreiend, lachend und kichernd in den würzigduftenden Eriken, zog den kräftigen Geruch des feuchten Erdbodens tief ein und wusch sich Gesicht und Hände mit dem kühlströmenden Mondlicht.

Seine Nerven ließen ein leises Klingen vernehmen, das ihm zu unendlich süßer Himmelsmusik wurde. Vielleicht waren es auch nur die tausend Stimmen der Haide, die bei der Nacht laut werden. Ueberall surrte, wisperte und knisterte es. Das leise Zirpen und Pipen von Millionen Grillen und Cicaden gab den Grundton ab; sie strichen die kleinen Geigen, in deren stille Musik das hellere Pfeifen der Mäuse schrill hineintönte. Nachtfalter taumelten brummend über die honiggefüllten Blüthen hin, und aus der Ferne drang das Gequak der Frösche in wirrem Durcheinander herüber, dazwischen der unheimlichtraurige, dumpfe Laut der Unken.

In diesem Augenblicke zog eine breite, blauschwarze Wolke unter dem Monde hin und verhüllte mit dunklem Mantel die strahlende Scheibe. Nur an den Säumen blitzte und funkelte es noch wie eine Silberborde; die Wolke glich einer großen, bis oben hin gefüllten Schale aus schwarzem Marmor, über deren Rand duftiger Wein in hellen Tropfen niederfließt.

Der Haidebauer war mit einem jähen, gurgelnden Schrei aufgefahren; mit den Händen tastete er in der Luft umher, als suchte er das mit einem Male entschwundene Bild des Mädchens zu fassen und an sich zu reißen. „Vina! Vina!“ wollte er rufen, während die Finger sich bogen, als sollten sie in das Wolkenkleid hineinfassen und es mit mächtigen Rucken auseinanderreißen.

„Fort, fort, wieder fort! Geraubt, weggerissen! Vina — Vina!“ Er hatte sich herumgeworfen und lag lang ausgestreckt auf dem Bauch, die Hände flach an die nasse Erde gepreßt. Sein Auge spähte über die

dunkler gewordene Ebene hin, aus der sich die Hügel schwarzmassig aufhoben.

Fern glaubte er ein leises Lachen und Knistern zu vernehmen und wirre düstere Gestalten zu sehen, die sich wie in abgemessenem Tanze auf- und niederbogen und lange, dürre Arme in die Nacht hinausstreckten. Der Boden zitterte, wie unter fernen Tritten, und dort drüben wehte ein Frauenkleid; mit angefaßten Händen huschten zwei Gestalten laufend über die Haide hin und wandten zuweilen ihr Gesicht nach ihm um.

„Dieb! Dieb!“

Zähneknirschend sprang der Haidebauer aus dem Grase empor und lief wie am Abend hinter den Beiden drein, mit keuchender Brust und ringendem Atem.

Wie er dahinstürmte durch die Nacht, mit weit ausgreifenden Beinen und flügelartig gespannten Armen, schien seine Gestalt immer höher und riesenartiger anzuwachsen. Er glich einer dürren Fichte mit abgesplissenen wenigen Aesten, die plötzlich lebendig geworden aus dem Boden sich losreißt und in tollem Laufe über die Haide hinjagt, — einem ungeheuren Weberknechte, der mit langen, dünnen Beinen auf seine Beute sich stürzt. Das lange Haar flatterte weißbläulich um seinen Kopf, und das Gesicht verbreitete im Dunkel einen matten, gelben Schein.

„Lauft nur, lauft nur! Ich packe Euch schon! Ihr verdammten Teufel! Ihr wollt mich wahnsinnig machen! Mein Kopf — mein Kopf! Oh, wenn ich Euch hätte! Zertreten will ich Dich Hund, Dich beißen, Dich zerreißen mit den Zähnen. Ich will Dich fressen!“

Das Gras seufzte unter den Füßen des Hinstürmenden, die feuchten Nebel schlugen wie nasse Schleier an sein Gesicht und der Wind sauste ihm im Ohr.

„Sie liebt Dich doch nicht!" hörte er dazwischen ein höhnisches Raunen. „Sie verlacht und verspottet Dich. Sie betrügt Dich! Dummkopf! Bist viel zu alt, fünf — — zig Jahre alt! Spökenkieker*)! Spökenkieker!"

Die Beiden dort vorn rannten immer heftiger vor ihm davon, nur die dunklen tanzenden Gestalten kamen näher und näher, als wollten sie ihn in seinem Laufe aufhalten. Die Arme hatten sie ineinander geschlungen, während auf den Köpfen kleine blaue Flämmchen auf und nieder flackerten.

Dann fühlte er sich auf einmal von ihnen umringt.

Harte knöcherne Arme umschlangen ihm Brust und Hals, um seine Beine krallten und spannten sich dürre Finger, die ihn niederziehen wollten, sie rissen ihn an seinen Haaren und packten ihn von hinten an die flatternden Schöße des Rockes. Wüthend schlug er mit den Fäusten um sich, faßte in Messer und Dolche, die ihm das Fleisch zerrissen, und sank doch immer mehr und mehr zu Boden. An seine Füße hängten sich schwere Lasten, die er nicht abzuschütteln vermochte, und wirres Licht tanzte vor seinen Augen umher.

„Mörder! Räuber!" stöhnte er und klammerte sich an einer dieser knöchernen Gestalten fest, um sich vor den Sinken zu bewahren.

*) Plattdeutsche Bezeichnung in Westfalen für die mit dem „zweiten Gesichte" Behafteten

In diesem Augenblick brach von Neuem der Vollmond aus den Wolken hervor und goß sein weißes Licht über die Haide aus.

Der Haidebauer lag am Stamme einer Weide geklammert, während der Boden immer mehr unter ihm wich.

Vor ihm dehnte sich finster das Moor aus. Hier und da blinkte, vom Lichte getroffen, ein Wasserspiegel trübe auf, und die Wellen murrten leise und dumpf in dem sumpfigen Grund. Ueberall ein unheimliches Gurgeln, Seufzen und leises Weinen. Der Wind raunte im dürren Schilf und schüttelte sacht das spärliche Laub der alten Weiden, welche sich schräg zum Wasser hinüberneigten. Von allen Seiten tönte der klägliche Ruf der Unken herüber, und ein bläulicher, phosphorartiger Schein zog sich flimmernd über die dunklen Stellen, wohin das Mondlicht nicht drang.

Der neu hervorbrechende, klare Glanz desselben rann ordentlich erfrischend durch die ermatteten Glieder des nachtwandelnden Haidebauern. Er trank ihn mit offenem Munde und fühlte ihn wie ein belebendes Getränk durch die Glieder rieseln. Es ward ihm wieder so leicht als trügen ihn Flügel empor, und mit einem Rucke raffte er sich aus seiner Lage auf.

Quer durch das Moor jagte er dann mit weit aufgerissenen Augen dahin. Der Boden schwankte und bog sich unter seinen Tritten, einige Male auch hielt er ihn im zähen Schlamme fest und drohte ihn herabzuziehen. Bis an das Knie spritzte das schmutzige Wasser empor, ein übler Moorgeruch, dumpf und stickig,

umschlug ihn, und nasser, drückender Nebel fiel auf sein Gesicht.

Er wußte es nicht.

Immer nur weiter — weiter! Schweiß perlte über seine Stirn, in deren Innern tausend Flammen durcheinander zuckten, während aus seinem Munde ein heißer, versengender Atem schlug.

Endlich hatte er von Neuem festen Haideboden unter den Füßen. Mit verdoppelter Eile lief er durch das rauschende Gras dahin, immer dem Monde entgegen und immer die beiden schattenhaften Flüchtlinge vor Augen.

In der Ferne schlug die Uhr der Dorfkirche halb zwölf. Deutlich klangen die Schläge durch die stille und klare Nachtluft herüber. Halb zwölf. Die Haide lag im tiefsten Schlummer, vom gewölbten Himmel überdeckt, da, leuchtend, flammend und funkelnd wie das unendliche Meer.

Mit einem Male konnte der Haidebauer nicht mehr von der Stelle; er rang wie im Traume mit Händen, Brust und Leib nach vorn, bog Kopf und Hals gleich einem wütenden Stier, biß die Zähne fest zusammen und stöhnte, knirschte und glühte. Aber die Füße waren ihm an die Erde gefesselt und bleischwer, als wären sie zu Stein oder Eisen geworden. In seine weit aufgerissenen Augen stach der Mond gleichwie mit spitzen Messern hinein, daß sie wie glühende Kohlen zu brennen schienen. Feuer rieselte durch all' seine Glieder bis in's Herz hinein und wie er selbst eine Flamme geworden, so auch die Welt ringsum, in die er hineinloderte.

Erde und Seele wurden Eins, — ein einziger Gedanke, ein einziges Empfinden!

„Vina — Vina!“ schrie es in seinem Innern. „Bestie . . . Undankbare! Möge Dich Gott verfluchen für das, was Du mir gethan! Mit Füßen hast Du mich zurückgestoßen, mich, der Dich pflegte, speiste, tränkte. Mein bist Du, — mein Eigentum! Keinem gehörst Du sonst! Ich darf Dich töten, morden, zerreißen. Stirb . . . Stirb!“

Von der Erregung war er zu Boden gesunken und lag wie in einem Schlafe da!

Er vernahm nur ein Raunen und Flüstern ringsum, gleich murmelnden und glitzernden Wellen umfloß ihn das Licht des Mondes. Schatten und Nebel stiegen auf und nieder, dann erwachte er mit einem leisen, qualvollen Schrei.

„Heilige Maria!“ stöhnte er und wollte nach dem zerlesenen Gebetbuch fassen, aber seine Finger krallten in das dürre Gras der Haide hinein, und eine Unke kroch langsam über sein Gesicht hin.

„Jesus — wo bin ich?“

Der Nachtwind wehte leise über die schweißtriefende Stirn und wie in einem Traume vernahm er ganz nahe das Heulen seines Hundes. Leise bebend richtete er sich zum Sitzen auf und sah fast vor sich den Haidehof liegen. Nur schien dort alles verändert zu sein. Das alte Haus war in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt; verkohlte Balken, geschwärzte Steine, zertrümmerte Möbel ringsum. Hier und da glühte noch ein Stück Holz, eine Flamme schlug mitten aus dem

Schutt empor und leckte gierig über die Asche hin, während dicker, schwarzer Rauch in die Luft quoll und langsam gegen den Himmel hin verschwelte.

„Mein Hof, mein Hof — mein Geld,“ schrie der Haidebauer und sprang entsetzt in die Höhe; „wer hat das gethan? Brandstifter! Oh, ich geschlagener Mann ... Alles verloren!“

Alles blieb still und nur ein leises Flüstern drang hinter dem Hofzaun hervor. Sachte, schlurrende Schritte schlichen über den Boden hin und mattbrennende Kirchenlaternen tanzten durch die Luft. Mit vorgebeugtem Kopfe stand der Haidebauer spähend, während sein langes, flächsgelbes Haar sich langsam hob und sträubte, wie das Haar einer zornigen Katze.

In dem Sandwege vernahm er das Knirschen von zahlreichen Fußtritten, und dunkle Männergestalten lösten sich aus dem Dunkel los. Es war ihm, als nahe dort etwas Schreckliches, seine Glieder zitterten vor Angst und Aufregung und die Nerven drohten ihm zu zerspringen.

Langsam kamen Jene näher, — ein langer, paarweis geordneter Zug, vom Mondlicht hell bestrahlt, welches jede Gestalt scharf und klar hervortreten ließ. Chorknaben in schwarzen Gewändern mit weißem Überkleid, mattleuchtende Wachskerzen in der Hand, schritten langsam voran. Hinterdrein mahlte ein Totenwagen träg durch den dicken Sand des Weges; die Räder knirschten und knarrten, während eines der Pferde ein leises Gewieher ausstieß.

Ganz nahe zog der Leichenzug am Haidebauer

vorüber; es war ihm sogar, als verspürte er etwas wie Verwesungsgeruch, welcher aus dem Sarge dunstig hervordrang, und den warmen Atem der Vorübergehenden.

„Teufelsspuk — Teufelsspuk!“ lallte der Haidebauer und hielt abwehrend die flachen Hände von sich ausgestreckt. „Es ist Lug . . . Trug . . .“ Und dennoch konnte er die flimmernden Augen von dem Bilde nicht abwenden. Alle — Alle kannte er, Alle, — wie sie dahinzogen, langsam — feierlich durch das blasse und fahle Mondlicht, in dem sie selber, wie Verstorbene aussahen, — dort der Pfarrer, bei dem er heute sein schweres Herz entlastet, — der Lehrer mit dem verschabten Rock und der Hornbrille auf der Nase, — das sein eigener Bruder und das — und das . . . In der Mitte von zwei Burschen, totenbleich vor sich hinstierend, schwankte kraftlos der Kölner dahin, mit umränderten Augen. Und jetzt hob er diese Augen langsam empor, wandte den Blick zur Seite und sah ihn an, — den Haidebauer, — mit einem langen, verzehrenden, entsetzlichen Blicke, dem Blicke eines Sterbenden: „Gestorben,“ wehte es geisterhaft leise herüber: „gestorben am zwanzigsten August Achtzehnhundertneunundfünfzig.“

Dumpf tönten die Schritte am Boden, und leise mahlten und knirschten die Räder im mondglitzernden Sande. Kalt und eisig blitzte das Licht über die entblößten Häupter und stumpfen Gesichter der Vorübergehenden.

„Wen begrabt Ihr da,“ wollte der Haidebauer schreien, — „wen?“ aber nur ein Röcheln rang sich

aus seiner Brust los, während ihn eine seltsame Gewalt zum Sarge hinzog. Es war ihm, als wüchsen Arme aus diesem empor und umklammerten seinen Leib, als krallten sich eiserne Finger in seine Seele und rissen sie immer näher heran. Und mit einem Male lag er über den Sargbrettern ausgestreckt und zerrte mit blutenden Händen an dem Deckel, riß mit übermenschlicher Kraft, daß der Deckel aufsprang . . . dann auf einmal — ein lauter Schrei hallte weit durch die leere und stumme Haide dahin, wild und verzweiflungsvoll, wie der Schrei eines Versinkenden.

* * *

Mühsam tastete sich der Haidebauer über den Hof dahin, die Augen stier zur Erde gesenkt und mit den Händen in der Luft hin- und herfahrend, wie Einer, der den Boden unter den Füßen verloren und nach einem letzten Halt krampfhaft fassen will. Sein Blut schien still zu stehen, seine Glieder waren wie gebrochen, und alles Gefühl, alle Empfindung erstorben. Kraftlos wie ein Schatten schwankte er zwischen den Scheunen dahin, während das Haar wirr um sein Gesicht hing und die blutunterlaufenen Augen groß und weit aufgerissen waren.

„Spökenkieker! Spökenkieker!“ lallte er tonlos ohne Unterbrechen vor sich hin, mit blaufahlen Lippen, „Spökenkieker — Spökenkieker“. Aber er wußte nicht recht, was er sagte. Unter dem Drucke, welcher auf

seinem Gehirne lastete und unter den Schmerzen, die er empfand, gerade als wenn zehn Messer dasselbe zerrissen und zerstückelten, vermochte er seine Gedanken nicht zusammenzuhalten. Er empfand jedoch, daß etwas Teuflisches in sein Leben eingegriffen, und wollte deshalb das Kreuz schlagen, während sein Gedächtnis nach den Anfängen eines Gebetes suchte. Aber die Worte schwirrten zusammenhangslos durcheinander, und zuletzt preßte er verzweifelnd die knöchernen Finger an's Gesicht und stammelte nur: „Verdammt — verdammt — ich bin verdammt."

Nur einmal, als er die Hausthür öffnete, stieß er ein lautloses, trockenes Lachen aus . . . Gestorben am zwanzigsten August Achtzehnhundertneunundfünfzig! Er dachte eine Weile nach. War nicht der Tag schon vorüber, war er nicht gestern gewesen, — dieser zwanzigste August? Oh, der Spuk hatte ihn geäfft. Das Mädchen, welches er mit verzerrten Zügen hatte im Sarge liegen gesehen, erblickte er in diesem Augenblicke vor sich, mit den gesunden Wangen und den lebendigen Augen, wie am Abend, und der Tag war vorüber — vorüber? Er versuchte von Neuem zu lachen, doch entrang sich nur ein unordentliches Gurgeln seiner Kehle . . .

Wenn sie schon tot war, gestorben, nachdem er von ihr gegangen. Sie hatte sich so seltsam verfärbt, und in ihren Augen war es so finster und wild aufgelodert, als sie in ihrer Kammer verschwand.

Eine Weile lehnte der Haidebauer an der Wand. Er vernahm nichts, als das leise, schnarrende Ticken der Uhr in der Stube nebenan . . . tik — tak . . .

tik — tak .. tik — tak .. Einförmig, immer von Neuem tik — tak! Wollte das denn noch immer nicht aufhören? Ihm war es, als hätte er stundenlang immer nur diesen verschlafenen, trockenen Ton gehört, und zuletzt bewegten sich ihm mechanisch die eigenen Lippen zu einem tonlosen Gemurmel: „Tik — tak . . . Tik — tak . . . Tik — tak . . .“ Und von allen Seiten klang es ihm in's Ohr hinein, vom Kamin her, an der Thür, in den Fenstern, an der Decke Tik — tak . . . Tik — tak . . .“

Wenn sie vielleicht jetzt erst stürbe . . . wenn es noch nicht zwölf Uhr geschlagen hätte, und sie ränge jetzt in diesem Augenblicke mit dem Tode . . . Ihre Arme dehnen sich, durch ihre Glieder läuft ein Krampf, und zum letzten Male öffnen sich weit die Augen, um noch einmal das Licht der Welt zu trinken, — und dann . . . und dann . . .

Die Uhr nebenan läßt einen langen, schnarrenden Ton vernehmen, als müßte sie Atem holen und fängt dann an laut zu schlagen . . . ein Mal — zwei Mal — drei Mal. Dreiviertel! Der Haidebauer reißt die Thür der Stube auf und taumelt zurück vor dem bläulich strahlenden Mondlicht, welches das ganze Zimmer erfüllt und mit hellem, kaltem Glanz das Zifferblatt erleuchtet . . . – Dreiviertel auf zwölf!

Noch ist der zwanzigste August nicht vorüber, und „Spökenkieker — Spökenkieker“ klingt es von Neuem im Ohre des Haidebauern, und es ist ihm, als töne es aus dem Kasten der Uhr einförmig, trocken hervor . . . „Spöken — Spöken — Spökenkieker!“

„Gestorben am zwanzigsten August!"

Er hat keine Furcht mehr, fast wie Freude blitzt es in seinem Gesicht auf . . . Durch seine Glieder strömt eine aufregende Wärme, und sein Herz zuckt in wilder Lust über etwas, worüber er sich noch keine Gedanken machen kann. Aber es ist ihm, als müßte er vor lauter Wonne einen Schrei ausstoßen . . . Seine zitternden Nüstern dehnen sich und sein Mund öffnet sich mit kräftigen Atemzügen . . . Er zieht eine heiße, erstickende Luft ein, einen schweren berauschenden Dunst, den Dunst warmen Blutes, und vor seinen Augen fängt es an, rot zu schwimmen und durcheinander zu flirren. Unter dem Fuße fühlt er eine glitschrige, lebendige Masse, über die er hinzugleiten droht.

Dann stößt er ein kurzes, heiseres Lachen aus.

Er wußte jetzt, warum ihn plötzlich eine so trunkene Lust überkam.

Während er sich durch die Küche hindurch und die schmale Treppe hinauftastete, ballte er die Fäuste krampfhaft zusammen, daß sich die Nägel in das Fleisch der Handfläche hineingruben.

Mit ingrimmiger Freude dachte er an den Anderen, — den verhaßten Nebenbuhler! Besser, sie war tot, als sie in seinen Armen zu wissen; — gut, wenn sie tot war, sie, die ihn betrogen und nichts von seiner Liebe wissen wollte. Sein Eigentum! Wie das dem Anderen ins Herz hineinfahren wird, wenn man sie in die Erde hineinlegt, und alle seine Hoffnungen auf ihren Besitz zu Nichts auseinander gehen; wenn das Hochzeitsgelage mit den lustigen Musikanten und den tanzenden

Pärchen zu einem Leichenschmaus wird, bei dem die Vina dasitzt in weißem Leichenhemde und mit schlotterndem Kopfe, stumm und starr. Er kicherte noch einmal vor sich hin und rieb vergnügt die dürren, knöchernen Hände zusammen.

Und Niemand sollte ihm wehren, die letzten Küsse von den Lippen der Sterbenden zu stehlen, auf ihn sollte der letzte Blick ihres brechenden Auges fallen. Und dann wollte er dem Anderen schon etwas erzählen, was er nie vergessen würde; wie sie auf dem Totenbette gestanden, daß sie nur ihn geliebt, ihn, den alten Haidebauern, und wie sie ihn geküßt habe, so heiß, so innig, wie ein Kind, wie eine Braut, — wie sein Weib.

So stieg er im Rausche die Treppe herauf. — Einen Augenblick machte er vor dem Zimmer des Mädchens Halt und lauschte, ob er nichts darin vernähme, nicht einen Seufzer, nicht ein leises Röcheln. Dann öffnete er leise die Thür und schob sich sacht und fast unhörbar in die Kammer hinein.

Durch die Fensterscheiben erblickte er draußen den Vollmond am Himmel ruhig und klar stehen. Das weiße Gewölk war verschwunden, und das Firmament weithin nur ein tiefblauer, glatter Spiegel. Das rötliche Licht eines trübbrennenden Öllämpchens kämpfte mit dem blanken, strahlenden Mondglanz, der die Stube durchglitzerte und Alles mit seinem funkelnden Silber überströmte. Zuerst wagte der Haidebauer nicht dorthin zu sehen, wo das Bett des Mädchens stand, denn es war ihm doch, als könnte er den Anblick des Gesichts nicht ertragen, dann warf er einen ersten, scheuen Blick

zu ihr herüber, einen zweiten Blick . . . und schlich sich endlich verstohlen auf den Zehen heran.

Das Mädchen lag in tiefem Schlummer da und ihre Brust hob sich ruhig in regelmäßigen Atemzügen auf und nieder. Nur ihr Gesicht war von einem Strahle des Mondes bläulich überleuchtet, der auch den roten Lippen einen etwas fahlen Schein verlieh. Nach diesem Strahl faßte die Hand des Haidebauern langsam, indem die Finger über das Gesicht der Schlafenden hinglitten. Zugleich beugte er sich mit halbem Leib über das Bett hin, schwer und tief aufatmend . . .

„Jesus Maria . . .“

Von dem leisen Geräusch und der Berührung wachte Vina auf und starrte mit halb verwundertem, halb erschrecktem Gesicht den späten Nachtbesucher an.

„Haidebauer . . . was wollt Ihr?“ lallte sie schlaftrunken und hob wie abwehrend die Hand auf, indem sie eine Bewegung machte, sich in dem Bette aufzurichten . . . „Jesus, Maria, was wollt Ihr?“

Sie sah die Augen starr und groß mit einem wilden verstörten Ausdruck auf sich gerichtet, während sein heißer, dunstiger Atem ihr die Luft zu nehmen trachtete. — „Still . . . still!“ sagte er leise . . . „es ist nicht der Haidebauer . . . Ich will Dir nur sagen, Vina, daß Du sterben mußt am zwanzigsten August. Achtzehnhundertneunundfünfzig . . . Ich hab's gesehen draußen auf der Haide, wie sie Dich im Sarg hinausbrachten zum Kirchhof . . . der Pfarrer, der Lehrer, mein Bruder . . . Gleich schlägt es zwölf und der Tag ist vorüber . . . Aber bis dahin bist Du tot, Vina —

meine arme Vina! Ich hab's Vorgesicht gehabt . . . 's Vorgesicht . . . am zwanzigsten August . . ."

„Jesus — Hülfe! Oooh!"

Das Mädchen wollte von dem Kissen auffahren und mit beiden Händen den Wahnsinnigen zurückstoßen. Ihr Schrei erstickte in einem unartikulirten Stöhnen und Gurgeln, denn wie ein Schraubstock lagen die langen, harten und knöchernen Finger des Haidebauern um ihren Hals und zogen sich fester und fester zusammen. — „Es hilft nichts, Vina, es hilft nichts," stieß er leise hervor. „Ich kann ja nichts dazu thun . . . Der Mond hat mir's gesagt und der lügt nicht . . . der lügt nicht . . . Siehst Du, jetzt stirbst Du, ich hab' es gewußt . . . So lagst Du da im Sarge . . . So sahst Du aus, nur die Haare waren verbrannt und im Gesicht schwarze Flecken . . ."

Das Mädchen wand und krümmte sich unter dem Griff seiner Hände, mit weitaufgerissenen, mehr und mehr brechenden Augen starrte sie ihn an, und während die Linke sich krampfhaft um das Holz der Bettlade klammerte, krallten die Finger der Rechten sich durch das Zeug in die Brust des Haidebauern hinein. Doch dieser fühlte nichts von den blutigen Wunden, welche die Nägel ihm rissen, mit gespanntem, forschendem Auge blickte er die Unglückliche an und bewegte in leisem Gespräche die Lippen.

„So — so . . . so . . . Jetzt stirbt sie . . . Jetzt . . . jetzt . . . Nun küßt Du sie nicht mehr, Du Kölnischer Hund . . . Nun ist sie mein auf immer . . .

drüben auch ... Du hast sie mir nicht gestohlen ... Oh ... so ... so!"

Er war über sie hingesunken und bedeckte den fahlen Mund mit zahllosen Küssen. Sein flachsgelbes Haar flimmerte im Mondlicht, und Mondlicht schwamm in den weiten, starren Augen des Mädchens ...

Unten am Boden aber leckte eine knisternde Flamme züngelnd über die Diele hin und faßte die Kleider Vina's, welche auf einem Stuhle neben dem Bette ausgespreitet waren. Die Nachtlampe lag auf der Erde und um sie herum floß das brennende Oel, bläulich in dem silbrigen Glanze des Mondes aufleuchtend ...

1884.



Alter schützt vor Thorheit nicht.





Im Flur des Hauses Nr. 11 der Totengasse liegt eine Schmiede, gegenüber, im Erdgeschoß von Nr. 117 befindet sich ein kleiner Bier- und Schnapsladen, in dem neben diesen köstlichen Getränken übrigens noch alles feilgehalten wird, was die kleinen Leute in ihrem Haushalt gebrauchen, alles schlecht, schmutzig, aber billig, von der vorzüglichen Vierpfennig-Cigarre bis zur Portion heißen Wassers zu einem Pfennig herab. Drei düsterrote Feuer leuchten aus dem dunklen Innern der Schmiede hervor — stoßweise, mit tiefem Atem arbeitet der Blasebalg, schwer, langsam — dazwischen fallen die wuchtigen Hämmer mit dumpfem Schlage auf den Amboß dröhnend nieder, rote und weiße Funken sprühen wie ein Raketenfeuer nach allen Seiten auseinander und schwarzgraue Dampfwolken qualme gegenn die Decke empor. Am ersten Blocke arbeitete der Meister, stumm, gleichgültig ausstarrend, der Lehrling kramt verdrossen in den alten Eisenstücken und wirft sie mit casselndem Lärmen durcheinander, Joseph, der etwas kleine Gesell, ein Zweiundzwanzigjähriger mit freiem, offenem Gesicht,

einem angenehmen, von einem Schnurrbärtchen beschatteten Munde und schönen klaren Augen, versucht seinen ungeübten Bariton am Gesang von der schönen Lorlei „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," wobei er allerdings zuweilen einige Noten zu hoch kommt, ein anderes Mal etwas zu niedrig, sobald der taktmäßige Schlag der Hämmer seine musikalischen Erinnerungen in Unordnung bringt.

Nr. 11, im zweiten Stockwerk wohnt Schneidermeister Boeck, Jodokus Habakuk Zebedaeus Boeck, an den Fenstern gegenüber, Nr. 117, Hannchen Frosch, eine Nähterin, welche mit der sauberen Arbeit ihrer Hände, die bereits etwas spröde und rot geworden sind, sich auf redliche Weise den Lebensunterhalt erwirbt.

Beide sitzen bei ihrer Arbeit am Fenster, aber einige Blumen halten sie halb verborgen, und sie haben noch nicht ein Wort mit einander gesprochen.

Was haben sie auch gemein? Hannchen ist neunzehn Jahr alt, ein hübsches starkgebautes Mädchen, mit rundem frischen Gesicht, vollem Kinn und vollem rotem Munde. Meister Bock hingegen ein alter Junggesell von fünfzig Jahren, mit magerem spitzen und nach unten fast in einem Dreieck zusammengezogenen Kopf, an dessen unterer Spitze die letzten vereinzelten Überreste eines „Ziegenbartes" wachsen, während am Schädel nur noch mageres schlichtes Haar emporklimmt.

Er lebte still und zurückgezogen in seinem untapezierten Stübchen, welches neben seinem schmalen Bett noch ein niederes Öfchen, zwei Stühle, deren Sitze leider durchgesessen waren, eine auf drei Füßen stehende

Kommode, eine Fußbank und einen Tisch barg, auf dem er zu sitzen pflegte, die Beine über einandergeschlagen, wie ein edler Türkenpascha. Schade, daß das letzgenannte Möbel etwas wackelte und trotz der untergelegten Papierknäuel nicht feststehen wollte, — er liebte es sonst vor allem anderen und nur ein Kanarienvogel und seine Blumen gingen ihm noch darüber.

Der Blumenschatz war nicht sehr groß — aber es kam dem Besitzer auch nicht so sehr auf die Kostbarkeit und Salonfähigkeit desselben an, als auf ein wenig Grün, ein wenig Natur, welches er vor Augen haben wollte und so hatte er sich in einer großen Cigarrenkiste Erbsen aufgezogen, während er auf die Blüthe eines stachlichen Kaktus seit einigen Jahren vergebens hoffte; derselbe war sein Schmerzenskind.

Meister Boeck war ein Flickschneider, er nähte Knöpfe an, besserte Schäden aus und stopfte Löcher zu. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte er einmal einen Anzug fix und fertig hergestellt und noch dazu einen schwarzen Gesellschaftsanzug; damit hatte er den Glanzpunkt seiner Kunst erreicht, eine Höhe erklommen, zu der er sich leider in späterer Zeit nicht wieder aufschwingen sollte. Wie ein seliges Traumbild steht der Tag noch immer vor ihm, an dem er sein Meisterstück abliefern durfte und in den wonnigsten Nächten, den schönsten Träumen spielt dieser Anzug mit sicherer Regelmäßigkeit die erste Rolle. Meister Boeck hat jetzt keinen Ehrgeiz mehr — er lebt ganz abgeschlossen von der Welt. Als er in seinem achtunddreißigsten Jahre einmal, durch einen üppigen Traum verführt, zu einem Heirats-

Antrage sich hinreißen ließ, erhielt er einen schöngeflochtenen Korb zum Gegengeschenk, bei dessen Überreichung man ihm in schnödester Weise zu verstehen gab, daß er die Jahre holder Herzenstriebe längst verpaßt habe. Das sah der Freier zuletzt auch ein und so war Meister Boeck ein Junggesell geblieben und lebte kümmerlich und bescheiden auf seinem einfenstrigen Stübchen die Tage dahin.

Hannchen war vor vier Wochen eingezogen und wenn man so lange sich gerade gegenüber wohnt, den ganzen Tag über am Fenster sitzt und nichts sieht, als ein Bischen vom goldenen Himmel, einige wenige vorüberziehende Wolken und sein Gegenüber so hat man es doch endlich gelernt, auf dieses Gegenüber zu achten und Bekanntschaft von Fenster zu Fenster zu schließen, ohne daß man auch nur ein Wort mit einander gesprochen.

Warf Meister Boeck durch seine Erbsen hindurch prüfende Blicke, dann mußten sie sich in die zierlichen Netze von Hannchen's Augen verfangen, und wenn Hannchen Frosch herüberschaute, dann sah sie die funkelnden Brillengläser des Schneiders, sie glaubte wie drohend, auf sich gerichtet, oder in schwärmerischer Liebe und stillen Träumen die ziehenden Wolken verfolgen.

Es war fünf Uhr Nachmittags. Habakuk Boeck thronte mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Tische und verarbeitete das etwas schandhafte Beinkleid des Vaters Christian, von dem er seine Brödchen und sein heißes Kaffee-Wasser bezog. Seine schwierige Aufgabe bestand darin, die breite und faltenreiche Hose zu einem Sonntagsbeinkleid für den dreizehnjährigen spindel-

dürren Sprößling umzuarbeiten und mit dieser Arbeit die Schuldenlast der letzten vierzehn Tage abzutragen. Ein halbgeleertes Wasserglas stand neben ihm, und darin ein aufgeweichtes Stück Brod, von dem er in regelmäßigen Zwischenräumen, eine halbe Stunde nach der andern mit großer Feierlichkeit und offenbar seligem Behagen biß; er empfand schmerzlich in seinem Magen den Mangel einer Mittagsmahlzeit, obwohl er sich doch schon lange an dieses unbedeutende Leiden hätte gewöhnen können.

Es war traulich still in der Stube, selbst der Kanarienvogel verstummt und nur eine große Brummfliege schnurrte an den grünen Fensterscheiben wie an der niedrigen angeschwärzten Decke einförmig, langweilig, und von der Straße her klang, abgetönt und verschwommener durch die geschlossenen Fenster, das eintönige Hämmern der Schmiede und zerrissene, einzelne Klänge von des Schmiedegesellen melancholischem „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,“ in die Stube herein.

Gegenüber am geöffneten Fenster, durch rote Fuchsien und knospende Geranien lugte des Mädchens Kopf. Sie stichelte eifrig an einem Frauenkleide, indem sie nur dann und wann aufsah und einen Blick auf die Straße warf. Eine schwere braune Flechte war über die Schulter gefallen und bei dem goldenen Schimmer des Sonnenstrahls, der über die Dächer in das Zimmer glitt, mit weichem Duft auf ihren Wangen und Schultern lag, strömte es aus dieser Flechte wie in elektrisch blitzenden Funken.

„Ein fleißiges Mädchen — ihm reißt kein Fädchen,“ reimte Meister Boeck still für sich und verfolgte

aufmerksam, wie die roten Finger mit der Nadel arbeiteten. „Ja, ja, alle Mädchen sind nicht so, gewiß nicht," fuhr er in leisem Selbstgespräche fort — da giebt es oft recht böse Racker, die ihren Eltern und Mitmenschen wenig Freude machen, und eine böse Frau nun gar ist ein schwarzer Stein, den legt der Teufel in die Wirtschaft herein. Ja, das überlegen die jungen Leute nicht, wenn sie sich verheiraten. Ich habe gleich daran gedacht, als ich noch ein fröhlicher Springinsfeld war und lieber gar nicht geheiratet. Man weiß nicht, was die Folgen sind. Darum bin ich auch recht froh, daß mich die Anna vor zwölf Jahren nicht genommen hat. Ein reiches Mädchen, oh, oh — das will ich meinen — die hatte was einzubrocken von der seligen Mutter her — hundert Thaler meinst du — na, fünfhundert werden's schon gewesen sein. Und Clavier konnte sie auch spielen — so schön, ach, daß einem die Thränen in die Augen traten. Freilich, so gut war sie doch nicht, auch so fleißig nicht, wie das Mädchen dadrüben. Das hat sich nachher ja so recht deutlich gezeigt. Gott, ich war ein armer Schneider, aber ein ehrliches Schneiderblut, und wenn wir die fünfhundert Thaler genommen hätten, so wär bei einiger Enerschie und Sparsamkeit wohl noch Etwas daraus geworden, denn gelernt habe ich schon tüchtig und nur an Geld hat's immer gefehlt. Und weil ich achtunddreißig Jahre alt war, so war das doch auch nicht so alt und sie brauchte mich darum nicht zu verlachen. Wer andere Leute verlacht, der halt' sein böses Herz in Acht. Ja, ja, das war damals ein Tag, als ich ihr meinen Antrag machte. Ich sah gar nicht so

häßlich und dürr aus, ei, ei, das will ich meinen. Die blaue Weste, der schwarze Frack mit den gelben Knöpfen, die feintuchenen Beinkleider, der große Cylinder — hm, alles war pique-fein! Allein die Prinzessin mußte ja über alles lachen und spotten. Daß ich 'ne rote Nase hätte, ich wär' wohl ein Schnapstrinker, sagte sie; — mein Gott, meine Nase war so weiß, wie Elfenbein und wenn ich auch dann und wann einmal ein Schnäpschen zum Frühstück trank, so war ich doch noch kein Säufer. Und sie wollte mich auch erst gar nicht verstehen, als ich sagte, ich wollte mit ihr allein sein. Das habe ich ganz gut bemerkt, Jungfer Anna, darüber braucht ihr mir nichts weiß zu machen. Sie fragte mich, ob ich ihr helfen wollte, die Kartoffeln zu schälen, und ich hatte doch weiße Glacéhandschuh an, die so was gar nicht vertragen können; aber ich habe ihr doch geholfen, denn ich dachte, das alles ist eitel Mammon und der Liebe muß man das schon opfern, wenn man ein guter Ehemann sein will. Aber was that der Racker nachher? Nachher sagte sie, ich hätte nicht einmal so viel Geld und ich hätte sie nicht einmal so lieb, daß ich mir an einem so feierlichen Tage neue Handschuhe kaufte. O, das war recht schlecht von ihnen, Jungfer Anna. Ja, und dann, als ich ihr gesagt, ich möchte Sie wohl gern heiraten, da hat sie sich ans Clavier gesetzt und gelacht und einen Walzer gespielt. Und da habe ich mein weißes Taschentuch auf der Erde ausgebreitet, woraus sie doch sehen konnte, ein wie vorsichtiger Mann ich bin und daß ich das gute Zeug wohl in Acht nehme und bin neben ihr niedergekniet und habe die Hände gefaltet und

ganz gerührt gesagt: „Ach, wenn ich, Anna so mit Sie durch's Leben walzen könnte." Allein da hat sie mich angesehen — oh, das will ich meinen! Hu, das war ein böses Mädchen. „Sie sind ein alter Esel!" hat sie geschrieen, „Sie klapperdürre Vogelscheuche," und darüber bin ich doch so verschrocken, daß ich nach hintenherüber, gerade gegen einen Blumenständer gefallen bin. Und alle Blumentöppe sind dabei zerbrochen und ich habe unter lauter Blumen gelegen und ein Loch in den Kopf bekommen."

Eine leichte Röte war bei den Erinnerungen in Boeck's welken Wangen aufgestiegen und indem er einen gerührten Blick auf Hannchen richtete und dann wieder schmerzlich zum Himmel emporblickte, ließ er die Arbeit aus der Hand gleiten und träumte in seinen Gedanken weiter.

„Aber was hilft alles Geld, aller Reichtum? Man sagt wohl, Geld regiert die Welt, aber die Liebe regiert es doch nicht, und wenn man Millionen Thaler hätte. Der Christoph hat's genug gemerkt. Der hat ja die Anna geheiratet, Geld hatte er genug, mehr als die Anna noch, und er war ein fleißiger Mann. Seine Tische, seine Stühle, die sahen nach etwas aus, die waren gut, dauerhaft und billig. Mein ganzes Mobiliar ist auch von ihm her; „er ließ eifrig einen befriedigenden Blick über den Tisch, die dreibeinige Kommode und die durchgesessenen Stühle gleiten; „freilich, wenn so etwas schon zwanzig Jahr alt ist, dann sieht es nicht mehr aus, als wenn es von gestern wär — doch das läßt sich schon bessern; wenn ich erst Geld, recht viel Geld

habe — dann werde ich mir das alles neu einrichten lassen. Ja, ja, der Christoph. Der glaubte auch, wenn er nur ein paar hundert Thaler hätte, dann hätte er das Paradies auf Erden. Freilich, freilich! Da sieht man aber, wie der Mensch sich täuschen kann. Die Anna macht ihm die Hölle schon recht heiß. Gegen die ist Teufels Großmutter gar nichts. Bei der kann es schon nicht Wunder nehmen, daß der Christoph den ganzen Tag betrunken ist und aus dem Wirtshaus nicht herauskommt. Zu Hause prügelt er sich mit ihr, daß es eine Heidenwirtschaft ist. Oh, oh, das könnte ich nun schon nicht leiden. Und gestern lag er in der Gosse, am hellen Tage, und die Polizei hat ihn mitnehmen müssen! Er thut mir leid, der arme Mann — ja, ja, sehr leid! Wie leicht hätte mir das passiren können, wenn mich die Anna genommen hätte — daran denke ich immer! — Betrunken — in's Gefängnis geführt, nein, da müßte ich mich ja schämen. Und wenn das so fortgeht — man munkelt schon davon — dann endet das noch im Zuchthaus oder auf dem Schaffott. An dem Galgen — . . . oh, da fährt mir ein Schauer durch die Glieder, wenn ich nur daran denke, das muß ja ganz gräßlich sein, so mit zugeschniertem Hals in der kalten Luft zu hängen. Nein, friedlich auf dem Bette sterben, wenn man das heilige Abendmal genossen hat, so gestärkt will ich gern vor meinen Herrn und Richter treten und sagen: „Ich bin ein elender Sünder, mache in deiner Gnade mit mir, was du willst.“

Meister Boeck zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und summte leise ein Sterbelied aus dem Gesang=

buche vor sich hin. „Ja, des Menschen Leib vergeht wie Heu,“ meinte er dann gedankenvoll, „und ehe man es sich versieht, tritt der Tod ans Bett heran und sagt da: „Mensch, mach' dich zum Gang bereit, pack deine Sünden auf und sieh, wie du vor dem Herrn dort oben damit fertig wirst.“

Von der Straße tönte das Hämmern der Arbeiter und Kindergeschrei empor.

„Wen die da wohl grüßen mag,“ dachte Meister Boeck nach einer Weile, als er sah, wie Hannchen lächelnd zur Straße herunternickte. „Wäre es nicht gar zu unmanierlich, so würde ich das Fenster einmal aufmachen, um nachzusehen. Es scheint mir doch ein recht braves Mädchen zu sein. Sie sieht so gesund aus, hat rote Wangen und arbeitet gar zu fleißig. Ja, ja, das sieht man gern in dieser schlechten Zeit, das macht noch Pläsier und Freid'.“

Er betrachtete sein Gegenüber durch die Hornbrille mit erneutem Wohlgefallen.

„Und was sie für kluge freundliche Augen hat, so einen sanften Mund und zwei Grübchen auf den Wangen, daß es einem ordentlich sonnig um's Herz wird. Und wie sie lächeln kann. Wenn sie mich einmal anlächelte!“ Meister Boeck wurde rot bei dem Gedanken und seine Hände zitterten leise, aber trotzdem wagte er den Gedanken weiterzuspinnen.

„Ja, wenn sie mich einmal anlächelte, so recht aus der Seele heraus, das würde mich glücklich machen. Es ist doch etwas Schönes darum, wenn man so ein Menschenherz ganz sein eigen nennen kann. Ja, ja,

allerdings! Wer so einsam ist, wie ich, ein alter fünfzigjähriger Junggesell, der keinen Freind auf der Erde besitzt, als unser aller Freind, unseren lieben Herrn und Heiland Jesus Christus, der empfindet dann und wann gar bitter, was es heißt, Einsamkeit. Ich glaube das Mädchen drüben wird einmal eine recht gute Hausfrau abgeben, es sieht ganz darnach aus. Ja, wenn ich die früher hätte kennen gelernt, es wäre vielleicht Alles anders geworden. Ob sie mich wohl genommen hätte? Nu, nu, warum nicht, die hätte nicht auf den Rock geblickt, die hätte nach dem Herzen gefragt. Das glaube ich ganz bestimmt.

Meister Boeck zuckte plötzlich bei den letzten Worten, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen, eine brennende Purpurröte strömte durch die bleichen hohlen Wangen, und ein glückliches Lächeln strahlte um Mund und Augen, während er verzweifelt mit dem Kopfe nickte.

Hannchen hatte schon seit einiger Zeit ihren harmlosen Nachbar mit stillem Vergnügen beobachtet, und ihm, als er zu ihr gerade herübergesehen, lächelnd zugenickt.

„Guten Tag, guten Tag, liebes Fräulein," antwortete Boeck im Selbstgespräch. „Das nenn' ich doch Höflichkeit — ja, ja, diese Freundlichkeit! Schönen Dank für den freundlichen Gruß! Das mag ich leiden. Wie ich sagte, die fragt nicht nach dem Äußeren, die sieht, was da drinnen steckt."

Und aus der gelben Brust des Kanarienvogels drang es zugleich schmetternd und jauchzend hervor, die Erbsen schienen noch einmal so duftig grün zu glänzen,

der leuchtende März-Sonnenstrahl ihn mit warmem Munde noch einmal so süß anzulächeln. Was nicht so ein Lächeln bewirken kann! Als Boeck das Fenster öffnete, wie in unbewußtem Drange, da schien es ihm, als wenn selige Frühlingsgeister mit weichen Schleiern ihn umspielten und aus den engen Winkeln seiner Stube, aus den Wänden und Decken Rosenwolken sich über ihn senkten und strahlende Engelsaugen ihn grüßten, goldne Lockenfluten ihn umströmten.

Meister Boeck war ein poetisches Gemüt. Seine Flickarbeit hatte er bei Seite geworfen und nun stand er mit verlegenem scheuen Lächeln, aber glänzenden Augen am offenen Fenster und blickte begeistert auf Hannchen, die ihm noch einmal fröhlich zugenickt hatte. Seine Lippen bewegten sich leise, während er murmelnd seine neuesten Verse vor sich hin deklamirte:

„Möge Gott dich rein bewahren
Vor Teufelslist und vor Gefahren,
Und Blumen stets umkränzen dich . . .“

und mit seligem Blick ergänzte er:

„Das wünsche ich dir sicherlich,
Ein gutes Ende wünsch ich keck,
Zebedäus Jodokus Habakuk Boeck.“

Als Meister Boeck an diesem Abende zu Bette ging, lag er lange Zeit schlaflos auf seinem Strohlager — nicht traumlos. Er sah sich in weiten, luftigen und glänzenden Zimmern, sechs Gesellen saßen ihm auf dem Brett, die Kunden gingen aus und ein und er selbst nähte mit Eifer und Fleiß an dem schwarzen Gesellschafts-anzug, den er vor fünfundzwanzig Jahren einmal an-

gefertigt hatte. Und alle, die aus- und eingingen, blieben bewundernd vor dem Anzug stehen und murmelten in Begeisterung: „So etwas Feines kann aber auch nur unser Meister Boeck herstellen.“

Meister Boeck jedoch lachte stillvergnügt vor sich hin, denn er wußte, warum. An seiner Seite saß ein Weib mit glänzenden Augen, süßem Lächeln auf dem vollen Gesicht und runden roten Backen. Dieses Weib sah aber gerade aus, wie das Mädchen von gegenüber und er durfte es umarmen und küssen, denn er war ein forscher Herr mit schönem Ziegenbart, wie er ihn früher einmal besessen, und drei Kinder tummelten sich jauchzend und lachend in der Stube.

Meister Habakuk streckte und reckte seine langen Beine behaglich unter der schmalen Decke und mit gefalteten Händen schlief er gegen Morgen zwei Uhr selig ein, nachdem er vergebens schon zehn Mal hundertundvierzig Schafe, jedes einzeln, über einen Zaun hatte springen lassen. Das war sonst ein probates Mittel, wenn er hatte einschlafen wollen . . . nur diesmal hatte es nichts geholfen . . .

II.

Nach den Märztagen kamen sonnige Maientage, sonnige Tage auch für die Totengasse. Glitzernde Wolken, aus blauem Duft und Sonnenschein gewoben, zogen über das dürftige Stück Himmel, welches aus der engen Straßenschlucht heraus sichtbar war, und flammende Sonnenfunken strömten von den morschen schwärzlichen Schornsteinen hernieder über die Dächer. Noch einmal glänzten die sonst so mürrisch ausblickenden Ziegel sonnig auf, das verwitterte Grün und Braun ihrer Farben schimmerte metallisch und an den Mauern und aus den zerbröckelnden schmutzigen Steinen schienen goldne Blüthen empor zuwachsen. In den engen Fensterscheiben, überall stand eine kleine tausendstrahlige Sonne — und wenn auch die Frühlingswinde nicht all die Dünste zerstreuen konnten, die aus dem Grunde emporquollen, dann und wann trieb doch ein frischer Hauch mit kühlem Atem durch die Gasse dahin, ein belebender, erquickender Atem.

Doch auch für Meister Habakuk kamen sonnige Tage, denn das alte Schneiderherz, das in seiner Einsamkeit wenig von Liebe kennen gelernt, war durch einen flüchtigen Gruß, ein herziges Lächeln gern zufrieden gestellt. Und wenn Hannchen Frosch ihm durch die offenen Fenster zunickte, ein „Guten Tag und fröhliche Arbeit“ hinüberwarf, dann schoß alle Mal eine dunkle Blutwelle

in seinem Gesichte auf, seine Finger bearbeiteten krampfhaft das Stück Zeug, woran er nähte und sein „Dank, Demoisellchen“ klang so freudig-zaghaft und so beklommen von den etwas bebenden Lippen, daß Meister Boeck in der Furcht, seine innersten Gefühle verraten zu haben, von neuem noch tiefer, noch dunkler errötete.

Aber was das für Gefühle waren, das mochte er sich selbst nicht verraten. Es war ganz anders, da er vor zwölf Jahren sich aufmachte um die Hand der reichen Anna zu erwerben — so beklommen, so schwer war seine Seele, wie von wüsten Träumen belastet und da half es ihm nicht, daß er mit sanfter Stimme sein „O Haupt voll Blut und Wunden“ intonirte, oder sein „Wo ist die Heimat der Seele, die Ruh“ unter Herzklopfen sang.

Und an einem Sonntag war's, gegen Abend, da stand in seinem Stübchen der siebenjährige Junge des Schenkwirts drüben und fragte im Auftrage von Fräulein Hannchen, ob nicht der Meister eine Nadel für „Fräulein Hannchen“ übrig habe, da ihre letzte leider eben zerbrochen sei.

Meister Habakuk hüpfte mit einem leichtfertigen jugendlichen Sprunge von seinem Throne hernieder und kramte in der Tischschublade, in welcher altes Zeitungspapier und Zeugfetzen mit Bindfaden und Maaßen, Knöpfen, Ösen und Kreidestücken sich harmonisch vereinigt hatten.

„Eine Nadel will das Mamsellchen — ja, ja, sehr gern — natürlich!“ brummte er vor sich hin. „Das bricht nur gar zu leicht — freilich — das kennen wir

Schneider ja! — Wo liegen sie denn auch noch — oh, ich habe noch ein ganzes Schächtelchen voll — wo es nur ist. Gleich, gleich, mein Junge! Lauf nur schon hinüber" — er bedachte sich einen Augenblick lang, ob er das Große wagen solle, dann aber nahm er einen kühnen Ansatz — „ich, ich — ich bring sie selbst hinüber. — Nein, nein! — Ja doch, ja doch, ich bringe sie schon selbst."

Meister Boeck warf einen überraschten Blick auf seine Beine; — waren es noch die selben, trugen sie noch denselben Körper, denselben Geist? Hatte er sich nicht doch zu viel zugetraut? „Ein junges Mädchen, ein so schönes Mädchen und so brav, o Habakuk, Habakuk, was soll daraus noch werden," stöhnte er aufgeregt, „was wird Hannchen nur sagen! Hannchen heißt sie also — Hannchen, ein schöner Name!"

Er lehnte sich ängstlich an die Wand und streckte die langen Beine schräg von sich und warf wehmütige Blicke auf seine Erbsen und seinen Kanarienvogel. Und leise wimmerte er wieder: „Ach Gott, ich stehe hier und das Demoisellchen wartet —" dann aber blickte er mit leuchtendem Auge empor: „Vater, laß diesen Kelch an mir vorübergehen."

Sorgsam packte er fünf Nadeln in ein Stückchen Papier, fuhr mit einem Kamm durch die letzten spärlichen Haare, die er mit etwas Wasser recht glatt anlegte und zog seinen besten Rock an, den er einmal beim Trödler erstanden hatte und der freilich etwas sehr weit war und wie ein Leichentuch um seine dürren Glieder schlotterte — aber im Übrigen mit seinen großen Horn=

knöpfen noch recht vornehm, recht sauber — funkelnagelneu aussah. Freilich hatte er einen Augenblick gezögert, ob es nicht Eitelkeit von seiner Seite wäre, ob ihn nicht der Teufel in der Truggestalt Hannchens versuchen und seines ewigen Anteiles an der Gemeinschaft aller Frommen berauben wolle — aber der Herr hatte ja so manchem wackeren Schneiderlein in den Kämpfen gegen Teufels Trug und List beigestanden, mit Gebet und Fasten wollte er schon den Feind aus dem Felde schlagen, wenn Hannchen sich unerwartet wirklich als diabolische Versucherin entpuppen sollte.

Meister Boeck wußte nicht, wie er herübergekommen war. Er hatte später nur noch eine verschwommene Erinnerung, daß er auf der Straße, er der sonst so vorsichtige Kinderfreund, den vierjährigen Sohn seines Hauswirts in den Rinnstein gestoßen hatte, aus dem dieser mit jämmerlichen Geheul sich emporhob, — daß er dann an einen dunklen Schenktisch geraten war, über dem eine dicke schwere Luft von Schnapsdünsten und Käsegerüchen lag, von heißen beklemmenden Dünsten, die aus der Küche, wo man gerade wusch, herüberschlugen, — daß der Wirt ihm einen brennenden Schnaps eingegossen hatte, den er im Taumel heruntertrank — und daß er endlich zwei düstere enggewundene Treppen hinaufgestolpert war, deren Stufen unter seinen Füßen bedenklich schwankten.

Er hatte so leise, so zaghaft geklopft, wie nur er es konnte — an der dritten Thür, zu der er gleich hingeriet — aber sie hatte es doch gehört und ehe er sich's versah, hatte es schon „Herein“ gerufen, öffnete

sich die Thür und Hannchen Frosch stand vor ihm — mit den langen Zöpfen, den hellen Augen, den runden Wangen, dem vollen Mund, so daß eine heiße Beklommenheit ihm bis oben in den Hals fuhr und der fromme Gruß, den er sich erdacht, in einem heiseren Gurgeln erstickte.

Das Stübchen war etwas bescheiden und dunkel, aber durch die Blumen am Fenster, die roten Fuchsien und Geranien schlichen sich einige sanftrote Sonnenstrahlen, welche über den Boden ein zartes Netz von Licht und Duft mit goldnen Händen spannen. Und gerade in diesem Lichte stand Hannchen, sodaß der Glanz an ihren Kleidern herniederströmte und ihr weißes Gesicht wie mit einem Heiligenschein umkränzte. Meister Habakuk faltete unwillkürlich die Hände.

„Er habe gar nicht näher treten wollen,“ stammelte er, „er sei ja nur gekommen, um die Nadeln abzugeben, weil der Junge sie doch hätte verlieren können.“ Trotz all seiner Gegenbeteuerungen aber schlängelte er sich um die Ecke herum und preßte sich gegen die Wand, indem er sein Papier mit den fünf Nadeln, das er krampfhaft in der Hand gehalten, als Entschuldigung für sein Kommen vor sich hinstreckte.

Aber Hannchen Frosch wußte, was sich geziemte; sie hatte schnell einen Stuhl hingeschoben und preßte Meister Boeck fast mit Gewalt nieder.

„Das ist ja schön, daß Sie einmal herübergekommen sind,“ meinte sie herzlich, „denn Sie scheinen so ein guter, bescheidener alter Herr zu sein — bei dem „alt“ zuckte

Meister Habakuk ein wenig auf — „daß ich Sie gern bei mir sehe."

„O ja, o ja," nickte er, denn ihm war so eigentümlich zu Mute, daß er augenblicklich nichts anderes zu sagen wußte.

„Sie stören mich gar nicht; ich setze mich wieder an meine Arbeit und Sie dürfen mir etwas erzählen, d. h. wenn ich Sie nicht von Ihren eigenen Arbeiten abhalte —"

„O nein, o nein, gewiß nicht," beeilte Habakuk sie zu unterbrechen, nachdem er sich zaghaft auf die vorderste Kante seines Stuhles gesetzt, die Hände im Schooß gefaltet. „Gewiß nicht."

„Das ist schön und prächtig," fuhr Hannchen fort. „Ich habe nichts so gern, als bei der Arbeit mit einem anderen so recht alles durchplaudern zu können, was einem auf dem Herzen liegt. Meinen Sie nicht auch? Lieben Sie die Einsamkeit? Ich gar nicht! Gar niemanden habe ich hier gehabt, mit dem ich einmal so recht plaudern könnte und dabei mich natürlich gelangweilt, wie ein Rollmops, wie man so sagt." Sie lachte übermütig auf. „Ach, das war ein dummes Gefühl. Aber Sie lieben es wohl, so recht allein im Stübchen zu sitzen."

Meister Boeck's Augen verfolgten mit Spannung die hurtigen Finger, in denen die Nadel so behend auf- und niederflog. „Einsamkeit, oh nein, oh nein, Demoisellchen," sagte er mit kläglichem Seufzer — „wozu hat uns unser Herr Gott geschaffen? Zur Gesellschaft! Das ist mir erst jetzt so recht klar geworden. Früher,

na, da glaubte ich in unchristlichen Uebermute, ich wäre mir selbst schon genug, ich brauchte Keinen anderen, um glücklich zu sein, und froh durch das Leben, das so schnell verweht, wie das Gras auf dem Felde, hinwallfahrten zu können. Ach, das waren sehr unchristliche Gedanken, freilich, die ich nun aber aus inbrünstigem Herzen bereue." Das ganze Gefühl seiner Einsamkeit überkam ihn und er zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Ja, die Einsamkeit, wenn man so niemanden hat, der einen liebt, der uns später das Auge zudrückt, wenn der große Schnitter Tod uns hinwegmähen will — das ist sehr bitter. Ich darf nun schon gar nicht an den Tod denken. Wenn man so vierzig Jahre durch's Leben dahinzieht." — Meister Boeck wußte selbst nicht, warum er auf einmal seine fünfzig Jahre verleugnen mußte — „dann fühlt man es, was es mit der Einsamkeit auf sich hat. Freilich, da hab' ich ja meine Arbeit, die ich treu und redlich, wie es meine Pflicht ist, zu erfüllen suche — da hab' ich meine Blumen, die schönen grünen Erbsen und den dunklen stachlichten Cactus, der wohl auch noch einmal blühen wird, so lange ich noch lebe — und dann vor allem meinen Kanarienvogel. Aber dann kommen doch immer Stunden, und diese Stunden sind oft Tage, wo man in sich geht und denkt, wie viel schöner es doch wäre, eine Menschenseele sein eigen nennen zu können, gegen die alles andere, wie Kanarienvögel, Erbsen und Cactusblumen im Grunde gar nichts sind."

„Ja, die Liebe, die Liebe muß sein —" sagte Hannchen begeistert und warf einen Blick durch das

blumenumkränzte Fenster, der sich bis auf die Straße verirrte und durch ein offenes Thor in eine dunkle feuerdurchloderte Schmiedewerkstatt geriet, wo unter dem Hammer des liederreichen Gesellen Joseph die roten Feuer aufblitzten und emporsprühten. Meister Boeck hatte den Blick nicht bemerkt.

„Und hättet ihr alle Weisheit der Erde," sagte er feierlich, während der Glanz hohen Ernstes auf der gelben Stirn aufzublitzen und das dürre häßliche Gesicht zu verklären schien, „und ihr hättet die Liebe nicht, so wäret ihr ein tönendes Erz und eine klingende Schelle."

Hannchen sah ihn mit einem koketten und herausfordernden Blicke an und beugte sich ein wenig gegen ihn vor:

„Und habt Ihr niemals geliebt?"

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Darf ich denn lieben, wenn ich auch liebte? Ach nein, Demoiselchen, da müßten die Leute ja lachen, wenn ich dahergehen wollte, durch die Straßen, ein Röslein im Knopfloch. — Seht Ihr's, da lacht Ihr selbst, das kommt Euch selbst lächerlich vor! Ein Mann in meinen Jahren, ein armes, altes Schneiderlein, das nichts einzubrocken hat, so klapperstorchbeinig, wie ich, eine dürre Hopfenstange, he, he, he — da muß ich ja selbst, he, he, selbst lachen — nicht wahr Demoiselchen."

Er versuchte durch ein krampfhaftes Lachen seine überaus große Freude zu offenbaren — aber es gelang ihm trotz aller Anstrengung nicht, dieselbe glaubhaft zu machen.

Er blickte zuletzt trüb zu Boden.

„Nein, dafür bin ich doch noch zu gescheit, Fräileinchen! Denn mich lächerlich machen, nein, das thu ich nicht gern — da habe ich doch ein sehr feines Gefühl. So z. B. wenn z. B. die Kinder auf der Straße mich verfolgen und wie ein Ziegenbock meckern thun oder auch singen:

„Der Schneider wollte reiten gehn,
Und hat kein Geld,
Da nahm er einen Ziegenbock,
Und reitet durch die Welt,"

so werde ich immer puterrot im Gesicht und schäme mich sehr — ach so sehr. Deshalb, solch' ein Lachen mag ich gar nicht leiden, das muß ich nur gestehen, darüber könnte ich sterben."

Über die Seele Hannchens zog es wie ein Schatten von Rührung. Sie glaubte, ihn trösten zu müssen.

„Ei, ei, Meister Boeck," rief sie, „ganz so gefährlich, wie Ihr es macht, ist es nun doch nicht. Seht Ihr denn wirklich so häßlich aus?" Meister Habakuk sah bescheiden zu Boden, und versuchte mit der Hand, aber nur schwach, abzuwehren. „Ihr schaut gar nicht so alt aus, ganz gewiß nicht — Ihr seid rüstig und frisch auf den Beinen, Euer Gesicht ist stolz und fein, das könnte wohl Mancher gefallen. Und muß der Mensch denn immer nur auf Reichtum, Schönheit und Jugend sehen? Seht, mir z. B. gefallt Ihr sehr gut. Ihr habt so gute, treue, braune Augen, die so freundlich in die Welt ausblicken, und wenn Ihr mit Eurer sanften Stimme so fromm, so schön und lieb zu reden wißt, dann begreife ich nicht, wie man Euch nicht lieben kann."

„Ja, das seid Ihr — Ihr seid' ein Engel, ein guter, guter Engel," platzte der alte Herr begeistert aus und warf schwärmerische, ehrfürchtige Blicke auf sein Gegenüber — „Euch muß ja jeder lieben, der Euch nur kennt — und daß Ihr immer noch nicht verlobt seid? —" fügte er mit leis fragender Betonung hinzu.

Knacks, da brach die Nadel! War Hannchen über ihre Ungeschicklichkeit so plötzlich errötet?

Meister Boeck, der aufspringen wollte, erhielt einen unsanften Stoß in die Seite, daß er verlegen auf seinen Stuhl zurück taumelte.

„Oh, oh," stammelte er, „das schadet ja gar nichts — so ein Nädelchen bricht leicht, versteht sich ja von selbst — hier haben wir genug andere, seht nur, Fräileinchen —"

Warum hatte auch gerade in jenem Augenblick der Gesell Joseph aus dem gegenüberliegenden Hause treten müssen, warum mußten sich ihre Blicke auch so plötzlich begegnen, wie zwei Blitze sich begrüßen. Nun war Joseph freilich schon fort, aber die Nadel war zerbrochen, und verwirrt, blutigrot im Gesicht blickte Hannchen den verdutzten Schneidermeister an.

Und es war heute noch so viel zu arbeiten, noch so viel zu thun und es war Hannchen nicht zu verdenken, daß sie plötzlich mit feurigem Eifer über ihre Arbeit den Kopf senkte und mit leidenschaftlicher Hast stichelte. Da zog denn auch auf einmal tiefe Stille in das dunkle Zimmer ein — die Atemzüge der beiden gingen schwer und langsam, vom Fenster herüber woben leichte Blumen-

düfte und aus dem Grund der Straße quoll graue Dämmerung empor. Meister Habakuk sah feuchten Auges, wie Hannchens Busen sich leise hob und senkte. Sie war plötzlich so still geworden — sollte das ein Zeichen zum Gehen für ihn sein. Aber er wäre so gern noch ein wenig geblieben, bei dem lieben Mädchen, dessen Bild wie ein selig göttlicher Gedanke in seinem Innern leuchtete. Und da meinte er, daß das Demoisellchen ihm nur erlauben solle, an ihren Arbeiten zu helfen, er verstehe die Kunst des Schneiderns aus dem ff. Warum sollte Hannchen nicht erfreut sein? Sie lachte glückselig und nickte Ja, rückte ihren Stuhl näher an Meister Boeck heran und streichelte ihm die gelben hohlen und eingefallenen Wangen und meinte, er sei ein prächtiger, lieber und herzensguter Mensch, den sie wohl zum Vater haben möchte. Er preßte darüber krampfhaft ihre Hand mit seinen knöchernen Fingern, so heftig, daß sie aufschrie — und dann saßen sie wieder einander gegenüber, beide eifrig nähend und stichelnd, lautlos und stumm, nur dann und wann ein Lächeln, einen Blick wechselnd.

Der Abend kam. Die roten Wölkchen am Himmel, aus denen metallgrün schimmernde Tropfen, Topase und Saphire so tausendfarbig funkelnd niederströmten, waren nach Westen hin verweht, eine graue Schicht trüber nebliger Dämmerung wälzte sich herauf, schwer und breit, den ganzen Himmel überdeckend, und tiefer flossen die Schleier aus dieser Wolke hernieder. Sie legten sich über die Dächer und von den Dächern floß es in die Straßen, stets dunkler und schwärzer — bis es auch im Stübchen von Hannchen Frosch nächtlicher wurde

und die Augen sich tiefer auf die Arbeit senken mußten, um die Nadelstiche zu verfolgen.

Hannchen zündete deshalb die Lampe an, deren weißroter Schein das kleine Zimmer bis in die letzten Winkel erhellte. Der Junge des Hauswirts brachte Bier und Butterbröde herauf, zu deren Genuß Hannchen ihren Gast mit liebenswürdiger Freundlichkeit einlud — der endlich auch, nachdem er eine halbe Stunde lang verzweifelt diese Wohlthat abgelehnt, mit zaghafter Hand ein Schinkenbutterbrod sich herüberlangte, dann aber in das rote zart-wachholderduftige Fleisch beherzt mit dem Mute des Hungers einbiß.

Hannchen lächelte vergnügt, warf ihm auch dann und wann von der Seite einen koketten Blick zu, voll Feuer, voll Sinnlichkeit, der das Blut des Meisters wild auflodern ließ. Zuletzt fand sie's in dem Stübchen zu heiß und machte es sich bequem. Hurtig zog sie die schwertuchene Oberjacke aus, welche sie bedrückt hatte und saß nun vor Meister Boeck in blütenweißem Unterjäckchen, welches die vollen Arme halbfrei ließ und den schönen Hals offen zeigte. Habakuk wurde es dabei ein wenig unheimlich zu Mute; er rückte ängstlich auf seinem Stuhle umher und konnte doch den Blick nicht von der Nätherin abwenden, die ihm mit vollen Lippen so verführerisch zuzulächeln wußte, mit der Eitelkeit eines jungen Mädchens, welches niemanden verlocken will, aber doch jeden in den Bann seiner Schönheit ziehen möchte. Er hätte ihre Hand fassen und mit Küssen bedecken — aber das ging ja nicht — er hätte ihr um den Hals fallen mögen, auch das durfte er nicht —

Meister Boeck fühlte, was er nie gekannt, heiße verzehrende Liebe, eine Liebe, die er früher am Fenster in still verehrenden platonischen Gefühlen großgezogen hatte, die aber jetzt zu leidenschaftlicher Begehrlichkeit aufloderte. Fünfzig Jahre hatte er nichts vom süßen Treiben der losen Liebe gewußt — um so heißer, um so wilder flammte es in dieser Minute auf.

Hannchen ahnte nichts von den Stürmen, die in der Seele des Schneiders tobten und welche in dem Farbenwechsel, dem krampfhaften Zucken der Lippen und in den eigentümlichen Blicken doch genügenden Ausdruck fanden.

Nachdem beide gegessen und ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten, rückte sie ihren Stuhl ganz vertraulich an den des Schneiders heran, und unterwies ihn, wie er es machen müsse. Der arme Meister Boeck! „Und es ist doch nicht der Teufel, der mich versuchen will,“ schnitt er seine Befürchtungen in Gedanken ein für alle Mal ab, „der Teufel ist es doch nicht, nämlich, sie ist zu lieb, zu freundlich und zu gut.“ Und wenn er mit Absicht von den schönen Predigten erzählte, die er allsonntaglich in der Kirche höre, von den frommen Gesangbuchsliedern, die er am liebsten habe, von Sterben, Tod und Auferstehung, von der ewigen Seligkeit und den Qualen der Hölle — hatte sie dann nicht mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zugehört und dann und wann durch ein beifälliges Kopfnicken seinen Ansichten zugestimmt.

Der Abend verging unter angenehmem Geplauder. Meister Boeck erzählte von seinen guten Eltern, von dem schwarzen Anzuge, den er vor fünfundzwanzig Jahren

genäht und von seinem Heirathsantrage. Hannchen traten die Thränen der Rührung in die Augen und sie nickte nur zuweilen und murmelte: „Sie sind ein guter, ein lieber Mann, Meister Boeck," und Meister Boeck errötete jedes Mal darüber, wie ein Schulkind, das vom Lehrer wegen seines Fleißes gelobt wird.

Als es 1/212 Uhr schlug, war die ganze Arbeit beendigt. Der Schneider erhob sich und suchte nach seinem Hut und drückte dabei die Hand des Mädchens mit Inbrunst. Das hatte ihn einige Male angesehen und war es nun Mutwillen, oder war es etwas mehr — sie hatte auf einmal die Arme ausgebreitet und rief: „Und zum Dank dafür, daß Ihr mir so schön geholfen habt, will ich Euch auch recht herzlich küssen."

Der Meister taumelte an die Wand und hielt die Hände weit von sich gestreckt.

„Ach, ach, Fräileinchen," stöhnte er, „lassen Sie es, Sie wissen nicht, was Sie thun — nein, nein — o Gott, o Gott — ich bin, ich kann — o Gott, o Gott das Mädchen, was ist das für ein Teufelsding."

Einen Augenblick lang hatte sich ein warmer schwellender Busen gegen ihn gepreßt, er hatte ihren Busen an seiner Brust, den üppigen Schlag des pochenden Herzens gefühlt — einen Augenblick lang lag es auf seinen Lippen, wie ein Frühling schön, daß ihm die Besinnung vergehen wollte.

Sie lachte, wie ein Kobold, während sie ihn an den Schultern aus der Thür schob und während er noch auf dem Gange verdutzt, verwirrt dastand, schwenkte sie sich übermütig auf dem Absatz um sich herum und

lachte — lachte so heftig, daß Boeck glaubte, die Wände lachten mit und höhnten ihn aus. „Gute Nacht, Meisterchen — gute Nacht Boeckchen,“ rief sie ihm lachend nach, „kommen Sie aber recht bald wieder!“

Habakuk war wie trunken, als er auf seinem Zimmer stand, und die Wände um ihn zu tanzen schienen. „Sie liebt mich, mein Gott — das arme Ding, was soll daraus noch werden!“ seufzte er und schüttelte bedenklich das kleine Köpfchen.

„Er liebt mich, der gute Alte,“ lachte zu gleicher Zeit spöttisch die junge Schneiderin und zuckte die Achseln, „er liebt mich, der gute Narr; — gute Nacht, süßer, süßer Joseph,“ und sie warf Fingerküsse nach der Schmiedewerkstatt herüber . . .

III.

„Sie liebt mich,“ sagte Meister Boeck einige Zeit später, eine Zeit, in welcher er seine Nachbarin fleißig besucht und sein Selbstgefühl gestärkt hatte — „Sie liebt mich ganz gewiß,“ und er betrachtete sich dabei im Spiegel mit leisem Behagen. Sie hatte ihn ja immer mit so freundlichen Lächeln begrüßt und ihm so kräftig die Hand gedrückt, sie hatte ihn lieber, lieber Meister, gutes Onkel Boeckchen genannt, daß er es wohl glauben durfte, seine geheimsten Hoffnungen könnten doch noch in Erfüllung gehen. Nun kam es an einem dieser Tage,

was gewiß merkwürdig, aber durchaus beglaubigt ist, daß ihm siebenhundert baare blanke Thaler ins Haus geschickt wurden, von einer alten Verwandten, einer Cousine, die sich in ihrer Jugend stiller Weise in ihn verliebt und treu seiner gedacht hatte. Meister Boeck weinte an diesem Tage bittere Thränen der alten Freundin nach und hielt in seiner Stube vor den versammelten Tischen und Stühlen, in Gegenwart der Erbsen, des Kanarienvogels und eines Sonnenstrahls eine lange gefühlvolle Leichenpredigt, die mit einem acht Strophen langen Sterbeliede schloß. Dann schrieb er einen Brief, über den Hannchen herzlich gelacht hat, obwohl sie in den letzten Tagen ungemein traurig gewesen. War doch vor einigen Abenden ein junger Schmiedegesell von zweiundzwanzig Jahren, Joseph mit Namen, bei ihr gewesen, zum ersten Mal auf ihrer Stube, der sie herzlich geküßt und umarmt hatte, während sie vor Schluchzen keine Worte sprechen konnte. „Bald bin ich ja wieder bei Dir, Hannchen," tröstete er, „in vier Wochen . . . meine Alten werde ich schon kirre machen und dann sind wir für alle Zeit beisammen. Ich könnte schon längst Meister sein — jetzt werd' ich's; bring alles in Ordnung, verlaß Dir nur ganz auf mich — in vier Wochen —." Sie hatte ihm die Fortsetzung vom Munde fortgeküßt; eine Flasche Bier hatten sie noch zusammen getrunken, Hannchen gelacht und geweint, dann Joseph sich mit einem energischen „Nu geh ich" losgerissen, und war stolz, wie ein Imperator fortgezogen. Seit jener Zeit war in der gegenüberliegenden Schmiede der Gesang von der schönen Rheinnixe verstummt — der

frühere Lehrling arbeitete an Joseph's Amboß und ein neuer krausköpfiger Junge wurde wahrgenommen, der pfeifend durch die Straße zog und von dem Meister täglich mit sanfter Gelassenheit seine Prügel bekam, noch mehr Prügel aber von dem neuen Gesellen.

Hannchen lachte herzlich, so ausgelassen, wie noch nie, als sie den Brief Meister Boeck's las. Sie buchstabirte die krausen, kritzlichen Buchstaben mit großem Eifer. Oben an der linken Ecke des Briefes war ein reizendes Bildchen, ein schnäbelndes Taubenpaar in einer Rosenlaube und darunter stand gedruckt in zierlicher Diamantenschrift: „Ich liebe dich." Dafür kostete der Briefbogen aber auch fünf Pfennige, besonders weil er dazu noch einen feinen bläulichen Ton hatte und so glatt, so weich wie ein Rosenblättchen war.

„Liebes, hochverehrliches Fräilein!" las die Nähterin.

„Sie werden sich gewißlich wundern, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie man wohl zu sagen pflegt, daß ich dies schöne Papier mit meinem schlechten Schreiben behellige und daß ich Ihnen einen Prief schreiben thu, wo ich es denn doch so sehr nahe habe, da Sie nämlich Nr. 117 wohnen und ich Nr. 11 (zwei Treppen hoch, ich bin immer zu Haus) und diese Häuser doch gerade fisafis liegen, und da ich denn doch auch schon oft bei Ihnen gewesen bin, was ich recht gern abbitten thu, wenn ich Ihnen dabei lästig gewesen bin, was ich aber doch nicht glaube, so daß Sie immer sehr freindlich gegen mich waren. Ich bin nicht sehr behend mit der Feder, was Sie mir nicht übelnehmen müssen, schönes Fräilein, denn ich habe seit langer Zeit keine Priefe

nicht mehr geschrieben, nur noch Rechnungen, und auch die nicht einmal, so daß ich wohl denke, aber das doch nicht immer schreiben kann. So ist es denn geschehen, was ich schon oft zu Ihnen gesagt habe, daß des Menschen Leib wie Heu vergeht und daß der Mensch ist wie eine Blume auf dem Felde, wo der Psalmist 103 sagt: „wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr;" dieser Wind ist der Tod, wie unser Herr Pastor Stöckchen so schön sagt und darum ist sie denn nämlich auch gestorben, die gute, treue Seele, Lieschen Pägedortel, was vorauszuschicken meine Kusine ist. Sie war ein gutes Mädchen und eine treue Mutter und ich habe sie früher recht gern gehabt, aber doch nicht wissen konnte, daß sie mich lieben thät, was ich erst später erfahren habe — als es zu spät war. Nun habe ich mich aber doch gefreit, weil ich Sie gesehen habe, daß ich mich nicht mit ihr verheiratet habe. Aber dennoch, daß ich trotzdem ihr heute vielige Thränen nachgeweint habe, ist wahr, was aber doch unsre Liebe, Fräulein Hannchen, nicht stören soll, da ich Ihnen ein treuer Ehemann sein werde. Was aber noch nachzuholen ist. Darum gehe ich auch jetzt gerade darauf zu, wovon ich sprechen wollte, und was mir doch schwer geworden wäre, sagen zu thun. Also nämlich vorausgesetzt: „Ich habe siebenhundert Thaler bekommen —"

„Siebenhundert Thaler!" las erstaunt Hannchen noch einmal, und ein leises Gefühl der Bewunderung fühlte sie in sich aufsteigen.

„Sie wundern sich; ei, ei, das will ich wohl meinen, ja, ja — das hat mich auch gewundert, aber

doch nicht eitel gemacht. Ich bleibe in Zukunft Schneider denn doch so gut, wie ich jetzt bin . . . nur will ich mir denn doch eine andere Wohnung miethen, nicht wahr? Oder soll ich doch lieber wohnen bleiben, was ich in Ihre Hand lege. Darum glaube ich, Ihnen auch etwas anbieten zu können, wo Sie wohnen können. In dieser Beziehung nämlich, indem ich Ihnen liebe, was mir sehr schwer aus der Feder kommt, da ich mich nämlich nicht gern lächerlich machen möchte, aber doch weiß, daß Sie ein sehr gutes braves Mädchen sind, was Verstand hat und nicht wie die bösen Menschen ist, die mit unserm Herrn Jesus Christus einen Mühlstein am Hals haben müßten — ins Meer tauchen — wo es am tiefsten ist. Mein liebes, gutes, gutes Hannchen! Ich bitte Sie, es mir nicht übel zu nehmen, was ich schreibe, insofern nämlich, daß ich um Ihre Hand halte, und da es mir sehr weh ums Herz ist, dadurch ich das Gefühl habe, daß ich sterben müßte, wenn Sie mir einen Korb geben thuen könnten. (Hier war die Spur einer Thräne zu bemerken) Ich bin so sehr tiestraurig, wie Christus in der Nacht, da er verraten ward und doch wieder möchte ich lachen, wenn ich an Ihre lieben guten Augen und süßen Patschhändchen denke, die es mir nu angethan haben. Ach, liebes Hannchen, erbarmen Sie sich meiner, dern so, wie ich, liebt Sie doch keiner; wüßten Sie, liebes Hannchen, wie ich Sie liebe, ich wüßte, was Sie thäten; machen Sie mich nicht ganz ungliecklich, da ich doch schon so sehr viel Leid und sehr wenig Freid' in dieser Welt erfahren habe, gar keine Freid'. Ihr im Tod ergebener.

Jodokus Habakus Zebedaeus Boeck, Schneidermstr.

Postriptum! Wie man wohl zu sagen pflegt. Daß ich nicht wiederkomme, wenn Sie das Fenster zuschließen. Offen lassen, . . dann komme ich, weil Sie dann meine Frau sein wollen.

Der obige in den Tod ergebene Boeck."

Niemand hatte jemals so herzlich gelacht, wie Hannchen, als sie diesen Brief gelesen. Sie schnitt den Blumen, dem Himmel Gesichter zu und warf vor lauter Vergnügen einen Teller auf die Erde, glücklicherweise ohne daß sie ihn zerbrach.

„Solch ein Schneiderlein," lachte, schluchzte sie. „Dreihundertvierundfünfzig Jahr und sieben Monate alt, weniger drei ganze Tage . . . Siebenhundert Thaler, als wenn das so viel, als wenn das die Welt wäre. Da bringt mein Josef doch mehr mit, wenigstens tausend und es ist mein Josef. Wie er sich nur unterstehen konnte, mir so etwas anzubieten! Ich hab ihm doch keine Veranlassung dazu gegeben — ich doch nicht. Daß ich nicht wüßte. Und so ein schönes Mädchen, wie ich bin." Sie sprang vor den kleinen Spiegel und besah sich wohlgefällig von allen Seiten. „So schöne Flechten, so süße Guckaugen, die sind für einen, für meinen Josef und diese Küsse —" während sie zierliche Handküsse in den Spiegel warf — das wäre was für euch, Meister Boeck! Kuchen! Küßt mich doch, Meisterlein . . . Ha, ha, wie er ein spitzes Mäulchen macht. Wart, das sollst du mir büßen, grauer Sünder." Es glänzte in ihren braunen Augen. „Du sollst nie wieder auf die Freite gehn . . . nie . . . nie!"

Drüben im gegenüberliegenden Hause stand Boeck auf der Lauer und schielte um die Fensterecke. Hannchen sah es nur zu gut, sah auch, daß ihr Fenster offen stand, aber sie zuckte die Achseln: „Mag es doch offen stehen, was geht es mich an. Um so ein dummes Schneiderlein mach ich doch nicht die Fenster zu. Wer sich nicht die Finger verbrennen will, muß vom Ofen fortbleiben, ich geb nicht Acht darauf, ich nicht, ich nicht.“

Und schon hatte sie sich an ihre Arbeit gesetzt und stichelte fleißig mit den hurtigen Fingern.

Nach einer halben Stunde klopfte es zaghaft und leise, wie Boeck zu klopfen pflegte und seine in einen langen schwarzen Rock gehüllte Vogelstange schob sich durch eine enge Thürspalte, während Fräulein Frosch hurtig aufsprang. Sie reichte ihm ihre Hand, indem sie sich verschämt mit gesenktem Kopfe abwandte und ein leises Schluchzen vernehmen ließ. Man hätte glauben können, daß sie weinte, wer aber ihr Gesicht sah, bemerkte, wie sie sich krampfhaft in ihre Lippen biß und nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrückte.

In dem verlebten Gesichte des Meisters sah man es zucken. Er wollte ihre Hand ergreifen, er wollte selig stammeln: „Sie lieben mich!“ . . . aber er faßte mit den Händen in die leere Luft, ein unverständliches Gurgeln entquoll seiner Seele und kraftlos sank er auf einen Stuhl hernieder, während zugleich ein erleichternder Thränenstrom über seine hohlen Wangen rollte. „Sie lieben mich!“ stammelte, lachte er endlich, „Sie lieben mich,“ und er sah sie verklärt an, wie eine Himmelserscheinung, während seine mageren Hände ihre Rechte

zärtlich streichelten. Hannchen sagte nicht Ja, nicht Nein, aber sie ließ ihm ihre Hand; erst war sie etwas verlegen und ärgerlich, dann aber nahm sie sich zusammen und sah ihn mit einem zärtlichen Lächeln an: „Wer sollte Ihnen nicht lieben, Boeck!" rief sie pathetisch: „Sie sind ein reizender Mensch."

Der Schneider hatte auch ein Brautgeschenk mitgebracht. Für einen Augenblick verschwand er hinter der Thür und kam dann mit einem grünen Vogelbauer wieder, den er feierlich auf den Tisch stellte. „Das ist mein Hans," sagte er, „mein gutes Kanarienvögelchen. Es ist mir schwer geworden, mich von dem lieben Tier zu trennen, aber Ihnen, liebes Hannchen, schenke ich den Hans gern. Sie wissen gar nicht, wie fröhlich ich bin! Nicht wahr, Sie pflegen ihn gut. Ich werde auch schon Acht geben. Oh, wie Sie mich glücklich gemacht haben. Von dem Samen frißt er die schwarzen Körner nicht so gern, wie die weißen. Aber wir müssen bald, bald Hochzeit machen. Wie Gott will, ich halte still . . . Jeden Tag müssen Sie ihm frisches Wasser geben, zuweilen auch ein Stückchen Zucker und wenn Sie Salat haben, den ißt er für sein Leben gern. Ich bin Bräutigam — he, he — Bräutigam. Ich will es auch allen erzählen, daß ich Bräutigam bin von meinem guten Hannchen."

„Um Gottes Willen nicht," — Hannchen legte ihm die Hand auf dem Mund, — „nein, nein, nicht eher, als bis das erste Aufgebot in der Kirche ist."

„Nicht eher?" Meister Boeck machte ein trübes Gesicht.

„Nein, nicht eher,“ sagte Hannchen wichtig, „denken Sie doch, Boeckchen, die Leute könnten sich lustig machen.“

„Lustig machen! Ja, ja, da haben Sie recht, es giebt gar zu schlechte Menschen,“ meinte der Andere nachdenklich, „aber dem kleinen Bernhard von meinem Hauswirt darf ich's doch sagen. Nicht wahr? Er ist erst zwei Jahr alt und versteht mich nicht . . . einen muß ich doch haben, dem ich's sagen darf.“

„Niemandem!“

„Aber meinen Erbsen, meinem Kaktus doch.“

„Nein, es könnte Jemand hören.“

„Ich will es ihnen nur ganz leise ins Ohr sagen, nicht wahr, das darf ich doch?“

„Nein,“ quälte Fräulein Frosch weiter, „auch nicht in's Ohr sagen.“ Meister Boeck saß still ergeben.

„Sie sollten auch gesetzter sein, wie es sich für einen Mann in Ihrem Alter geziemt. Ja, Sie sollten nicht so schreien und solchen Spektakel machen — sehen Sie, Sie müssen ruhig und artig sein, wie ein Kind. Sonst hebe ich unsere Verlobung auf.“

Er küßte demütig ihre Hand.

„So sind Sie brav,“ lachte Hannchen — „so mag ich Sie leiden . . . da, Sie dürfen noch einmal meine Hand küssen — — — alter Herr!“ —

Meister Boeck's Verschwendung kannte in diesen Tagen keine Grenzen. Er trug alles zusammen, aus allen Läden, — Tücher, Schirme, Hüte, Kuchen, Bonbons . . . immer hatte er etwas Neues, was Hannchen mit freundlichem Lächeln annahm. Auch Hannchen

war freigebig. Wenn er ihr Backwerk gekauft hatte, bekam er immer regelmäßig den zwanzigsten Teil der süßen Leckereien ab, — — obwohl sie doch hätte alles aufessen können.

Hannchen Frosch war niemals ausgelassener als in diesen Tagen. „Du mußt es mir büßen," sagte sie energisch, „daß du geglaubt hast, ich könnte meinem Josef untreu werden."

Zwei Wochen lang war Meister Boeck nun schon Bräutigam und wieder war es an einem Sonntag Abend, als er auf Hannchen's Stube saß und mit stillem Behagen zusah, wie seine Braut Bonbons knabberte und an einem großen schwarzseidenen Kleide nähte. Sie hatte in der letzten Zeit jede freie Stunde benutzt, ihre Ausstattung zu verbessern und zu vermehren, ein ganzer Schrank war schon voll weißer Wäsche, voll von Röckchen, Jäckchen, Tüchern — ein glänzender Beweis ihres Fleißes und ihrer Sparsamkeit. Es war ihr Brautkleid, woran sie heute nähte . . . ein schönes, schweres Gewand, von dessen besonderer Güte sich Meister Boeck überzeugt hatte.

Die Sonne war bereits im Versinken und warf ihre letzten Grüße in die stille Stube, die Blumen dufteten, und leise zwitscherte der Kanarienvogel in seinem frischangestrichenen Käfig.

Meister Boeck erzählte Hannchen, wie er sich den Hausstand einzurichten gedenke. „Sauber und propper," sagte er! „Drei Stübchen, mein' ich, richten wir uns ein, nicht wahr? Gewiß! Eine Küche muß auch dabei sein, worin ein Sprungheerd steht, auf dem Sie kochen können. Drei Messer, drei Löffel, drei Gabeln sind

für den Anfang wohl genug — meinen Sie nicht auch? — oder sollte es nicht genug sein? Meine Möbel laß ich ausbessern und dann kaufen wir noch etwas dazu . . . auch ein Sopha. Das mag ich nämlich sehr gern leiden. Da sitzt man so weich und wenn man sich tief hinein setzen will, fliegt man immer wieder in die Höh. Das habe ich früher sehr gern gethan — nicht wahr? Ja, das meinen Sie auch. Die Gardinen müssen immer recht frisch und weiß sein und ein paar Blumen stellen wir auch ans Fenster. Den Kaktus mögen Sie nicht leiden, Hannchen! Aber wenn ich ihn recht pflege, blüht er auch wohl noch, denn ein tüchtiger Kern steckt in ihm und gesund ist er auch."

„Ja," sagte Hannchen etwas träumerisch und stichelte fleißig weiter. Sie hatte gar nicht gehört, was er gesagt, denn sie dachte an ihren Josef.

„Jeden Sonntag gehen wir in die Kirche, am Werkeltag stehen wir um sieben Uhr auf, dann beten wir, und ich singe ein Lied, wobei Sie mich begleiten, dann trinken wir Kaffee. Am Sonntag bekommen wir zum Mittag einen Teller Suppe . . . sonst essen wir nur, was wir mögen. Einmal Reis mit Zimmet und Zucker — ach, den mag ich für mein Leben gern — Sie doch auch . . . ja, das will ich wohl meinen, das ist eine nahrhafte und süße Speise, ein anderes Mal Wiersing. Das essen Sie auch gern — natürlich. Ja, ja, da sieht man, wie unsere Geschmäcker übereinstimmen. Und dann vor allem Möhren und Kartoffeln, die müssen dreimal in jeder Woche auf den Tisch kommen."

„Die ess' ich nicht," erklärte Hannchen bestimmt.

Meister Boeck sah schmerzlich zum Himmel empor. „Die nicht!? Ja, ja, da haben Sie Recht . . . dann wollen wir sie lieber nicht essen, dann schmecken Sie mir auch nicht.“

Keiner von beiden hatte vernommen, daß in diesem Augenblicke zwei dröhnende Stiefel auf der wackligen Treppe polterten, und jetzt erst, als die Thüre plötzlich weit aufgerissen wurde, fuhr Hannchen mit einem jubelnden Schrei in die Höhe: „Josef!“ rief sie jauchzend und hing in den Armen des Eintretenden, während das alte Schneiderlein sich mit Mühe aus den Falten des seidenen Brautkleides loszuwinden suchte, da Hannchen den Stuhl und mit ihm Meister Boeck auf die Erde geworfen hatte, wo er sich in die lange Schleppe verwickelte. Er machte ein schmerzliches Gesicht, unterdrückte aber doch mit männlichem Mute seine Leiden und kletterte empor, während Josef und Hannchen sich fast in Küssen verzehrten und Josef nur Zeit fand, in den Pausen immer und immer zu wiederholen: „Es ist alles gut . . alles gut . . die Eltern geben ihre Zustimmung . . bald ist Hochzeit.“

Meister Boeck blickte dankend zum Himmel empor. „Sie geben ihre Zustimmung,“ sagte er mit tiefem Gefühl, „brave, brave Eltern, möge es der gute Vater im Himmel ihnen lohnen.“

Er faßte Hannchen von hinten am Zipfel ihrer Jacke, da sie noch immer an der Brust Josef's lag, von der er sie vergebens wegzuziehen suchte. Zugleich suchte er gerührt die Hand des Fremden zu ergreifen,

die er mit der ihm zu Gebote stehenden Kraft schüttelte, während er ihm einen innigen Blick zuschickte.

„Das ist wohl Ihr Bruder, Hannchen,“ sagte er.

Sie sah ihn an und lachte: „Nein, es ist nicht mein Bruder.“

„So ist es wohl ein Vetter, oder Verwandter?“

„Nein, es ist auch kein Verwandter.“

Habakuk ließ die Hand Josef's los und sah ihn mit einem strafend ernsten Gesicht an: „Dann dürfen Sie auch nicht mehr küssen, junger Mann,“ sagte er, „es erregt böse Triebe im Herzen und Sie müssen nämlich wissen, daß Fräulein Hannchen meine Braut ist. Daß Sie mir die Einwilligung der Eltern bringen, dafür sage ich Ihnen meinen besten Dank, und wir werden gute Freunde sein.“

Josef sah ihn verdutzt an — Hannchen lachte laut auf. Sie wollte mit einem Worte die unschuldige Comödie beenden:

„Und das haben Sie wirklich geglaubt,“ rief sie, „daß ich Ihre Braut sei, Meister Boeck?“

„Sie sind ein alter Narr, verstehen Sie mich!“ platzte Josef heraus.

„So ein alter Sünder, dafür sind Sie denn doch zu alt,“ redete sich Hannchen ermutigt in den Zorn.

„Sie sind wohl verrückt!“

„Wirklich zu glauben, ich könnte so eine Hopfenstange nehmen,“ rief Hannchen energisch.

„Ich verstehe ihn gar nicht.“

„Das ist die gerechte Strafe, wenn man in seinen alten Jahren noch auf die Freite geht.“

Josef lachte überlaut: „So ein Schneider Boeck, solch ein Ziegenbockreiter — das ist wirklich lächerlich.“

Boeck sagte nichts, aber er war weißer als Schnee geworden, die Lippen ganz — ganz blutlos. Er stand steif und starr, die Arme fest an den Körper gelegt und starrte mit toten Augen in die untergehende Sonne. Zwei heiße Thränen rollten zuletzt über seine Wangen, dann wandte er sich um und ging still und ohne ein Wort zu sagen, davon.

Hannchen wollte ihm nachlaufen, aber Josef hielt sie zurück: „Laß den alten Narren, er ist complet verrückt.“

*　　*
*

Am andern Tage, am Sonntage, ging Meister Boeck, ein großes schwarzgebundenes Gesangbuch mit gelbem Schnitt unter dem Arme, zur Kirche, ehrbar und gemessen, wie es einem Meister Boeck geziemt. In der Kirche genoß er das heilige Abendmahl mit einer Andacht, wie er es noch nie genossen hatte und kehrte dann ebenso gemessenen Schrittes nach Hause zurück. Josef und Hannchen kamen am Abend vergnügt von einem lustigen genußvollem Ausfluge in die Umgegend heim. Vor dem Hause Nr. 11 war ein großer Menschenauflauf. Man hatte eben den Schneidermeister Boeck in einer dunklen winkligen Bodenkammer, wo man Brennmaterialen, Holz und Kohlen aufzuspeichern pflegte, gefunden — erhängt, tot und erstarrt. Der Tod schien ein sehr schmerzlicher gewesen zu sein.

1879.

Der neue Pygmalion.





In einem jener ärmlichen Häuser, deren Vorderseite dem Flußwasser zugekehrt war, hatte an einem schönen Oktobermorgen ein ältliches verlebtes Menschenkind drei kleine Stuben bezogen und dieselben rasch mit allerhand altertümlichem Hausgerät erfüllt. All' diese Sachen bis auf die kleinen verschnörkelten Nippesfiguren schienen einem Antiquitätenhändler zuzugehören und mit vieler Mühe, vielem Gelde von allen Seiten zusammengetragen zu sein; doch wurde der Wert erheblich geschädigt, denn kein Ding hatte sich heil erhalten, und an den zwei vergoldeten Sammetsesseln aus der Zeit Ludwig XVI. waren ganze Stücke vom Ebenholze abgebrochen. Wunderbar genug stachen sie ab gegen den einfachen viereckigen Holztisch und ein paar Stühle mit geflochtenem Binsensitz, sowie gegen die kleine dürftige Staffelei, welche in der Nähe eines der Fenster stand; auch harmonirten sie wenig mit den reichen Brocatvorhängen, welche einst die Gemächer eines venetianischen Nobile geschmückt haben mochten, jetzt aber durchlöchert und zerschlissen ein Zimmer von dem andern trennten, da die Thüren der neue Bewohner ausgehoben hatte.

Zahlreiche Kupferstiche und ziemlich wertlose Oelgemälde bedeckten bald ganz die schlecht tapezierten Wände; unter den ersteren befand sich ein sehr feiner Stich nach einem Gemälde des Höllenbreughel, voll grotesk-humoristischen Teufelsfiguren, sowie ein paar prächtige Callots, lustige Bettler- und Vagabundengestalten, trotziges Soldatengesindel. Die Bilderausstellung machte den Eindruck einer Sammlung von Studienbildern, und die in phantastischer Realistik gehaltenen Oelgemälde, voll bunt zusammengehäufter Farben und von fratzenhafter Zeichnung waren stümperhafte Versuche in Breughel'scher Manier. Auch einige Bücher lagen in allen drei Stuben auf den Stühlen und wo sonst Platz war, in wirrer Unordnung umher.

Der neue Ankömmling hatte einen kleinen fünfjährigen Burschen mitgebracht, ein goldlockiges Knäblein mit großen blauen Augen und feinem Gesichtsschnitt. Wenn der Vater an der Staffelei stand und zum so und so vielten male für ein paar Groschen das Bild des Landesfürsten, irgend eines Heiligen oder des Papstes malte und mit Ingrimm ein schwefelgelbes Gesicht auf eine blaue Uniform und roten Kragen setzte, kauerte der Junge stumm am Fenster und sah mit leuchtenden Augen, wie sich allmählich die Leinwand mit hellen Farben bedeckte. Dabei mußte er, wenn die Bestellungen ausblieben, oft lange hungern und besonders in den ersten Tagen eines jeden Monats, wenn die Miete gerade eine größere Summe verschlungen hatte. Ein anderes Mal gab es dafür vom besten Wein, sobald der Alte Geld bekommen und dieses Geld die Erinnerung an die vergangenen Zeiten jugendlicher Gelage und

frühere Träume des Ehrgeizes wachrief. Dann strömten ihm wieder die originellen herrlichen Motive in Fülle zu, jedes der Gemälde wurde in seiner Phantasie ein kunstgeschichtliches Ereignis, und um sich zu seinen neuen Thaten recht zu begeistern, bedurfte er natürlich zuvor des einzig wahren Künstlertrankes. Am andern Morgen begann er alsdann das welterschütternde Bild, eine großartige Composition mit Engeln und Teufeln, welche in herrlichsten Formen vor seiner Seele stand: Aber während der Arbeit erlahmte die Hand, der Weinrausch verflog, die Ideale stiegen von ihrer Höhe hernieder, und am dritten Tage zerschnitt er die große Leinewand in vier Teile, und auf jedem der Teile, über den Engels- und Teufelsgestalten erschien das biedere Gesicht des treuen Landesvaters. Der Alte hatte sich in seinem Leben zu oft begeistert.

Als Alfred sechs Jahre alt war und anfing, die Freischule zu besuchen, führte sein Vater eines Tages in seiner Abwesenheit ein längeres Selbstgespräch. Die Arme auf dem Rücken verschränkt, ging er in den drei Stuben auf und nieder, den Kupferstichen zuweilen vertraulich zunickend, während er auf die eigenen Bilder wütende Blicke schleuderte und etwas von Schmiererei murmelte. „Vom heutigem Tage an beginnt die Erziehung. Lange genug hat sich der Junge auf der Straße umhergetollt,“ — eine himmelschreiende Lüge! — „und es wird endlich an der Zeit sein, ihn zum Leben vorzubereiten. Ich war reich, hatte alles im Ueberfluß, und meine Kunst erstickte daher in diesem Ueberfluß, meine Ideale wurden beim Wein und bei

den Weibern verraten. Alfred ist hingegen arm, und der Hunger lehrt ihn, sich auf seinen einzigen Genuß, und sein einziges Ideal, die Kunst zu beschränken." Er strich sich mit der Hand durch das lange, bis auf die Schulter fallende gewellte Haar: „Bescheide dich, alter Junge, kirre deinen Stolz und sieh ein, daß du ein Stümper, ein Lump bist. Dein Sohn wird das alles recht machen, dein Sohn muß, soll und wird ein großer Künstler werden, und du allein kannst ihm dazu die Wege ebnen, du bist es, dessen Leben ihm ein Wegweiser ist: Diesen Pfad darfst du nicht wandeln!"

Und so begann die Erziehung. Täglich mußte Alfred, wenn er aus der Schule kam, ein paar Stunden zeichnen, zuerst Dreiecke, dann runde Linien, dann Häuser, dann Blumen, dann Tiere, und er zimmerte alles so gut, so außerordentlich schön, wie es gewöhnliche Menschenkinder im Alter von sieben Jahren auch zu thun pflegen. Aber der Alte war überzeugt, daß sein Sohn ein Malergenie sei, und nichts konnte ihn von dieser Idee, an die sich sein Ehrgeiz verzweiflungsvoll anklammerte, abbringen. Die Strenge des Vaters stritt oft mit der Ehrfurcht vor dem großen Künstler. Im Herzen begegnete er seinem neunjährigen Sohne mit der Scheu, welche den jungen Anfänger in der Nähe eines allbekannten Meisters auszeichnet, und wenn er eine Figur tadelte, so geschah das mit dem unausgesprochenen Vorbehalt: „Allerdings weißt Du das alles besser, denn ich; Du, das große Genie, kannst Dir ja auch gewiß solche Abweichungen von der gewöhnlichen Regel er-

lauben, aber jetzt, wo Du erst neun Jahre alt bist, ist es vielleicht nicht ganz unangebracht — natürlich möchte ich Dir um keinen Preis das Recht Deiner Individualität verkürzen — wenn Du auch die gewöhnliche Schulweisheit wenigstens kennen lernst."

Alfred zeichnete im Anfang nicht ohne Lust und Freudigkeit, aber viel lieber suchte er die Bücher auf. Er las alles durcheinander, was ihm in die Hände fiel und im neunten Jahre vertiefte er sich inbrünstig in die Weltgeschichte. Fieberhaft leuchteten seine Augen, wenn er von wilden Schlachten las, von Helden der Religionen und Künste, und sein Geist, der sich auf die verschiedensten Sachen warf, entwickelte sich dabei unheimlich schnell. Phantastische Träume von Ruhm und Ehre umschatteten ihn im Schlafe, und als ihn eines Tages der Alte hoffnungsvoll fragte, was er werden wolle, antwortete er: „Ein großer Mann!" „Maler," verbesserte der Andere.

Aber dieser täuschte sich, denn Alfred verlor nach und nach alle Lust an dieser Kunst. Als er das Portrait des Vaters nach der Natur zeichnen wollte, fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen. „So platt bist Du nicht," klagte er, „so kann man Dich gar nicht greifen," und da war alles umsonst, was der erschreckte Alte von Perspektive, Modellirung und ähnlichen schönen Dingen sprach, der Junge schüttelte mit einer bisher unerhörten Energie den Kopf und ging einige Tage niedergeschlagen und ganz verschüchtert umher.

Eines Abends jedoch kam er plötzlich strahlenden

Auges nach Hause, ein siegesgewisses Lächeln um den Mund und ganz mit dem Aussehen eines Menschen, von dessen Herz eine Eisenfessel gesprungen ist. Vor dem Laden eines Kunsthändlers hatte er einen schönen Abguß der Milonischen Venus in Elfenbeinmasse gesehen, und wenn er früher so oft in stumpfer Gleichgiltigkeit vorübergegangen, heute hatte sich ihm zum ersten Male sein Genius offenbart und ihn beim Anblick der Statuette alles empfinden lassen, was er für seine Person bei der Malerei vermißt. Sein Busen war voll von all' den zauberhaften Trieben der Nachahmung; noch erzählte er dem Alten nichts, aber am andern Tage kam er mit einem Haufen Lehm heim, den er sich irgendwo zu verschaffen gewußt und aus dem er eifrig Milonische Aphroditen zu kneten versuchte. Der Alte sah dem Treiben anfänglich mit Erstaunen und Mißtrauen zu, er bemerkte die Rohheit und Unbeholfenheit der Figürchen ganz anders, als die Fehler in den Zeichnungen seines Söhnleins, aber schon eine Woche später hatte das letztere ein prächtiges kleines Bettel-Figürchen nach dem humoristischen Vorbilde eines Callot zu Stande gebracht, und von der Stunde an wußte der väterliche Lehrer, daß sein Sohn kein Rafael, aber ein Phidias der Zukunft sein würde. Er beugte sich der Macht des Genius und wagte nicht, dem großen Sohne hindernd in den Weg zu treten.

Seit seinem zwölften Jahre besuchte Alfred die Akademie der Heimatstadt, in den idealen Genüssen der Kunst schwelgend, während er zu Hause mit dem Vater hungerte. Seine jugendliche Seele wurde dabei von

den verschiedensten Eindrücken heimgesucht. Früher, die Jahre der Kindheit hatte er in einsamer Abgeschlossenheit verbracht, ganz unter Bildern und Büchern vergraben, und selten etwas anderes gehört, als von Kunst und großen welterschütternden Thaten. Die an den Wänden hängenden Gemälde und Stiche hatten in seiner Phantasie leibhaftige Gestalten angenommen und seine Welt mit allerhand kuriosen Menschen und Gespenstern belebt; doch über dem allen lag es wie ein finsterer düsterer Nebel — der Nebel der ärmlichen Vorstadtgasse. Die unheimlichen Bilder des Elends, die sich täglich vor seinen Augen entrollten, die graue erstickende Luft waren für ihn die einzige wirkliche Welt, und ein Blick durch die fast erblindeten Scheiben des Fensters zeigte ihm die bleigrauen Wasser des Flusses, der einförmig und trüb dahinrann, wie seine Not und seine Armut. Lustiger und leichter war draußen die Welt jenseits der Brücken, aber in sie drang er erst später hinein, als er die Akademie besuchte und mit all der Begierde einer Künstlerseele die heiteren Farben und Gestalten draußen in sich aufnahm. Nur wenn er die höchsten Höhen der Kunst erreichte — das sah er bald ein — konnte er die Fesseln des Elends von sich abschütteln, und immer majestätischer, immer erhabener, alles erlösend stieg daher die Kunst vor ihm auf. Sie wurde ein Ideal, in das sich sein Denken ordentlich hineinwühlte, das eine greifbare Gestalt annahm, wie ein herrliches Weib, schön wie die Venus von Milo, aber erhabener als sie. Durch seine Armut von allen Vergnügungen ausgeschlossen und doch nach ihren Reizen

verdurstend, auf den Umgang mit dem Vater beschränkt, der im Reichtum das Verderben des Künstlers erblickte und auf alle Weise seinen Ehrgeiz aufzustacheln wußte, versenkte er sich in seine Vorstellungen von der Kunst, wie ein Mystiker sich in das Wesen der Gottheit verzückt und schwärmerisch hineinzuleben trachtet.

In seinem neunzehnten Jahre erhielt er einen von der Akademie gestifteten Preis und acht Tage später war der Vater ein toter Mann.

Es war ein glühend heißer Tag und Alfred schleppte sich um zwölf Uhr Mittags müde und durstig über den staubigen Platz an dem Kriegerdenkmal vorüber, über die Brücke, wo um diese Zeit ein besonderes reges Leben herrschte. An dem Geländer blieb er einige Augenblicke stehen und sah in den Fluß nieder, auf dem eine breite Lage von Fett herunterschwamm, sowie ein Papierschiffchen, welches man drüben auf's Wasser gesetzt. Dort gerade unter den zwei kleinen Fenstern der väterlichen Wohnung, die auf den Fluß hinaus gingen und weit offen standen, wusch, liegend auf einem vorspringenden kleinen Holzgerüst, eine Frau ihre Wäsche, — aber darüber, wo er sonst stets das Gesicht des Alten erblickt hatte, der mit Stolz dem Genius entgegenharrte, blieb heute alles leer, und auch als er die morschen Treppen heraufstieg, hörte er nicht das gewohnte Poltern der Stühle, wenn jener ungeschickt vom Fenster zur Thür stürzte. Drinnen in der Stube aber saß der Alte in einem der roten Sammetsessel, dem Fenster zugewandt und das Haupt wie schlafend auf die Brust gesenkt. Die rechte Hand hielt das Schreiben der

Akademie, worin sie das Talent des Sohnes mit warmen Worten anerkannte und Unterstützung für die Zukunft versprach. Der Sonnenschein fiel durch das geöffnete Fenster in die Stube mit goldnem Schimmer und lag über der Gestalt des Alten mächtig ausgegossen. Fliegen schwirrten leise im Zimmer, verworrener Lärm drang von draußen in gedämpften Tönen herüber und im Nachbarhause begann jemand auf der Geige eine leise, wehmütige Melodie zu spielen.

Alfred brach vor dem Vater lautlos zusammen, und die ersten Thränen flossen aus seinen Augen.

II.

Zur Verwunderung seiner Freunden hatte Alfred eines Tages ganz plötzlich das Atelier gekündigt und war aufs Land hinausgezogen, wo er, etwa eine Meile von der Stadt entfernt, in der Nähe eines weltabgeschiedenen Gebirgsdorfes seine neue Künstlerwerkstatt aufschlug. Er war etwa vor zwei Jahren nach der Metropole der Kunst herübergekommen, damals noch ein fast Unbekannter in den Kreisen der Kunstwelt und natürlich noch voll sanftmütiger Bescheidenheit und gelassener Demut. Er brachte für Eduard, den bekannten Maler, einige Empfehlungsbriefe aus der gemeinsamen Heimatsstadt mit, von Leuten, welche dem Künstler kaum noch im Gedächtnis standen; dennoch aber, oder auch gerade deswegen verschafften sie dem jungen Anfänger bei dem

liebenswürdigen Porträtisten eine überaus herzliche Aufnahme. Alfred trug sich wie immer mit großartigen Plänen; er war Bildhauer und wollte als erste Arbeit ein Colossalwerk schaffen, mit dreißig Figuren etwa, den Sturz Lucifer's, welches die furchtbarste Wildheit mit der grösten Zartheit und Milde, höchste Kraft und süßeste Weichheit vereinigen sollte. Er hatte das seinem neuen Bekannten gleich im Anfang offen und mit vollkommenem Ernste anvertraut, und doch herzlich mitgelacht, als dieser lächelnd einige Einwendungen gegen dieses Projekt erhob. Es schien, als wenn ihn das gar nichts anging, und zuweilen kam es Eduard vor, als wenn er überhaupt auf ihn nicht höre und mit seinem Gedanken weit, weit in der Ferne ziellos umherschweife. Sein dunkelbraunes Auge mit dem sanften seidenen Schimmer hing dann starr an der Decke, während er den Kopf mit dem vollen goldroten Haar, das sich am Hals in kleine Locken umlegte, und dem großen gleichfarbigen, aber ganz ungepflegten Vollbarte leise hin- und herwiegte. Der erste Eindruck, den Alfred gemacht hatte, blieb.

Seine Bedürfnisse waren die luxuriösesten und doch wieder die allerbescheidensten. Hatte er Geld bekommen — das meiste verdiente er sich durch Kunstkritiken für die hauptstädtischen Journale — so pflegte er vier Tage lang den üppigsten Genüssen zu opfern, die feinsten und kostbarsten Ungarweine zu trinken, für die er besonders schwärmte, und sich mit olympischem Wohlbehagen an Austern, Caviar und Havanna-Cigarren zu ergötzen. War das Vermögen schließlich bis auf den

letzten winzigen Rest zusammengeschmolzen, so kam der magere Monat. Mancher Tag wurde mit trockenem Brod und Wasser gefristet, und stand Alfred zwischen der Wahl, für ein letztes Zwanzigpfennigstück für seinen Hunger ein Brod oder ein Bändchen aus der Universal-Bibliothek, etwa einen Turgenjew, einen Puschkin oder Maurus Jókai sich anzuschaffen, so konnte man mit Gewißheit darauf rechnen, daß die Poesie zuletzt den größten Zauber auf ihn ausübte. Man mußte sehen, wie er las, unter Lachen und Weinen! Bei den traurigsten und erschütterndsten Szenen brach er wie ein junger Kobold in die ausgelassenste Heiterkeit aus, weil er ganz unbekümmert um die Helden der Erzählung und deren Schicksale, nur die künstlerischen Schönheiten, den Glanz der Schilderung, die Feinheit der Seelenmalerei und die Eleganz der Diction bewundern konnte. Daneben zogen ihn vor allem die gründlichsten philosophischen Spekulationen an. Ueber Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ vergaß er Schlaf und Essen, Spinoza's „Ethik“ kannte er in mehreren Partien völlig auswendig, Schopenhauer bewunderte er abgöttisch und seine „Welt als Wille und Vorstellung“ hatte er des Nachts unter dem Kopfkissen liegen.

Im ersten Jahre hatte Alf — so wurde sein Name von den Künstler-Collegen gekürzt — einige kleine Statuetten vollendet, etwas curios in Idee und Auffassung, in der Ausführung hie und da ungemein unbeholfen. Er wollte sich für seinen Sturz Lucifers erst die nötige Technik erwerben. Der Sturz Lucifers wurde natürlich nicht fertig — nicht einmal begonnen, dafür erschien

von ihm im zweiten Jahre eine Gruppe über Lebensgröße, welche Aufsehen, großes Aufsehen machte und eine Zeit lang zum Kunstgespräch des Tages wurde. Es war aber auch ein sonderbares Werk, dieser Satan, der eine Seele gefaßt hatte, trotz der zahlreichen Unmöglichkeiten in der Behandlung des Körpers zur Bewunderung reizend. Der Satan hat eine nackte junge Frau zu Boden geworfen und beugt sich über sie mit wild triumphirender Miene, während sein Opfer in tötlicher Verzweiflung sich von ihm loszureißen sucht. Es war eine groteske Mischung von höllischer Tragik und furchtbarer Dämonie, so durchsetzt von überlegenem, göttlich feinem Humor und pikanter Satire, daß man nicht wußte, wo die Tragödie begann und wo das Lustspiel aufhörte. Daß die Frauengestalt so sehr unbeholfen und steif ausgefallen war, hatte seine guten Gründe. Alfred kannte nicht die Frauen. Er schien inbetreff dieser Wesen völlig blind zu sein und bezeigte ihnen gegenüber eine kostbare Naivetät. Er haßte sie nicht, wie sein Meister Schopenhauer, nichts weniger als das, aber er liebte sie auch nicht; es waren ihm eben Rätsel, Menschen, die nicht in das Reich seiner Träume hinüberspielten. Alf glückte es, sein Werk für eine recht ansehnliche Summe zu verkaufen, doch gelang es ihm erst nach wilden Kämpfen, sich von demselben zu trennen, und von dem Augenblicke an haßte er den Käufer mit der Inbrunst seiner heißen Seele. „Wir Künstler sind Schurken,“ sagte er „wir verkaufen unsre Seele für ein elendes Geld.“

Nachdem er sein Honorar fast bis auf den Rest

durchgebracht, war er eines Tages plötzlich verschwunden und niemand wußte, wohin. Dieser letzte Grund klärte sich nun freilich auf, als Eduard längere Zeit später aus einem benachbarten Dörfchen ein Schreiben von dem Entschwundenen erhielt, in großen weitschweifigen Buchstaben und in ziemlich verworrenem Stil. „Lieber Meister, carissime amice! Der Ostwind weht. Leichte Wölkchen von milchig-blauem Glast treiben in der Höhe, aus den Bergen herüber. Es blitzt, es funkelt. Das ist die Sonne, deren Schwerter und Speere glänzen, und vielleicht ist es der Sonnengott selbst, der auf der Wolke dort gerade ankommt. Die Wolke ist wie ein Pferd, natürlich ein blendendweißer Zelter, und von den Rändern der Wolke träufelt es wie Silber hernieder, fallen die Sonnenthränen. Das ist mein Himmel. Ich sage Dir, Meister — ich wohne schön. Ich würde Dich zu mir einladen — aber die Frau will es nicht. Ein Häuschen, ganz von Reben umsponnen, die bis über das Dach klettern, Buchengrund dahinter, hie und da ausgelichtet, weshalb dann die Sonne — oh, ich liebe die Sonne — mit tausend Augen und lachenden feurigen Munden aus den Stämmen hervorblickt. Selbst ein Gärtchen vor dem Haus, mit einem Beet, auf dem nur Rosen wachsen — auf einem andern prachtvoller Goldlack mit seinen sammetbraunen und sanften goldnen Blüten und von einem Duft, daß die ganze Luft sich daran berauscht. Doch ich erzähle Dir meine Schönheiten nicht weiter . . . sonst bist Du eines Tages hier . . . Also, Du brauchst nicht besorgt zu sein, denn ich bin gut aufgehoben. Die Frau ist furchtbar, sie läßt

mich nicht los, sie macht mich wahnsinnig. Sie will nicht, daß Ihr kommt — Du — keiner! Ich habe da etwas in dem Schopenhauer gelesen! Ich möchte gern mit Dir darüber discutiren, aber Ihr Maler und Bildhauer, was wißt Ihr von Schopenhauer. Ihr kommt ja nicht über Eure Nasenspitze heraus. Was nicht vom Fache ist — na, laßt nur gut sein. Ich bin hier mit mir ganz allein und bekomme nur Jäger, Hirten und Bauern zu sehen — aber nur sehr selten — alle Tage zwei. Sonst niemanden! Wenn Du mir schreiben willst, so freut es mich sehr — vergiß dann doch nicht einen Punkt, guter Meister! Wir sprachen einmal davon, daß der Künstler, wenn er ein Werk geschaffen, auch nicht im Allerentferntesten der Idee nahegekommen sei, die ihm vorgeschwebt. Wenn er nun aber diese Idee erreicht, ganz und vollkommen erreicht, wenn, sage ich Dir, wenn er das erreicht hat — Du schweigst natürlich, ich weiß schon. Ich muß den Gedanken doch mit mir selber ausmachen. Ich bin furchtbar eifersüchtig auf meine Frau . . . aber sie soll Dir doch die besten Grüße sagen. Es darf natürlich nur ein Künstler sein, den sie grüßt. Die verstehen sie allein. Was das für eine Frau ist, daß wißt Ihr alle nicht! Oh eine seltne Frau! Ich gehe daran zu Grunde! Addio, mein teurer Freund! Grüße mir doch die ganze Bande! Dein Alf exul."

Eduard schüttelte über das verworrene Schreiben den Kopf, einige von der „Bande" meinten, seine Frau verwirre seinen Geist — aber was war das für eine Frau? Man suchte vergebens nach einer Spur. „Er

will nicht, daß wir zu ihm kommen," debattirte die Bande; „grade deshalb müssen wir ihn aufsuchen, wir sind das ihm und uns als Künstlern schuldig. Wir holen ihn mit Gewalt zurück, er wird uns sonst ein Narr!" Es waren alle lustige, fröhliche Gesellen, die so sprachen, zu tollen Streichen immer aufgelegt. Vergebens suchte Eduard sie zurückzuhalten, denn es sei unanständig. „Was, Anstand!" lachte man, denn man brannte vor Neugierde, die seltsame Frau kennen zu lernen, welche Alfred, für den die Frauen doch sonst nicht existirten, gefesselt hatte. Man konnte die Menschen nicht zurückhalten und Eduard entschloß sich zuletzt, mitzugehen, nur um sie vor tolleren Streichen zu bewahren.

Am andern Tage gingen sie zu Fünfen hinaus. In der Nacht vorher war ein Gewitter über die ganze Landstraße hingezogen, und die Luft war von einer wunderbar schwellenden feuchten Weiche, von linder Wärme und köstlichem Duft — sie legte sich um die Glieder, wie ein voller, blühender Frauenarm, sie schmeichelte Lippen und Wangen, wie ein weicher Frauenkuß. Man fuhr durch die Berge dem Dörfchen zu, durch kräftigen Eichenschlag und schwarzgrüne Buchenwaldungen, an den thaufrischen Aeckern vorüber, wo der Wind schon den feuchten Boden getrocknet hatte. Bald rauschte gerade unter den Füßen ein breitwipfliger, majestätischer Wald, bald hing auf vorgeneigter Anhöhe ein Busch fast über ihren Häuptern — Bäche schlängelten sich hernieder, und rings aus den Thälern, auf den Höhen tauchten die Dörfer empor, zu Füßen der Kirche gelagert.

Im Dorfe fand man einen Jungen, der den Weg zu dem Bildhauer zu zeigen wußte. Da lag das Häuschen vor ihnen, an eine sanft emporsteigende Höhe geschmiegt, an welcher breitstämmige Buchen mit weiten, saftigen, feuchtschattenden Baumwipfeln hinabkletterten, die in die Ebene weiterwandelnd, das Haus im Rücken mit ihren Armen umschlossen. Zwei Bäume hielten vor der Thüre Wacht, mächtige Grünröcke, während eine steinerne Bank zur Ruhe einlud. Man trat durch das hölzerne Gartenpförtchen, welches nur angelehnt stand, in das Heiligtum ein. Ein Pfad von gelbem, glitzernden Kies führte gerade auf das Haus. Rings Blumenbeete, von bräunlichem Buchsbaum umzäumt, sammtne, farbenprangende Stiefmütterchen, die sich kaum über den Boden erhoben, berauschender Goldlack, gelbe Theerosen, Centifolien vom zartesten Silberweiß bis zur Purpurröte. Man sah, daß die kleine Besitzung von Anfang an für Städter, die nach Landluft verlangte, eingerichtet war. Hie und da erhob sich ein Obstbaum, und während die Kirschen mit feuerroten Lippen aus dem seidenweichen grünen Laubgewinde hervorlugten, konnte man auch schon die kleinen, grasgrünen Aepfel und Birnen im leichten Winde schaukeln sehen . . . Wie still das war, sommerlich still. Ein Distelfalter schwankte über die Blumen dahin, aus der Ferne hörte man das leise Zwitschern einer Drosselbrut und in dem goldenen Sande in der Nähe unserer Künstler wandelte ein Taubenpaar, mit roten Augen, hin und her.

In dem Häuschen schien alles in Schlaf versunken zu sein. Die Schwalbennester unter der First waren

wie ausgestorben, und nur durch die Rebengehänge, welche die Wand fast überall bis zum Dache umsponnen hatten, ging es wie ein verhaltenes, leises Atmen. Die Fensterläden waren fest geschlossen.

Man pochte an die Thür, aber alles blieb still wie zuvor, nichts regte sich im Innern.

„Alf!" Keine Antwort. „Alf!! Alf!!"

Dann gingen sie um das Haus herum. Klang es ihnen da nicht plötzlich, wie ein leichter Seufzer, war das nicht sogar ein Küssen und wieder ein Küssen?

„Alf! . . . Alf!! — — — Alf!!!"

Niemand hörte sie, aber auch das Sprechen, das leise Wispern hörte nicht auf.

Einer der Künstler brannte vor Neugierde. Er konnte sich nicht länger zähmen, trat an das Fenster heran und lehnte sein Gesicht an eine der schmalen Spalten. Oben durch die Fenster fiel genug Licht, um das Innere genau übersehen zu lassen, und es waren auch nur wenige Augenblicke, als mit dem Lauscher eine merkwürdige Veränderung vorging. Man sah ihn am ganzen Körper in convulsivische Zuckungen geraten, der ganze Leib schüttelte sich — er riß ein Taschentuch hervor und hielt es an den Mund, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. „Der Alf! der Alf!" stöhnte er lachend, „seht den Alf!" und lehnte sich an die Hauswand und schlug vor Entzücken mit der flachen Hand an den Schenkel, „der Alf!" Ein Zweiter blickte durch die verhängnisvolle Spalte. Er sprang zurück, ganz bleich im Gesicht, mit allen Zeichen der Angst und des Entsetzens.

„Er — ist — — wahnsinnig!“ stammelte er — „wahn . . . wahnsinnig!“ Aber schon hörte man im Innern ein Stuhlrücken, welches das allgemeine Erstarren löste. Einer der Laden wurde zurückgestoßen, und Alf selbst stand im Rahmen des Fensters, mit düster blickendem Auge und blutlosen Lippen. Er sah seine Bekannten verwirrt an, bis er mit der Hand über die Stirn strich.

„Ihr seid's — Ihr!“ sagte er mit unendlicher Verachtung, — „Ihr? Ich soll Euch einlassen? Aber durch das Fenster ist kein Weg — wartet . . . ich öffne die Thür.“

Etwas kleinlaut schlich man zur Thüre.

Alf ließ sie herein, es lag jetzt mehr Schmerz als Verachtung in seinem blassen Gesicht. Nur auf Eduard trat er mit blitzendem Auge zu, ganz nahe heran, daß sein heißer Atem dem Maler ins Gesicht schlug. „Du bist ein —“

Eduard verschloß ihm mit der Hand den Mund. „Die Jungen wolltens, und Du weißt, wie sie sind. Ich wollte Dich vor größeren Zudringlichkeiten bewahren.“

Alf ging schweigend voran. Vor einer Thür blieb er stehen.

„Da Ihr doch einmal in mein Geheimnis eingedrungen seid, so sollt Ihr das Werk auch sehen, welches sonst niemand sehen wird und von dem Ihr nie sprechen dürft!“

Er stieß schnell und unerwartet die Thür auf —

wie angewurzelt standen die Künstler an der Schwelle und unwillkürlich nahm Jeder den Hut ab.

„Mein Weib,“ sagte Alfred feierlich und in seinem Auge brach ein goldener Glanz auf. Ein Zimmer, von silbergrünem Schimmer durchwebt, halbdunkel, denn nur etwas vom Tageslicht brach oben durch die Fenster herein und füllte den Saal mit einem wunderbar warmen und weichen Licht. Dieses magische Dunkel schien der Gestalt dort im Hintergrunde ein doppeltes Leben einzuhauchen. Ein erhabenes Weib — aber ein Weib von Marmor — stand lebensgroß vor ihnen, das stolze Haupt mit dem flutenden Lockenhaar zurückgeworfen, das furchtbare dämonisch blickende Auge unter den zusammengezogenen Brauen verderblich auf die Beschauer gerichtet. Der leise geöffnete Mund, so sinnlich weich und schwellend, schien einem Kusse entgegenzustreben — die üppige entblößte Brust drängte sich leise vor . . . Alles war Leben, Bewegung, verführerisch schön bis auf die zartschwellende Hüfte, auf der das letzte Gewand ruhte, bis auf die biegsamen, frühlingsblühenden Arme, welche sich zur Umarmung zu runden schienen. Hier alles Schönheit, Sinnlichkeit, zum Genuß verlockend — dort alles Erhabenheit, Größe, Furchtbarkeit. Endlich wagte man näher zu treten. Man wollte kritisiren, debattiren, man untersuchte die einzelnen Teile — aber fand nichts auszusetzen — nichts! Alles war schön, erhaben schön, harmonisch in jedem und allem. „Was für ein Weib soll es sein?“ fragte endlich der eine. „Die Loreley?“

Alf hatte den Arm um die Hüfte seiner Statue ge-

legt und preßte einen heißen, verzehrenden Kuß auf ihre Hand.

„Ich wollte eine Venus darstellen, eine Venus Allvernichterin . . . jetzt erst weiß ich wirklich, was ich dargestellt habe . . . die Kunst, die wahnsinngebärende Kunst!“

Er küßte das Marmorbild wieder und darüber lächelte einer der Anwesenden! Alf sah es. „Ja,“ rief er, „lacht nur alle . . . lacht . . . haltet mich für wahnsinnig! Aber ich liebe dieses Weib, ich liebe es, wie Ihr kein irdisches lieben könnt! Ich spreche, ich rede mit ihm . . . es küßt mich so heiß und brennend, daß ich es lieben muß! Da draußen habt Ihr auch gelacht, als ich mit ihm sprach! Aber hättet Ihr gehört, was es zu mir sagte, wie es zu mir redete, von allen Geheimnissen des Himmels und der Erde, alles mir entrollte . . . Raum und Zeit aufhob und das letzte Wesen der Dinge mir zeigte, so zeigte, wie diese flache Hand . . . da wäret auch ihr staunend, betend niedergesunken.“

Sie wichen zurück vor dem Menschen mit den fieberhaften Augen, und als Alf dann schwieg, ganz versunken in sich und die quälenden Gedanken im Inneren fortspann — ward es tiefstill im Zimmer, eine lange Zeit. Man hörte draußen das Wehen der Luft.

Um nur etwas zu sagen, meinte endlich der eine vertraulich: „Und wie teuer wirst Du es verkaufen? Du kannst alles verlangen und man wird Dir alles geben.“

Der Bildhauer warf verächtlich den Kopf auf:

„dann möchte ich mir eher den Kopf mit diesem Hammer zerschlagen, ehe ich dieses Bild weggäbe — dieses mein besseres Ich verschacherte. Glauben denn diese Leute, welche ihre goldnen Seelen in ihrer Börse tragen, wir alle wären ihnen feil? Ein Werk, welches ich geschaffen, ist ein Stück von mir — von meinem schöneren Selbst. Ich kann mich, kann mich nicht von ihm trennen. Es macht mich wahnsinnig.“

Eduard hatte indeß stumm dagestanden und keinen Blick von dem Bilde abgewandt. Man sah, wie sein Entzücken sich von Minute zu Minute steigerte, man sah es in den zuckenden Mundwinkeln, in dem unruhigen Auge, man sah es sogar an dem leichten neidischen Verdruß, der, wenn auch nur für einen Augenblick, über das Gesicht glitt. Bewunderung kämpfte zuletzt mit Verwunderung.

„Und wer ist das göttliche Weib,“ fragte er zuletzt, „welches Dir zu diesem Werke Modell gestanden hat? Zeig' uns auch dieses. Die Liebe muß Deine Hand so sicher gemacht haben, denn wahrlich, ich weiß sonst nicht, wie Du dieses ganz und gar vollendete Weib schaffen konntest, Du, über dessen Frauengestalten wir noch vor Kurzem so herzlich lachen mußten.“

Alf reckte sich auf den Fußspitzen empor und legte die Finger seiner rechten Hand ausgespreizt auf Eduard's Schulter und sah ihm lange starr ins Gesicht, mit einem ungemein stolzem Ausdruck. „Kein Modell!“ sagte er. „Kein Weib hat mir Modell gestanden, jetzt nicht und früher nicht. Aber wenn die Natur so geschaffen hat, so schaffen mußte, wie sie geschaffen hat,

dann muß auch der Künstler so schaffen — dann muß er das Weib so gestalten, wie es ist, auch wenn er ein Weib nie gesehen hat. Der Künstler ist selbst der schaffende Gott, die schaffende Natur . . . Eine Ursache ist, und nach ihr müssen alle ihre Werke bilden, — Natur und Künstler."

Als am anderen Tage die Künstler nach Haus zurückkehrten, nahm Alf ihnen das Ehrenversprechen ab, nichts von seinem Bilde zu verraten, nicht eher, als bis er es ihnen selbst erlaube. Auf Eduard trat er zuletzt zu: „Nun, hast Du das Problem gelöst?" fragte er, und eine gewisse bange Erregung bebte in seiner Stimme . . . „weißt Du, was aus dem Künstler wird, der das Ideal so lebendig gemacht hat, wie es ihm vor Augen schwebt? Nein? Ich denke, daß ich Dir das Rätsel später gelöst geben kann."

Es war eigentlich nicht zu verwundern, daß, als einige Tage später Eduard seinen Freund wieder aufsuchen wollte, das Nest ausgeflogen war — wohin, wer wußte es? Wohl nicht zu sehr in die Weite — aber im Gebirge gab es genug Schlupflöcher für einen Menschen, der sich absolut verstecken wollte, und noch mehr hielt eine gewisse erklärliche Scheu den Maler jetzt und die spätere Zeit von der Suche ab. Es gingen Monate hin, der Herbst, der Winter kamen und man hörte nichts mehr von Alf — niemand hatte ihn gesprochen, niemand ihn gesehen. Und so kamen die ersten Tage des Januar.

Feine blitzende Eiskrystalle trieben durch die Straße, und ein leichtes Gewand, wie Gaze so fein, legte sich

über die Dächer, Balcone und über den Straßengrund. Ein scharfer Wind ging vorüber, daß die trübroten Lichter in den Laternen vor Kälte in ihren gläsernen Häuschen zitterten. Als Eduard an einem dieser Abende gegen zehn Uhr aus dem Theater in sein Atelier zurückkehrte, blieb er zuerst verwundert stehen, da er bei dem Helldunkel einer herabgeschraubten Lampe eine Gestalt bemerkte, die vor seinem neuesten Bilde saß und dasselbe mit Interesse zu betrachten schien. Seine Schritte störten den Fremdling aus seiner Versunkenheit auf und ließen diesen ein hageres, bleiches Gesicht mit tiefliegenden Augen dem Herrannahenden zuwenden.

„Guten Abend, Meister!"

„Alf!" schrie Eduard und faßte die schmale, zitternde Hand des anderen, die jener aus seiner Rocktasche langsam hervorholte. Alf lächelte trüb und präsentirte sich als die Scherbe einer Existenz. Haar und Bart waren etwas zu lang, verwirrt und ungepflegt, die Wangen eingefallen und auch über dem sonst so prachtvollen Schimmer der Augen, die jeden zu berücken wußten, hatte sich ein feuchter, trüber Schleier gelegt.

„Ich bin etwas gesunken," meinte er und ließ einen halb ironischen, halb mitleidigen Blick über den defecten fadenscheinigen Rock, der ihm entschieden zu weit und zu lang war, gleiten — „und ich bin gekommen . . ." er hatte etwas auf der Zunge, aber verschluckte dasselbe — „um . . . um Abschied zu nehmen."

Eduard fuhr polternd auf.

„Abschied nehmen? Wohin? Das erste und beste ist, daß Du einmal wieder hier bist, daß man wieder einmal das Wundertier sehen kann, welches in die Gebirge geflohen ist. Gott sei Dank, mein guter Alf, daß ich Dich habe," fügte er mit tiefer Rührung hinzu, die ihm sonst fremd war. Er umarmte ihn noch einmal herzlich und trieb ihn dann aus dem kalten Atelier in sein geheiztes Wohnzimmer, wo er ein tüchtiges Abendmahl mit Wein und Cigarren bestellte. Alf's Augen leuchteten, als der süße bezaubernde Duft eines reichen Soupers in seine Nase stieg, und die entkorkten Flaschen mit kräftigem, würzigem Wohlgeruche das in behaglicher Wärme strahlende Zimmer erfüllten.

Und Alf konnte zugreifen . . . es war eine Freude dieser Appetit. Zuerst schien er für nichts anderes Sinn zu haben. „Es lebe das Geld, es lebe der Reichtum," — stieß er mit Eduard an, „Alles andere ist Chimäre, ist nichts. Der Genuß einer Trüffelpastete und eines Glases Champagner geht über alle Rafael'schen Madonnen und Thorwaldsen'schen Alexanderzüge." Er hob sich empor und begann zu sprechen. Eine prachtvolle Tafelrede! Es zuckte um seinen Mund von allen Geistern des Witzes, der Ironie und der Satire, über und über schlugen die lustigen Geister und kicherten und neckten und schäkerten, während er mit seinen Armen durch die Luft flügelte und alle culinarischen Genüsse mit bewunderungswürdiger Kennerschaft zu schildern wußte. „Es lebe der Genuß — es lebe jede Champagnerflasche, die wir noch leeren, jede Trüffelpastete, die wir noch essen können — es lebe der

Magen, so lange wir noch verdauen können," wetterte der Mann, der Mann mit den zerrissenen, ausgefaserten Rockärmeln, dem zerknitterten Hemde, und schwenkte jauchzend sein Weinglas. Ebenso plötzlich, wie diese Lustigkeit gekommen war, zog der dunkle Schatten eines tiefen Schmerzes über sein Gesicht.

Er hatte sich in den Stuhl geworfen und stierte vor sich hin: „Du verachtest mich und das, was ich gesagt. Aber das glaube! Als ich hungerte, bin ich ein Idealist gewesen, bis vor einer Stunde. Der Anblick Deines Bildes hat mich Hunger und Kälte vergessen lassen und ich habe vergessen, daß ich seit zwei Tagen nichts — nichts gegessen habe. Weißt Du, was es heißt, zwei Tage nichts gegessen zu haben? Ah, hättest Du das gewußt, Du hättest mich gehen lassen, mich nicht zurückgehalten. Aber Du verführst mich . . . ach, ich bin zu leicht zu verführen. Ich hätte dem Hunger Stand gehalten, aber diesem goldnen Wein, diesen duftigen Pasteten halte ich nicht Stand. Oh, ich bin verachtenswert, sehr verachtenswert. Schenk mir das Glas voll . . . laß mich vergessen . . . alles vergessen! Daß ich reich sein, alle Genüsse befriedigen könnte, wenn ich nur mich verkaufen wollte — erinnere mich nicht d'ran! Ich thu's, ich thu's nicht. — Erinnerst Du Dich noch meiner Statue, erinnerst Du Dich dessen, was ich Dich damals fragte?"

Eduard nickte.

„Mir kam damals, als ich meinen Lucifer vollendet und einiges Glück mit ihm gemacht, der Gedanke, eine Venus Allvernichterin zu schaffen. Der Gedanke

marterte, quälte mich, brannte mich, wie mit heißem Eisen. Er jagte mich des Nachts aus dem Schlaf, er trieb mich des Tages ruhelos hierhin, dorthin. Das Bild stand riesengroß, furchtbar und dämonisch in seiner ganzen Erhabenheit und Schönheit vor mir, daß es mir war, als könnte ich es nie vollenden. Da that ich mir den Schwur, nicht eher den Meißel abzusetzen, als bis ich es ganz so geschaffen, wie es in meiner Seele stand, ohne jeden Fehler und Makel. Ich vertiefte mich in diesen Gedanken, grübelte weiter und weiter, ich ging in diesem Gedanken unter. Und ich weiß, es war mir wie ein Traum, als ich an dem Werke schuf, als wenn eine andere Hand meine Hand führte, ein anderer Geist mir die Gedanken eingäbe. Und als es zuletzt vor mir stand, bis auf den letzten Schlag vollendet, schön und furchtbar, wie ich es im Traume vor mir gesehen, da war es mir zugleich, als ob in demselben Augenblicke mein Geist erlösche und meine Hand zerbräche — und ich stürzte zu den Füßen meiner Statue nieder und bedeckte ihre Hände, ihre Brust, ihr Gesicht mit heißen, flammenden Küssen. Ich liebte sie — ich liebe sie, wie man nichts mehr lieben kann. Ich weiß, ich hatte mit diesem Bilde meine Seele, mich selbst von mir gegeben, so daß ich ohne dieses Bild nichts mehr war. Ist nicht alle wahre Liebe die Sehnsucht nach einem bessern Ich, das früher mit uns eins war — ist nicht die Verschmelzung der Körper das Streben, aus der Zweiheit zur Einheit zu gelangen — erscheint es Euch nicht in den höchsten Momenten der Liebe, so Ihr wirklich liebt, als wäret Ihr mit dem

All Eins, als wäre das All ohne Euch ein Nichts und Ihr ein Nichts ohne das All. So war auch ich losgerissen von meinem früheren Sein und fühlte mich nur noch in diesem Bilde leben."

Eduard sah stumm in das Weinglas, das vor ihm stand.

„Und soll ich Dir das Rätsel lösen, von dem ich Dir damals sagte und schrieb? Da ich mein Ideal erreicht habe — was nun?" Er erhob sich, tiefe Verzweiflung im Gesicht: „Da, sieh diese Hand, diesen Arm — sieh mich an! Hier in diesem Kopfe ist es tot und leer, ausgebrannt und ganz verdorrt, und auch nicht ein Gedanke mehr will in ihm keimen. Ich habe mich wie im Wahnsinn gemartert, ich habe Nächte lang kein Auge zugethan, daß man mich mit einem Gedanken doch erleuchten möge, ihn in Marmor auszuführen. Nichts — nichts! Alle Liebe, alle Freude bei der Arbeit ist dahin. Und diese Hand ist wie erschlafft, ist wie aus dem Gelenk! Den Meißel kann ich nicht mehr führen, das Eisen gleitet mir aus. Ein Kind von zwölf Jahren, ohne Spur von Talent, ist ein besserer Bildhauer als ich. Sieh nur, was ich gemacht — aber nicht vollendet, nur angefangen habe. Du wirst lachen über die Stümperhaftigkeit, lachen über die Brocken und Fetzen. Oh, ich bin unglücklich, sehr unglücklich."

Eine lange Pause trat ein.

„So, nun weißt Du, warum ich so herunter gekommen bin und warum ich seit Monaten gehungert und gefroren habe. Ich bin ja ein Stümper, ein Nichts für die Welt, ein Toter."

„Und Du kannst Deine Venus nicht verkaufen? Sollte es nicht doch besser sein —“

Alf preßte die Hände gegen das Gesicht und ein verzweifeltes Stöhnen entrang sich seiner Brust, während die Thränen zwischen den Fingern hervorperlten.

„Ach, Eduard, ich habe diesem Weibe geopfert Alles — Alles! Ich ertrug den Hunger und das tiefste Elend um seinetwillen — sollen denn all die Opfer vergebens sein. Ich kann mich nicht von dem Bilde trennen. Wohl, es ist wahnsinnig, es ist eine Narrethei, es ist alles, was man an Dummheit und Thorheit aufzählen kann — aber ich kann nicht.“

„Also auch Du rätst mir dazu, auch Du!“ fuhr er dann heftiger fort. „Muß ich denn wirklich? Seit einem halben Jahr treibt sich so ein verfluchtes, blasses ausgemergeltes Gesicht, ein Ritter Toggenburg um mich herum, der mich ausspionirt, meine Venus gesehen hat, der sie kaufen will . . . hörst Du . . . kaufen. Ich möchte ihn erwürgen, so eifersüchtig bin ich auf diesen Menschen. Der soll sie sein eigen nennen können — der soll sie täglich sehen — und ich nicht? Macht mich nicht rasend, Ihr Götter! Aber Du meinst, ich sollte sie doch verkaufen? Kennst Du sie wirklich? Glaub' mir Eduard, es ist immer nur einer in der Welt, der ein Kunstwerk versteht, ganz in seinen Schönheiten und Fehlern — das ist sein Schöpfer. Ich will ja alles ertragen, wenn ich nur mein Bild besitzen darf. Und soll ich's wirklich verkaufen? Komm, stell' den Wein fort . . . er könnte mich verführen . . .“

„Und was ich verachte! Der Mensch wollte noch schachern. Zwölftausend Mark zuerst . . . fünfzehntausend . . . zwanzigtausend . . . vierundzwanzigtausend Mark . . . dreißigtausend Mark . . . Das ist so viel! . . . so viel!“ Alf beschrieb mit seinen Armen große und weite Bogen, um die Masse zu bezeichnen.

Plötzlich schlug er eine helle Lache auf. „Weißt Du, was die dreißigtausend Mark sind? Sie sind die Erfüllung meiner Rede, sie sind mehr als alle Phidias, alle Rafaels, alle Goethe. Dreißigtausend Mark sind täglich ein Bad im schäumenden, prickelnden Champagner, sind süßer Tokayer in weißen langhalsigen Flaschen und gold'ner Rüdesheimer in eiskühlem Krystall. Weißt Du, dreißigtausend Mark sind ein großes Fest, zu dem ich Euch alle einlade . . . rings Ströme von Blütenduft . . . Frauen mit verführerischem Lächeln, die Euch küssen, Euch umarmen . . . Dreißigtausend Mark sind volle Pocale mit überschäumendem Wein, sind Pfropfenspringen und Gläserklirren . . . volle Schüsseln mit Fasanen und Trauben — was weiß ich alles! Da drüben aber hohläugiger Hunger mit blassen und abgemagerten Lippen . . . zuletzt ein rascher Tod, ein Messer in der Brust, eine Kugel im Gehirn . . . aber mein Weib ist bei mir, zu dessen Füßen ich sterben kann, das mit mir stirbt und den letzten Kuß mir auf die Lippen drückt; das, wenn ich in den letzten Zuckungen liege, liebend über mich zusammenstürzt und in Atome zerschellt, denn ich bin ihm treu gewesen, und es ist, es muß mein sein im Leben und Tod . . . Ach du schönes Leben und du verführerischer Genuß! Soll ich ver=

kaufen — soll ich — soll ich?" schrie er wild auf und trat hart an Eduard heran . . .

Draußen rüttelte der Wind, und sein eisigkalter Atem ging an den Fenstern vorüber, daß es auch im gewärmten Zimmer für einen Augenblick mit kaltem Frost die Bewohner ergriff. Auf dem weißen Tuche lockte in grünen geschliffenen Gläsern der waldduftige Rheinwein, und ein picanter prickelnde Bratengeruch quoll empor. Alf dachte daran, wie er vor einigen Stunden noch halb erfroren, fast ohnmächtig vor Hunger durch die Straßen geschlichen war . . . er dachte daran, und sein Haupt sank schwer auf die Brust, und er glaubte, seine Brust sollte ihm zerspringen.

Vierzehn Tage später hatte er sein Werk für sechsunddreißigtausend Mark verkauft . . .

IV.

Es war eine leuchtende, sternenklare Nacht, die Milchstraße zog sich wie eine breite Schärpe über den weißlichen Himmel hin, der an einigen Stellen hell war, wie der Tag, an anderen von schwarzblauen wolkigen Nebeln überzogen.

Alf taumelte wie ein Betrunkener an der Straßenseite hin. Er wollte nach Haus, er sah ein, daß er es mußte. Es war ihm nie so etwas Wunderbares passirt! Als wenn ein ewiger Trommelwirbel in seinem Kopfe geschlagen würde . . . dann wieder, als wenn ein helles,

scharfes Geschmetter, wie von einer Erztrompete, durch sein Gehirn dränge, welches ihm die Augen aus dem Kopfe trieb. Und wie er auch seine Gedanken zusammennehmen, wie er sich zwingen mochte, indem er in die blutigen Lippen seine Zähne tief einbohrte, — die Glieder, seine Gedanken gehorchten ihm nicht mehr, er konnte nur immer das Eine denken, und das Eine tonlos vor sich hinmurmeln: „Ich habe sie verkauft, ich habe sie verraten."

Den ganzen Tag über hatte er das denken müssen und immer wilder, energischer waren die Vorstellungen auf ihn eingedrungen. Er wollte die Erinnerung los sein, aber sie hing sich an ihn, sie biß sich in ihn hinein. Die Lüfte sagten es ihm, wisperten es ihm in die Ohren . . . er fühlte ordentlich die Worte. Er lief zuletzt, wie ein Gehetzter durch die Straße, aber der Mund murmelte, stöhnte nur immer wieder: „Ich habe sie verkauft, ich habe sie verraten," und in seinem Gehirn brannte es, als wenn alle Adern gesprungen wären und das Blut ausströmten.

Er hatte sich heute eine Wohnung gemietet, eine prachtvolle, üppige Wohnung. Als er dort ankam, lag eine dumpfe, schwüle Luft im Zimmer, von verwelkten Blumen, verdorrten Kränzen, ein Geruch von Moder und Staub. So schien es ihm wenigstens. Der Hut war ihm vom Kopf gefallen, und das Haar hing verwirrt in feuchten Strähnen um das Gesicht. So tastete, wankte er an der Wand hin . . . aber er bemerkte es wohl, wie seine Finger gleichsam eingeschlafen waren und des Tastsinnes beraubt, empfindungslos an

den Seiten hinglitten, — wie die centnerschweren Füße sich unendlich müde über den Boden schleppten. Endlich stieß er die Fenster auf, weitauf — beide Flügel. Er glaubte, in einen tiefen, gähnenden Schlund, vielleicht in die Ewigkeit zu blicken! Früher stand doch dort ein Haus . . . jetzt nichts als schwarze undurchdringliche Finsternis . . . Der Himmel war verschwunden, nichts als unheimliches Dunkel und alles grabesstill. Kein frischer erquickender Zug von draußen her, kein Lüftchen. Nur eine dumpfe modernde, schwarze Masse drang ihm entgegen, die ihm den Atem erstickte und ihn immer weiter zurückpreßte, gegen die Wand drängte, ihn an die Wand hielt – und dann zu Boden warf, mit einem Krach zu Boden. Noch einmal fuhr es wie ein heller flammender Blitz durch sein Gehirn . . . er raffte sich halb auf, er faßte mit der Hand an seine kalte und doch schweißtriefende Stirn, — er sah umher mit glühenden Augen. Der Blitz hatte ihm alles enthüllt: „Wahnsinnig," stammelte er und ein wilder, tierischer Schrei gellte markerschütternd durch das Haus. Dann war alles todte, stumme Nacht in ihm.

Er saß in einem Winkel des Zimmers zusammengekauert, furchtsam zusammengedrückt, wohl eine Stunde lang. Dann kamen süße Phantasien über ihn. Die Dunkelheit schwand, heller und heller ward das Zimmer, ganz weiß, wie von einem milchigen Glanze durchleuchtet, und an niedersteigenden Marmortreppen plätscherte ein tiefblaues Meer, strahlend wie ein einziger aufgelöster Saphir. Am Eingang der Halle stand eine hohe, wunderbar schöne Marmorgestalt, sein Werk, und vor

dem Bilde kniete er selber, in tiefer Andacht versunken. Und plötzlich regte sich zuerst die weiße Lippe, der glänzende Arm, das Haupt bewegte sich leise, und während seine Traumgestalt in Nebel zerfloß, kam die Gestalt auf ihn selbst zu, ein glückliches Lächeln um die Lippen. Sie legte ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn inbrünstig heiß, doch eine finstere, zornige Thräne rollte zugleich über ihre Wange: „Warum hast Du mich verraten? Willst Du nicht ewig mein sein?“ fügte sie weicher hinzu. Er nickte mit einem glücklichen, irren Lächeln. „So befreie, reiße mich aus meiner Gefangenschaft, in die Du mich verkauft.“ Und sie erhob sich, winkte ihm . . . und er folgte ihr! Das Licht schwand, tiefe Dunkelheit umgab ihn wieder, aber er sah es wie einen weißen Schatten vor sich herziehen, dem er trunken nachtaumelte.

Er schlich eine Treppe hinunter, öffnete eine Thür und sah verworrene Häusermassen vor sich liegen. Kräftige Winterluft schlug an seine heiße Stirn und wehte in seinem Haar; „das ist ihr Kuß,“ dachte er und ergriff fester den schweren Hammer, den er plötzlich in der Hand hielt, und von dem er nicht wußte, daß er ihn aus seiner Stube mitgenommen hatte. Weiter und weiter ging es, durch Straßen und Gassen immer weiter! Freier wurde die Gegend, vereinzelt lagen die Häuser — von Gärten umgeben — Villa an Villa. Plötzlich stand er vor einem großen Garten, wo sich hinter entlaubten Büschen ein vornehmes Gebäude mit reichen Balconen und glänzenden Fenstern erhob. Er schlich durch den Garten. Dort die Thür, sie war verschlossen . . . aber

am Haus ein Vorsprung, dort ein neuer Vorsprung, und dann der Balcon. Den Hammer zwischen den Zähnen, mit der Sicherheit eines Schlafwandelnden kletterte er empor. — Nun stand er auf dem Balcon. Noch eine Thür! Eine Scheibe klirrte zusammen, seine Hand faßte durch und die Thür flog auf.

Alfred stand in einem weiten dunklen Saale, in dem alle Gegenstände in wesenlosen Umrissen verschwanden; er sah auch nichts, als einen weißen Schimmer aus dem Hintergrunde matt hervorleuchten und es war ihm, als wäre es der Schimmer einer Hand, die ihn zu sich herüberwinkte. Über seine Seele glitt eine stille Glückseligkeit, und in der Luft schwamm es wie süßes Tönen und heiteres Klingen. Er sank vor seinem Werke nieder und umklammerte die kalten Kniee der Marmorstatue. Frostig drang es ihm daraus entgegen, Frost überfiel seine Brust und sein Herz. „Nein, Du liebst mich nicht mehr, Du darfst mich nicht mehr lieben“, stammelte er; „wie wärest Du sonst so hart und kalt gegen mich . . . Er hat Dich mir geraubt . . . Er . . . Er!“ Wahnsinnig warf er seinen Leib empor und wollte den Mund des Bildes mit Küssen bedecken. Doch vor dem toten Glanze des Auges schwankte er grausend zurück, und seine Hand zitterte . . .

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür ihm gerade gegenüber; ein heller Lichtstrahl drang durch das Dunkel und erhellte plötzlich die weiten, kostbar geschmückten Räume. Eine Lampe in der Hand haltend, stand der Besitzer im weiten Rahmen der Thür, der Besitzer und Käufer des seltsamen Kunstwerkes.

Den Lippen des Wahnsinnigen entrang sich ein tierischer Schrei; wütend raffte er den schweren Hammer auf, den er zu Boden hatte fallen lassen, und kam einige schwankende Schritte dem Verhaßten entgegen. Aus dem Munde ging ihm ein heißes Stöhnen und die Augen traten aus den Höhlen hervor, das Haar sträubte sich wie im Grimm. Dann aber, wie von einem Schlage getroffen, fielen die Arme schlaff nieder, ein Zittern ging durch die ganze Gestalt, die fieberhaft geröteten Wangen wurden plötzlich aschgrau und sanken hohl zusammen; noch einmal reckte er sich auf vor dem letzten Erlöschen, ein Blick fiel auf das Bild und er hob mächtig den Hammer empor. Er glaubte, er träfe eine weiche Masse, sein Bild würde einen Schrei ausstoßen, aber es that nur einen dumpfen, harten Krach, — überneigte sich die Statue und barst in mächtigen Stücken auseinander . . . Purpurn floß Blut über den schneeigen Marmor hin.

Alfred lag erschlagen unter den Trümmern seiner Statue.

1879.



Trennungsstunde.





Der Ball hatte sein Ende genommen und die vierte Stunde war vorüber, als Ottilie mit ihrem Gatten durch die winterliche Nacht nach Hause zurückfuhr.

Ein klarer silbriger Himmel mit schneeigweißem Schein stand hoch und unbewegt über den Häusern der Stadt, deren Firsten und Zinnen in scharfen und bestimmten Umrissen von diesem Lichte sich abzirkten. Die blanken Lüfte waren wie vom Froste erstarrt, und nur dann und wann hauchte an den Wagenscheiben der eiskalte Atem der Nacht. Noch immer war das Leben der Stadt nicht ganz erstorben. Dumpfes Räderrollen unterbrach zuweilen die Stille ringsum, bald klang ein lautes Lachen herüber, dann zitterte es aus weiter Ferne her, wie ein Ruf, ein halbunterdrückter Aufschrei. Einige Male tönte ein Summen und Murren den Beiden in's Ohr, und in das Innere des Wagens fiel auf Augenblicke der blendende Schein der Lichter eines zur Seite liegenden Kaffeehauses. Buntfärbig flimmerte es herüber, wie bei einem Festmahle blitzte und glühte es dort.

Gleich einem bewegten Traum glitt es an den Beiden vorbei. Sie hatten in der ganzen Zeit noch kein Wort gewechselt, denn Jedes war in seine Gedanken versunken und diese Gedanken verschlossen ihnen den Mund.

Ottilie empfand noch einmal all' die Erinnerungen dieses Abends. Vor ihre halbbedeckten Augen zauberte sie die Bilder der letzten Stunden zurück, während sich ein stolzes und glücklich befriedigtes Lächeln um ihren Mund legte. Ihr Blut glühte noch von dem Tanze, dem sie sich leidenschaftlich hingegeben, von dem Weine, den sie getrunken und von dem Gefühl dieser plötzlichen Liebe, die über sie gekommen. Im Ohre hörte sie noch immer das Klingen und Flöten der bald leise und heimlich lockenden, bald aufjubelnden, bald feurig hinreißenden Musik, und mitten in dieser Musik, nur wie ein Hauch hingeflüstert, doch lauter als alle Geigen und das Schmettern der Trompeten, zugeraunte Worte, die ihr die Röte einer einzigen Freude und eines bis dahin ungeahnten Glückes in die Wangen trieben.

Sie empfand in diesem Augenblick nur das Beseligende ihrer Lage. Wie der Duft eines Frühlingstages strömte es über all' ihre Sinne hin, und vor sich sah sie ein Leuchten, ein Glänzen, eine Sonnenhelle, die von keinem Schatten getrübt wurde. Sie glaubte sich noch ein Kind, und es war ihr, als käme sie vom ersten Ball zurück; ganz vergaß sie, wie viel dazwischen lag: Jahre einer Ehe, die keine Ehe war, in denen sie sich durch lärmende Feste und Zerstreuungen, nie zu stillende Vergnügungssucht über die bittere Leere ihres

Herzens hinweg zn reißen versuchte. Nur jetzt klirrte es wie von einer stählernen Kette in ihre Träume hinein.

Wie unwillkürlich hatte sie einen Blick zur Seite nach ihrem Gatten hingeworfen. Er brütete noch immer stumm vor sich hin, regungslos, als wäre alles Leben aus seinen Gliedern gewichen.

„Er schläft!“ dachte Ottilie. Er schläft. Ein halb verächtliches, halb bitteres Gefühl wachte in ihrer Seele auf und ein herber Zug legte sich um ihren Mund.

Dieser Mann sollte sie nur einen Augenblick in ihren Gefühlen beirren können, um seinetwillen sollte sie all' dem Wunderbaren, dem Hohen und Schönen, wovon sie in diesen Tagen geträumt, entsagen, nur das geringste Opfer sich für ihn auferlegen? Nein — nein — nein! klang es hart aus ihren Gedanken hervor. Mit seinem Willen oder gegen seinen Willen würde sie dieses unnatürliche Band zerreißen, das wußte sie jetzt ganz klar. Ob er sie liebte? Wie so ein Mann liebt! Was weiß er von dem jauchzenden Aufschrei der Liebe, von dem thörichten Taumel und der Schwärmerei, dem Glück und dem Schmerz dieses Gefühles?! Er wird vielleicht wüten, daß man es wagt, so seine Eitelkeit zu kränken, daß er nun nicht mehr an ihrer Seite unter den Menschen erscheinen und sich an den neidischen Blicken der Übrigen weiden kann, er wird von seinem Namen und guten Ruf sprechen, — ach, was kümmerte sie das Alles? Sie wollte nun auch glücklich sein; und zuletzt wird er sich dann an seinen Schreibtisch setzen und rechnen — immer rechnen, und zuletzt ein anderes Weib — kaufen — ah! Ottilie machte eine heftige

Bewegung, als wollte sie diese Gedanken von der Seele schütteln, ein finsterer Schatten legte sich über ihr Gesicht und ein drohender Gedanke kam über sie: „Mir aus dem Wege! Wenn ich will, bin ich frei! Wenn ich will!“

Nein, diesen Mann fürchtete sie nicht. Sie hatte in diesen letzten Wochen einmal seinen Schlaf belauscht. Es war am Nachmittag und er lag in einem Sessel schwer atmend. Er sah übernächtig aus, das Gesicht etwas grau, um den Mund so ein trüber dunkler Zug, daß sie im ersten Augenblick fast Mitleid mit ihm empfinden wollte. Träumte er vielleicht von ihr, empfand er vielleicht doch tiefer, als sie es glaubte, die Kälte ihres Herzens, das Unglück seiner Ehe und die öde Leere, die in diesem Hause waltete? Er bewegte einige Male leise die Lippen, zuletzt lief es wie ein Schauer durch seine Glieder, er ballte die Hände und dann murmelte er tonlos einige Worte.

Es war ihr, als hätte sie laut aufgelacht. Über dieses dumme Mitleid auch! Wie konnte sie glauben, daß dieser Mann Zeit und Gedanken für solche Sentimentalitäten besaß! Er rechnete auch im Schlafe, er dachte nichts als an seine Gelder, über denen er Tag und Nacht brütete, an Zinsen und Procente.

Und jetzt schlief er! Während sie mit halboffenen Augen dasaß und sich weit — weit weg träumte an die Seite eines anderen Mannes, während glückliche, bunte Bilder vor ihrem Geiste immer heller auftauchten, während ihr Blut glühte und sie hätte aufjubeln mögen vor innerem Liebesglück.

Alles das sah und merkte er nicht! Daß er es nicht merkte! Was verstand er auch von diesen Empfindungen?

Der Wagen hielt mit einem plötzlichen Ruck. Sie fuhr aus ihren Träumen empor, und sah, fast mit einem Gefühl des Bedauerns, daß man bereits zu Hause angelangt war. Ihr Gatte atmete schwer, als er ihr beim Aussteigen behilflich war, und sie bemerkte, daß seine Hand in der ihrigen zitterte. Sein Gesicht hatte einen abgespannten und leidenden Zug, aber sie sah es ohne Bedauern: „Er wird müde sein,“ dachte sie, „er hat geschlafen!“

Der alte weißköpfige Diener öffnete die Thür des Hauses und begrüßte sie mit ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit. Nur schaute er ernster aus als gewöhnlich, und ein scheuer, banger Blick glitt zu dem Herrn hinüber.

„Es sind noch zwei Depeschen, erst vor Kurzem, angekommen,“ sagte er, „ich habe sie dem Herrn, der Bequemlichkeit halber, im roten Salon zurecht gelegt.“

„Es ist gut so,“ nickte dieser, „ich werde sie finden.“

Oben angekommen, winkte er ihm und dem Kammermädchen, zu gehen, und nahm dann selber Ottilien die Tücher und Shawls ab, mit denen sie sich eingehüllt hatte.

Sie sah ihn mit einem fragenden Blicke an, während er eine der Zimmerthüren öffnete.

Er schien diesen Blick nicht bemerkt zu haben.

„Entschuldige mich für einen Augenblick,“ bat er und nahm die Depeschen, welche der Diener in einer

der Schalen niedergelegt hatte. Sie nickte gleichgiltig, indem sie langsam die Handschuhe auszog und auf einem der Tischchen niederfallen ließ.

Im Zimmer herrschte eine schmeichlerische, angenehme Wärme, lustig knisterte das Feuer im Kamine und sein goldiger Schein spielte hin- und herflackernd auf dem Teppich. Vor dem Spiegel hatte Ottilie das ein wenig zerdrückte Haar geordnet, und sich dann, mit einem gleichgiltig gelangweilten Zug im Gesichte, in einem der Fauteuils niedergelassen.

„Wenn Du mir noch etwas zu sagen hast in dieser späten Stunde . . .“ begann sie mit einem frostigen Tone, „es scheint mir Deine Absicht zu sein . . .“ Sie warf ihm einen halben Blick von der Seite zu, nachlässig mit dem Fächer spielend, den sie in der Hand behalten. Zugleich aber auch zuckte sie leise zusammen und raffte sich wie unwillkürlich aus ihrer matten, weichlichen Lage auf, indem sie sich halb aufrichtete und ihn fast herausfordernd ansah.

Es war ein voller, tiefer und fast starrer Blick gewesen, den Ottilie aufgefangen, und wohl schon lange, während sie vor dem Spiegel stand, hatte er so zu ihr herübergeschaut — ein ernster, düsterer Blick, der in ihr innerstes Herz schien eindringen zu wollen. Sein Gesicht hatte eine aschgraue Färbung angenommen, und in seiner Hand knitterte leise das Papier der Depeschen, welche er zwischen den Fingern krampfhaft zerdrückte.

„Er weiß Alles!“ sagte sie sich in diesem Augenblicke und ihr Blut schien stocken zu wollen. Dann aber drängte sie das kaum aufgestiegene Gefühl einer leichten

Beklommenheit und Furcht zurück, und es war ihr fast, als sollte sie sich freuen, daß sie dies Alles zu einem so raschen Ende bringen konnte. Die Erinnerung an die letzten Stunden flammte in ihrer Seele lebendiger wiederum auf, und die Empfindung ihrer Liebe war heiß genug, um ihr Kraft und Mut einzuflößen. Sie preßte die Lippen fest zusammen.

„Wenn Du mir noch etwas zu sagen hast . . .“ wiederholte sie dann noch einmal, aber jetzt mit einem etwas gereizten Tone in der Stimme, und ihr Auge suchte das seine.

„Ja,“ sagte er, als sammelte er seine Gedanken und wandte sich halb von ihr ab. „Es ist wohl eine schlechte Stunde, die ich da gewählt habe . . . Nach einem so lauten Fest, nach all der heiteren Lust eines Balles dieses — dieses . . .! Wenn Du mir aber sagst, daß es grausam ist, und wenn Du müde bist und Dich doch lieber schlafen legen willst . . .“

Sie wehrte etwas ungeduldig ab, entgegnete aber nichts, und nur etwas wie Verwunderung malte sich in ihrem Gesicht.

In seinem Hinbrüten bemerkte er es nicht. Auch schien er die rechten Worte nicht finden zu können, und eine dumpfe, drückende Pause trat ein, während welcher er nur die Lippen leise bewegte. Zuletzt preßte er beide Hände flach gegen die Stirn.

„Oh, es ist entsetzlich,“ stieß er halblaut, mehr mit sich selbst sprechend, hervor, „es ist entsetzlich!“

Ottilie sah ihn verwundert an.

„Ich habe länger darüber nachgedacht als diesen einen Tag,“ begann er dann mit leiser, verlorener Stimme. „Ich habe all' diese letzten Jahre an meinem Geiste langsam vorüber gehen lassen und mir, so zu sagen, eine Rechnung daraus gemacht, das Gute addirt und das Böse subtrahirt. Und da ist mir nun alles so lebhaft wieder in Erinnerung gekommen, als wäre das gestern gewesen . . . Zuerst dieses Glück der Sehnsucht, die leise Hoffnung, es könnte doch wohl gelingen, und der Traum, wie schön das sein würde! . . . Zu allererst war es ja nur ein Wohlgefallen, eine Freude an Dir . . . Wie ich durch die vergitterten Fenster des alten grauen Hauses — Du weißt wohl noch? — zu der gegenüberliegenden Seite blickte und Dich hinter den Blumen am Fenster suchte! . . . Du gingst noch zur Schule, warst so ausgelassen und lustig, und durch die dicken Scheiben hörte ich Dein helles Lachen, . . . und immer, immer höre ich es noch, wenn auch immer nur im Geiste, in der Erinnerung.“

Ottilie entfaltete etwas heftig den Fächer. „Ja, wozu das Alles?“ unterbrach sie ihn. „Wenn Du so weit ausholen willst —“

Er legte die Hand an die Stirn, wie ein von Kopfschmerz Gepeinigter. „Es ist das, um mich zu rechtfertigen! Wir sind acht Jahre nebeneinandergegangen, und wovon haben wir gesprochen, Ottilie? Haben wir je eine Stunde zusammen verbracht, daß Du noch heute von ihr wüßtest, je ein Gespräch geführt, wert, daß wir es in unserem Gedächtnisse aufbewahrten?“

„Und durch wessen Schuld?“ stieß sie heftig hervor. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie zum Angriff übergehen.

„Schuld? Wer weiß das?“ sagte er langsam. „Um es aber zu wissen, gönne mir eine Stunde noch!“

Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, ohne etwas zu sprechen. Dann blieb er stehen und begann von Neuem.

„Wie ich dazu gekommen bin, um Deine Hand anzuhalten? Du, siebzehn Jahre! War es nur eine Täuschung? Aber ich glaubte, Du sähest mich nicht ungern. Ja, ich war damals wohl befangen! Ich legte ja alles zu meinen Gunsten aus! Dein Kindergemüt maß so Manchem nichts bei, was mich wie ein Blitz traf und mich ordentlich erschreckte. Aber wie ich erst zu glauben anfing, und wie da das Fieber über mich kam und jener wahnsinnige Durst nach solch' einem Glück, das ich zuerst gar nicht zu denken wagte, und dann die Träume von diesem Glück, diese ewigen Träume, Tag und Nacht . . . wer könnte da wohl noch ängstlich rechnen und überlegen?“ Er machte eine kleine Pause. „So kam es — so kam es! Du weißt jene Stunde . . . es war ja nur Spiel . . . es war eine übermütige Laune von Dir . . . Du hattest Deine Arme um meinen Hals gelegt und wolltest meine Stirne küssen. In diesem Augenblicke war es mir, als wenn da im Herzen etwas aufbräche — ich war meiner nicht mehr Herr . . . und da schloß ich meine Arme um Deinen Leib, hob Dich empor, preßte Dich an mich und stammelte: „Den Mund — den Mund.“ Und Du küßtest den Mund!

Gewiß, Du warst erschreckt von dem Jähen, Du wußtest nicht, was Du thust; das Blut schoß Dir in die Wangen, und dann rissest Du Dich los . . . Aber ich hatte nun den Mut, zu fragen . . . Du glaubtest vielleicht, Du hättest etwas Böses begangen, daß Du das von mir geduldet . . . Du könntest nun nicht mehr zurück und müßtest mir folgen! Damals dachte ich es mir nicht, damals nicht! Ich war damals noch eitel und ich war zu glücklich! Doch heute denke ich's, daß Du darum Ja sagtest. Und so wurdest Du mein . . ."

„Dein!" sagte Ottilie und ein düsterer Schatten legte sich auf ihr Gesicht. „Und weil Du meine Unerfahrenheit mißbrauchtest und der Eingeschüchterten ein Ja abrangest, glaubst Du, ein ewiges Recht an mich zu haben, glaubst Du, mich nun gewonnen zu haben?"

Er sah sie mit einem stillen und traurigen Blicke an.

„Nein — nein," rang es sich dann leise aus seinem Munde. „Ich sagte es mir am Tage der Hochzeit, daß ich Deine Liebe nicht besaß, noch nicht besitzen konnte. Denn Du warst jung und unerfahren und wußtest nicht, was Liebe war. Ich sagte zu mir, daß Du nicht mein seiest, und daß die Trauung nur eine Förmlichkeit war. Ich wußte, daß ich Dich noch erobern mußte, langsam und Schritt für Schritt . . . Ach, es dünkte mir so leicht. Deine Seele war ja noch rein und ganz unberührt, und ich dachte, ich könnte sie ziehen nach meinem Gefallen, und sie biegsam mir anschmiegen. Thor, der ich war!"

Er schwieg wiederum einige Zeit, von geheim nagendem Schmerz überwältigt. Auch Ottilie blieb stumm. Fast

unbeweglich saß sie da und blickte in den Schoß. Nur das muntere Knistern der glühenden Holzscheite unterbrach in diesem Augenblicke die Stille des Zimmers.

„Zu spät erst erkannte ich's," tönte es düster aus seinem Munde. Mein Mühen war vergeblich, mußte vergeblich sein. Es waren die ersten Monate unserer Ehe! Wohl erklang unser Haus von Deinem Lachen, Deine Lust bannte alle trüben Gedanken hinfort! Aber es war Alles, wie vor der Ehe, und ich sah wohl, Deine Seele war noch nicht wach geworden . . . . Doch sie erwachte! Daß ich sie erweckte! Mit einem Male verschwand Dein Lächeln, Deine Augen blickten so seltsam fragend, und um den Mund lag ein so dunkler Schatten. Ich fühlte, wie Du meine Nähe zu fürchten anfingst, wie Du mich heimlich von der Seite ansahst: „Wer bist Du? Ich kenne Dich nicht." Du verhehltest Dir es nicht, ich konnte es mir nicht länger verhehlen, daß es wie eine tiefe Kluft zwischen uns lag. Wir gehörten nicht zu einander, anders empfandest und dachtest Du als ich, meine Wege kreuzten niemals die Deinigen."

„Niemals!" wiederholte Ottilie langsam und mit leiser Stimme.

„Ich erkannte es," fuhr ihr Gatte fort, „aber es war mir, als sollte ich Dich nur um so mehr lieben! War es mir doch, als hätte mir ein gütiges Schicksal etwas Höheres in Dir geschenkt. Wenn ich den Tag in kleinen Sorgen und Mühen verbracht, und an der Erde klebte, solltest Du meine Gedanken Höherem und Edlerem zulenken, dem Guten und dem Schönen. Du verachtetest mein Treiben und Thun, aber ich bewunderte

Dich. Und nimmer hätte ich von Dir lassen können. Das waren dumpfe Jahre, die wir zusammen verbrachten, Jahre niederdrückender Pein und Qual, die auf der Seele wie eine ewig dauernde Nacht lasteten. Entsetzliche Jahre und doch wie schön gegen die folgenden: Noch gab es ja eine Hoffnung, und immer wartete ich — wartete auf ein Wunder, das uns zusammenführen würde."

Er atmete schwer, während die Finger gedankenlos die Depeschen zerrissen und Papierfetzen auf den Boden streuten.

„Es mußte ja noch schlimmer kommen. Und oh diese Jahre — diese Jahre! Du wolltest die dumpfe Pein nicht länger ertragen. Unser Haus war so leer, und wie Frost wehte es von den Wänden zurück. Die Zimmer sind so groß und so weit, und es ist, als könnte es niemals warm darin werden, als wohnte man in einem schöngeschmückten Totenhaus. Und da kommt denn über Einen eine wilde Sehnsucht nach Luft und Licht. Man möchte sich in den Strom froher, lachender Menschen stürzen, alle Schätze hingeben für den Klang einer hellen und süßen Stimme. Nur nicht fühlen die Leere des Herzens, die nagende Qual, einsam, so ganz einsam zu sein. Man will sich nur betäuben, Augen und Ohren anfüllen mit etwas Hellem und Lautem, nur vergessen und immer vergessen. Damals sah ich Dich nur selten! Da besaßen wir kein Heim mehr, und dieses Haus wurde zu einem Ballsaal! Verschwunden die Stille, lärmende Gäste füllten diese Räume, wir selber Gäste in der eigenen Wohnung! Und nun nimmer Ruhe — weder

Tag und Nacht! Überall fremde Gesichter, lachende Menschen — doch wir, doch wir?! Sie hat kein Herz, dachte ich damals, wenn ich Dich umringt sah von all' Deinen Bewunderern, und das eiskalte Lächeln, mit dem Du ihre Huldigungen aufnahmst. Eitel ist sie, verliebt in sich selbst, und Niemand wird je diese Seele rühren können. Ach, es klang mir ja wie ein Trost, und man ist noch so eitel, man denkt ja, man hofft, daß Niemanden das Glück zu Teil würde, was man selbst so heiß begehrt, wonach man ringt mit keuchender Brust, und doch vergebens!

„Glück!" unterbrach ihn Ottilie mit kaltem Ton. Aber es brannte in ihren Augen ein wildes Feuer, und sie sah ihn an, als wollte sie in den Tiefen seines Herzens lesen: „Sage doch nicht, daß Du mich liebst!"

„Ottilie!" Er war erregt einen Schritt näher an sie herangetreten, dann preßte er die geballte Rechte gegen sein Herz und sagte, sich gleichsam besinnend: „Ich habe Dich geliebt."

„Du lügst!" Der Fächer zerbrach zwischen ihren Fingern, während sie sich jäh erhob und sich drohend gegen ihn vorbeugte. In ihrem Gesichte lag der Ausdruck des Hasses, während sie noch einmal mit gepreßter Stimme hervorstieß; „Du lügst! . . . Es ist nicht wahr!"

In demselben Augenblicke ging es jedoch wie ein Schlag durch die Glieder ihres Mannes. Eine dunkle Röte trieb in das Antlitz, und eine schwarz-blaue Ader schwoll auf der Stirn dick empor. Er hatte hinfällig dagestanden und den Nacken ein wenig gebeugt, aber plötzlich richtete er sich straff auf, wie ein Baum, über

den ein Gewittersturm hingebraust, und es lief wie ein Schauer durch seine ganze Gestalt.

„Ottilie!“ schrie er laut auf, und seine Stimme zitterte von unterdrückter Leidenschaft. „Wecke nicht etwas in mir, was ich acht Jahre lang niedergerungen! Auch ich bin ein Mensch! Was man an Qual ersinnen kann, ich will nicht sagen, daß es von Dir gekommen, aber aus der Verbindung mit Dir ist es geflossen. Was ich in dieser Zeit gelitten und erduldet, dieses ewige Gefühl der Verlassenheit, der Scham und der Schmach — ach, was soll ich Dir davon sprechen, da Du für mich doch nichts übrig hast, als Spott und Hohn vielleicht! Ich habe das alles ertragen, weil ich wußte, ich war nicht ohne Schuld! Meine Schuld wollte ich büßen. Nicht einmal — nicht mit einem Worte habe ich sie Dich entgelten lassen! Du aber willst Alles auf mein Haupt abladen, Alles von Dir abwälzen! „Du hast mich nie geliebt,“ klingt's mir da entgegen. „Gemein warst Du, erkauft hast Du mich.“ Ja, auf das Du hingehen kannst, mich verraten, Schande auf meinen Namen häufen, mich vernichten, dieses Herz zerreißen und in den Staub treten — und Dich dennoch rein fühlen von Schuld, rein wie ein Licht, rein wie der Himmel! Denn es geschieht mir ja Recht, es ist nur der verdiente Lohn für meinen Frevel, wenn ich hingehe, so ganz elend und erbärmlich, von allen verlacht, verspottet und getreten!“

„Nein, Ottilie!“ fuhr er nach einer Pause wiederum fort mit einer leiseren Stimme, in der noch die Erregung nachbebte: „es war keine Liebe, wenn ich so manche

lange Nacht bis zum Morgen wachte und arbeitete, während Du in lauter Gesellschaft Dich freutest und Dich spiegeltest in bewundernden Blicken! In meine Einsamkeit drang keiner von Deinen Gedanken. Nein, ich sorgte und wachte nicht für Dich! Wenn ich jeden Deiner Wünsche erfüllte, so war es nur, um meine Eitelkeit zu befriedigen, zu prunken mit einem so kostbar gekleideten Weibe. Oh, hättest Du nur gewußt, wie schwer es mir oft wurde, wie schwer!

Die Stimme versagte ihm, fast wie verhaltenes Schluchzen hatte sie zuletzt geklungen. Mit beiden Händen verbarg er die Augen, aus denen eine schwere Thräne hervorbrach. Ottilie sah es und fühlte, wie sich ihr Herz für einen Augenblick krampfhaft zusammenzog.

Ihr Gesicht war bei seinen letzten Reden ganz blaß geworden, und ein unruhiger Glanz lag in den Augen. Auch zitterte sie ein wenig und stützte sich fester, als müßte sie stärkeren Halt gewinnen, mit der Hand auf die Lehne des Sessels. „Ich liebe ja . . . es ist zu spät,“ klang es leise wie ein Hauch von ihren Lippen, und sie strich sich mit der Linken über die Stirn, als wollte sie dort einen ängstlichen Gedanken verscheuchen.

Ihr Gatte schien die Worte nicht gehört zu haben.

„Und so kam es!“ fuhr er endlich von Neuem mit dumpfer und gepreßter Stimme fort. „Wie Verzweiflung faßte es mich! Durch mein Herz ging es wie ein Riß, ich wußte nicht mehr, was ich that. Alle Überlegung wich von mir. Nur betäuben wollte ich mich. Das Gewagteste unternahm ich, gleich einem Wahnsinnigen rechnete und spielte ich. Und dann das

Letzte -- das Letzte!“ Er röchelte leise, und eine Zeit lang war es ganz still im Zimmer.

„Du liebst ihn?“ fragte er dann leise. Sie nickte.

„Und er liebt Dich? Und wird Dich nicht betrügen?“

Sie zitterte heftig nnd bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Bernhard!“ stammelte sie mit bebenden Lippen.

„Aufrichtig liebt er Dich?“

„Ja!“ Wie ein Hauch floh das Wort über ihre Lippen.

„Wohl — wohl!“ Seine Brust atmete schwer, während er es hervorstieß. Dann starrte er mit weit offenen Glasaugen in das weiße Licht der Lampe, mit einem geisterhaften Ausdruck, unempfindlich gegen den blendenden Glanz. Vom Kamin her klang ein leises Schluchzen herüber. So verstrich eine lange Zeit.

„Wohl!“ sagte er endlich, aus seinem dumpfen Hinbrüten aufschreckend und sich zusammenraffend. „Ich kann Dir nichts mehr bieten — nichts — nichts! Ich dachte immer, es würde sich noch zum Besseren wenden, aber diese Hoffnung hat mich betrogen. Auch wenn Du mich liebtest, dürfte ich es Dir nicht mehr zumuten. Vor mir liegt ein Leben der Sorge und der Entbehrung! In dieses kann ich Dich nicht hineinziehen! Von heute an würde ich Dir keinen Deiner Wünsche mehr erfüllen können, denn ich besitze nichts mehr! Alles habe ich verloren . . . ich bin bankerott.“

„Bankerott,“ wiederholte sie tonlos und sah ihn mit einem erschreckten Blick an.

„Von allem, was Du hier siehst, wird mir nichts bleiben, und Du würdest einen Namen tragen, den die große Mehrzahl der Menschen für befleckt ansieht. Ottilie, wie entsetzlich ... wie entsetzlich! So dachte ich nicht, würde es kommen, als ich Deine Hand begehrte. Verzeihe mir! — verzeihe mir!"

„Ein Leben voller Sorge und Entbehrung," murmelte sie mechanisch, als ob sie seine letzten Worte nicht gehört hätte.

Er ging einige Male langsam im Zimmer auf und ab.

„Ja," sagte er dann stehenbleibend, „dieses nur wollte ich Dir sagen. Sieh, all' meine Träume von Glück sind so in trüben, schmutzigen Nebel zerronnen. Es ist mir herbstlich zu Mute, und ich fühle mich wie ein Baum, dessen Laub abgefallen und dessen Äste gebrochen sind. Vor mir liegt ein Weg, grau und hoffnungslos, kahl und leer. Arbeiten — arbeiten und immer arbeiten, um Nichts – um Nichts! Nur um zu leben — nein, nicht zu leben — zu weiden wie ein Tier! Und Niemand, der meine Stirn trocknet, mit einem Lächeln mir leichter macht diese ewige Last . . . Doch wir Beide? Du fühlst wohl, wir stehen an einem Scheidewege und gehen auseinander, um uns nie wieder zu begegnen. Am Tage unsrer Hochzeit glaubte ich, Deine junge Seele ganz für mich gewinnen und an mich fesseln zu können . . . Du solltest mein Auge sein und mein Herz! Es ist anders gekommen! Nicht ein Gedanke, nicht ein Gefühl zieht Dich zu mir herüber, nicht ein einziges Band ist zwischen uns angeknüpft worden. Fremder

als damals stehen wir heute nebeneinander. So ist unsere Ehe zu einer Lüge geworden, ist nie eine Ehe gewesen! Nicht länger wollen wir lügen. Konnten wir im Reichtume nicht miteinander glücklich werden, wie sollen wir es im Kummer und in der Entbehrung? Vielleicht wäre es besser geworden, hättest Du mich je einmal verstehen wollen. Aber das ist nun zu spät! Lebe wohl, Ottilie! Ich entbinde Dich Deines Schwures, Du bist frei! Ich habe heute Alles verloren, Du hast Alles gewonnen. Für Dich wird das Leben erst heute beginnen, ein Leben voller Licht. Glaube mir, ich fühle es tief hier im innersten Herzen. Werde glücklich — werde glücklich! Eines aber wisse, Deine Verachtung weise ich zurück, alle Schuld liegt nicht bei mir! Kein niederes, kein gemeines Gefühl hat mich um Dich werben lassen, nichts als Liebe war es — nichts als Liebe! Und ist das ein Stachel in Deiner Seele, ihn kann ich nicht herausreißen, möge Dich aber ein neues Leben ihn vergessen machen! Das noch mußte ich Dir in der Stunde der Trennung sagen."

Eine leichte Röte bedeckte noch immer sein Gesicht, während er dies sprach. Straff aufgerichtet stand er vor ihr und sein Auge ruhte voll und hell auf ihrer Gestalt. Dann ging er, ohne eine Antwort abzuwarten zur Thür; auf der Schwelle blieb er noch einen Augenblick stehen, als besinne er sich noch auf etwas, dann öffnete er fast lautlos die Thüre und schritt langsam hinaus. Eine Weile noch hörte sie draußen auf dem Gang den leisen, dumpfen Hall seiner Schritte, bis auch dieser sich verlor und nichts die tiefe Stille der

Nacht störte, als das Knistern des Feuers und das leichte Prasseln der zusammenfallenden Scheite.

Sie regte sich nicht, bewegungslos und starr blieb sie eine lange Zeit sitzen und starrte mit einem düstern Ausdruck in den Schooß nieder. Verworrene Gedanken tauchten in ihrem Geiste auf, aber sie nahmen keine feste Gestalt an, sondern huschten wie traumhafte Schatten vorüber. Sie empfand nur noch und hatte ein Gefühl als läge rings um sie eine leere und weite Wüste im grauen, abendlichen Dämmerlichte, über die nun bald die Nacht heraufziehen würde; und sie saß allein auf einem trockenen und kahlen Felsen, und nichts regte sich in der weiten Welt umher, kein Blatt, keine Stimme, kein Wind und keine Wolke. Nur der Klang seiner Worte tönte noch in ihrem Ohre nach und in dem Auge stand noch immer die Gestalt des Gatten, daß sie ihn fast leibhaftig vor sich sah. In ihrem Herzen fühlte sie ein Brennen und ein Stechen, als wenn man es mit Nadeln zerrissen, und zuletzt wurde es zu einer schweren Beklommenheit und Angst, daß sie aufstehen und im Zimmer auf- und niedergehen mußte.

„Du hast Schuld ... Du hast Schuld!“ schien es ihr aus allen Winkeln mit dunkler Stimme zu murren; „Du hast Schuld!“ Aus ihren Gedanken tönte es empor, wie ein Schleier legte es sich über ihre Seele und fiel in dieselbe hinein, gleich einem giftigen und brennenden Nebel. Nein, daran hatte sie bis heute nie gedacht, und jetzt, wo ihr zum ersten Male das Bewußtsein davon kam, wuchs es gleich wie ein riesengroßer Schatten empor, der das ganze Zimmer füllte

und sie niederzuwerfen, zu erdrücken drohte. Sie rang nach Atem. War es möglich, daß dieser Mann ihrer Ruhe so gefährlich werden konnte? Hatte er nicht wie ein Richter vor ihr gestanden und die tiefsten Falten ihres Herzens auseinandergelegt, daß sie nun erkennen mußte, was sie bis dahin nicht gewußt. Aber sie durfte nicht erliegen. Sie wollte nicht sich beugen. Sie wollte diesem Riesenschatten da trotzen und seine Nebel auseinandertreiben. Wenn sie in dieser Stunde besiegt wurde, war sie seine Sklavin geworden, Sklavin eines Mannes, den sie bis dahin nur verachtete. Und mit ihm wurde sie auf einen Weg gestoßen, trüb, dunkel und leer, öder als die Vergangenheit, auf dem es kein Lachen gab, keine Freude und kein Glück.

„Nein! nein! nein!“ stieß sie halblaut zwischen den Zähnen hervor, während sie versuchte, schönere Bilder vor ihre Seele zu zaubern und in der Erinnerung and den vergangenen Abend Mut zu fassen. Sie hörte wieder das Jubeln und Jauchzen um sich, sah ein bewegtes Meer von lichten, glänzenden Fluten, die mild ihre Sinne umspülten, mit leisem und melodischem Murren ihre Seele niederzuziehen suchten und bald wild emporschäumend mitreißen wollten. Sie fühlte sich von einem starken Arm umschlungen, erblickte ein Auge, das bald schmeichelnd sie anlächelte, bald finster drohte, und es war ihr, als gäbe es nichts Schöneres und kein seligeres Glück, als in dieses leuchtende Wasser langsam und immer tiefer hinabzugleiten, träumend ohne Widerstand, wie eine Blüte vom Zweig gelöst.

„Ich liebe ja! Ich liebe!“ sagte sie mit einem

stillen Lächeln, blieb stehen und blickte mit starrem Auge um sich, als suchte sie ihren Gatten. „Es ist mein Recht!“

„Mein Recht!“ wiederholte sie in Gedanken und wollte es noch einmal sagen, aber es wurde zur Frage: „Mein Recht? mein Recht?“

Sie war an's Fenster getreten und preßte die Stirn gegen die frostigen Scheiben. Ein weißer, silbriger Schein ging draußen vom Himmel zur Erde nieder, aus dem graulichen Gewölk fiel er herab, aus der Erde atmete er empor. Die Luft schien in Millionen von Schneeflocken auseinandergeflattert zu sein, unaufhörlich wirbelte und wirrte es durcheinander, jede Flocke breitete um sich einen unendlich kleinen, sanften Schein und blitzte auf gleich einem fallenden Stern, wenn sie in dem gelblichen Lichtkreis einer Straßenlaterne fiel. Die leuchtende Decke, die sich unten auf dem glatten Pflaster auseinanderlegte, strahlte wie ein vom Mondlicht getroffenes, unbewegtes Wasser.

Doch gleich einem leisen Seufzer ging es durch die Nacht, an den Scheiben klang es wie ein verhaltenes Stöhnen und ein eiskalter Zug drang von draußen herein. Tot und erstarrt standen unten die ärmlichen Bäume, welche in langer Reihe die Straße säumten, und ihre nackten Aeste und Zweige stiegen schwarz und schmutzig in die bewegte Luft empor. Der Geist der Hoffnungslosigkeit, schwerer und dumpfer Entsagung schien in diesen dürren Stämmen zu wohnen. Leer und allen Schmuckes beraubt, düster wie Schatten hoben sie sich in der Winternacht empor; sie empfanden nicht

mehr den Frost, der bis in ihr innerstes Mark sich hineinwühlte, nicht die eisigen Schauer, welche an den Aesten und Zweigen niederrieselten. Regungslos, mit finsterer Geduld, ließen sie Alles über sich kommen, Tod und Sterben.

Und dieser Geist wurde zu einem Nebel, welcher sich von dem Holze loslöste, durch die Luft herausschwellte, feucht, kalt und schwer, an die Wände und Scheiben sich preßte und dann in's Zimmer hereindrang, um sich dann über die Seele der einsamen Frau langsam zu legen, feucht, kalt und schwer. „Ich will glücklich sein," hatte diese noch eben gesagt, „Jeder hat das Recht, glücklich zu sein," da fiel der Nebel über sie, und es war ihr, als wenn ein Feuer von einem feinen dunstigen Regen erstickt würde. Rings um sie erklang es wie ein Weinen und leises Seufzen, und das Flüstern einer traurigen Stimme raunte in ihr Ohr hinein: „Glücklich?" klang es dumpf und einförmig. „Glücklich! Wer hat ein Recht es zu sein? Alles lebt und atmet, aber was dir Licht, ist dem Andern Finsternis, dein Lachen wird dem Anderen zur Thräne. Entsagen sollst du — dienen und entsagen!"

„Entsagen," seufzte es draußen in der Winternacht, „entsagen!" tönte es leise im Zimmer und glitt es wie ein Hauch von den zitternden Lippen der Frau.

Die Wände schienen auseinanderzuweichen und sie sah ihren Gatten in seinem einsamen, schmucklosen Zimmer am Fenster stehen, trüb in die Nacht hinausstarrend, so finster, so traurig, wie ein schwarzer, nackter Baum in der Winternacht. Der Frost hatte

sich ihm in's innerste Mark hineingewühlt und er hoffte nichts mehr, wünschte und ersehnte nichts mehr. Sein Leben lag vor ihm, kalt und erstarrt, wie draußen die Welt, ein eisiger Hauch zog über sie hin und nur noch ein Seufzer rang aus der Luft sich los. Da gab es keinen Frühling mehr, kein Sonnenlicht, kein Glück und keine Freude. Weiden wie ein Tier — arbeiten und entsagen! Nichts mehr! Jahre zogen an Ottiliens Geist vorüber, Jahre der Vergangenheit. Und in jeder Nacht sah sie ihn beim toten, kalten Schein der Lampe sitzen, rechnen — immer nur rechnen für sie: über seinen Augen lag ein Schleier und um den Mund zog sich eine so müde, dunkle Falte, während das Haupt schwer in der Hand ruhte. Zuweilen nur fuhr er aus seinen dunklen Gedanken auf und horchte in die Nacht hinaus, wenn er es wie ein fernes Wagenrollen vernahm. Atemlos lauschte er dann, wie es näher und näher kam, wie die Straße begann zu tönen von dem scharfen Rasseln der Räder, wie das schwere Hausthor langsam aufging und es auf der Treppe rauschte und knisterte. Dann vermochte er es nicht mehr zu ertragen; er sprang auf und ging im Zimmer erregt auf und nieder: „Sie wird kommen . . . Sie wird kommen!" während sein Auge an der Thüre hing und das Herz ihm in banger Erwartung klopfte.

Und er wartete, aber nichts regte sich an der Thür, kein Schritt kam den Gang herab, bis drüben die Lichter erloschen und es still wurde im ganzen Haus, und er selber in den Stuhl sich warf und das Gesicht in beiden Händen verbarg.

Ottilie fuhr erschreckt zusammen. Fast körperlich sah sie die Augen ihres Gatten auf sich gerichtet, so unendlich traurig und wehmütig, daß sie die eigenen Augen schließen wollte. Doch durch die geschlossenen Lider fühlte sie noch immer die schmerzvolle Glut dieser Blicke, und wie ein Stachel bohrte es sich in ihr Herz hinein, wie im Krampfe zog sich dasselbe zusammen.

„Thu' deine Pflicht — thu' deine Pflicht!" klang es mahnend in ihr Ohr hinein und das einsame Licht in der Stube des Gatten wurde zu einem Stern, der zu ihr hinüberwinkte und glänzende Strahlen in ihre Seele sandte, daß sie glaubte, es ginge ein feuriges Leuchten von ihr selber aus. Es zog und zog sie mit magischer Gewalt vom Fenster fort, und zugleich war es, als wenn eine Last ihr vom Herzen stürzte und als wenn sie auf Flügel getragen würde. Ein Weg, kahl, öde und leer, lag zu ihren Füßen, aber leicht glitt sie über ihn hinweg und von ihrer Stirn, um ihr Haupt floß warmes Frühlingslicht, während ihr Mund kühle und frische Düfte atmete.

„Arbeiten! Arbeiten!" sagte sie leise, doch sie sagte es mit lächelndem Munde, „entsagen!"

Dann machte sie einige Schritte in's Zimmer hinein und blickte sich mit großen, leuchtenden Augen um. Sie fühlte sich in diesem Augenblicke unendlich frei und glücklich und breitete beide Arme aus:

„Bernhard! Bernhard!"



Seelen in unsrem Sinne, eine Handlung sich aufbauen soll, die ergreifend wirkt. Aus rauchenden, zerschmetterten Schädeln und einem mit der Faust erstrittenen Weibe soll die Morgenröte der Kultur aufglühen? Wie Heinrich Hart den Knoten löst, das ist eben das Meisterwerk in seinem Epos . . . Natürlich kommt das Alles im Epos nur Schritt für Schritt, aber es kommt eben deshalb auch mit einer realistischen Treue, einer siegenden Wahrheit, daß man die natürliche Notwendigkeit sieht . . . Wie sich im Weibe die Scham entwickelt, wie der rohe Selbsterhaltungstrieb sich bis zum selbstlosen Kämpfen für den Gatten umwandelt und anderes mehr, wird in zarten, echt poetischen Bildern vorgeführt. . . . In diesem Sinne haben wir es hier mit einer Dichtung zu thun, in welcher der feine psychologische Scharfblick eines begabten und kenntnisreichen Poeten vielleicht ohne es zu bezwecken, dem Gelehrten sehr wirksam in die Hände gearbeitet hat . . . Neben dieser mehr geistigen Seite aber entwickelt nun die Art und Weise, wie der Stoff rein formal gefaßt ist, auch noch eine Fülle von äußeren Eigenschaften, die den Sinn des gänzlich unbefangenen, rein genießenden Lesers gefangen nehmen müssen . . . Das Programm, wie (es Hart für das „Lied der Menschheit" als Ganzes) aufstellt, hat etwas Bezauberndes, schon aus der Wahl der einzelnen Stationen spricht ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Verständnis . . . Das Buch mit solchen Kapiteln, das uns Heinrich Hart in Versen schreiben will, könnte wohl auch als wissenschaftliche Arbeit in Prosa Glück machen. Es schwebte Alexander von Humboldt vor dem klaren Geistesauge, als er im zweiten Theil des „Kosmos" ein Fragment davon gab. Aber wenn die leichtfüßige Muse durchaus zuerst dem Atlas die Weltkugel abnehmen will, so wollen wir ihr das Beste wünschen."

Gegenwart 1888, Nr. 15; Wilhelm Bölsche.

Mit wahrer Freude gehen wir daran, unsre Leser von dem Erscheinen einer vielversprechenden Dichtung zu unterrichten, von der uns zwar erst der Eingang vorliegt, die aber schon in diesem Bruchteil so viel des Hohen und Schönen birgt, wie wir es in vielen abgeschlossenen Werken der neuen Kunstpoesie zusammengenommen nicht gefunden haben . . . Schon die Schilderung des ersten im Augenblicke der höchsten Gefahr erfolgenden Erkennens der beiden Urmenschen zeugt von der schönen plastischen Gestaltungskraft des Dichters . . . In der nun folgenden Schilderung der opferfreudigen Mutter- und der in leidenschaftlicher Sehnsucht hinströmenden Gattenliebe schlägt der Dichter Töne von wahrhaft elementarer Kraft an . . . Indem der Dichter nun die Schwierigkeiten mit leicht und anmutig und dabei doch kraftvoll gestaltendem Geiste meistert, läßt er uns von seinem Können ein Höchstes dort (in weiteren Erzählungen des Liedes der Menschheit) erwarten, wo die hinströmende Gewalt seines intuitiven Empfindens von

einer dramatisch beseelten Handlung getragen werden wird . . . Uns genügt an dieser Stelle das Auftauchen einer kraftvollen dichterischen Individualität constatirt zu haben . . .

Hamburger Nachrichten, Nr. 58.

. . . „Die Großartigkeit dieser Conzeption läßt sich nicht leugnen; die Idee einer solchen Dichtung gemahnt an den Vorwurf, welcher der „Göttlichen Komödie“ zu Grunde liegt . . . Die Verse schildern nicht nur, das Meer leuchtet gleichsam in ihnen, es flimmern die bunten Farben der Vögel und Blumen, beständig rauschen die Palmen. Hervorzuheben ist neben diesen prächtigen Malereien noch der naive Ton, welchen der Dichter in der Wiedergabe des erwachenden Verstandeslebens seiner Urmenschen trifft . . . Das Ganze ist ein hervorragender Wurf und macht auf die Fortsetzung neugierig.“

National-Zeitung, Nr. 176; M. C.

. . . „Eine gewaltige Aufgabe hat sich der Dichter gestellt, . . . ein höchst vermessenes Unternehmen, aber, wie man einräumen muß, mit recht glücklichem Anfang. „Tul und Nahila“ ist eine schwungvolle Dichtung voller Kraft und Phantasie . . . Es ist ein ganz gewaltiges Stück Kulturgeschichte, das der Dichter in den knappen Rahmen seiner Erzählung gespannt hat, und man darf ihm zu dem Gelingen aufrichtig Glück wünschen“ . . .

Vossische Zeitung, Nr. 164.

Der Dichter hat sich eine kolossale Aufgabe gestellt . . . Die Idee der Menschheit als eines aus den rohesten Anfängen zur Vollendung sich entwickelnden, einheitlichen Gesammtwesens ist richtig und überzeugungskräftig. Natürlich fehlt das Hauptmoment, nämlich die erziehende Kraft der Gottesoffenbarung von Anfang an im Entwurf. Das Menschliche ist das schlechthin Göttliche und Ewige. Bis jetzt tritt daher als Grundmotiv ein so zu sagen, pantheistischer Darwinismus hervor . . . Die Schilderung eines Urzustandes . . . ist entschieden kühn, doch fern von jedem Kynismus. Zart und schön ist sogar das Erwachen der Gatten- und Elternliebe gezeichnet“ . .

Neue Preußische Kreuz-Zeitung, Nr. 113.

. . . „Einen Vorwurf wird Heinrich Hart Niemand machen können: den, er hätte sich eine zu kleine Aufgabe gestellt. Im Gegentheile — noch hat sich Niemand eine so große gewählt . . . „Tul und Nahila“, die erste der 24 Erzählungen, auf welche das Werk angelegt ist, hat große Schönheiten . . . Sehr schön ist die Schilderung, wie sich die Beiden aneinanderschließen . . . Rühmenswerth, anschaulich und lebendig sind die Schilderungen aus Ceylon, wo die Geschichte spielt; die Form — ein paarig gereimter, doch frei behandelter Blankvers — ist glücklich und mit großer Geschicklichkeit angewendet . . . Der Anfang der Riesenarbeit erweckt günstige Hoffnungen; möge sie

ihr Fortgang erfüllen, daß derjenige, welcher dereinst über das urtheilen wird, was uns nur im Keime vorlag, dem kühnen Unterfangen des Dichters seine Anerkennung geben, daß die Nation seine Worte bestätigen und weihen könne."

Allg. Kunst- und Litteraturchronik, Wien. Nr. 16. J J David.

... „In dem „Lied der Menschheit" ist ein Werk von ungeheurer Bedeutung im Entstehen begriffen . . ."

„Mod. Lyriker-Rev" P. Fritsche.

... „Nach dem ersten Bande zu urtheilen hat Hart seinen Vorsatz erreicht ... Auf die Fortsetzung des Unternehmens sind wir gespannt ... „Tul und Nahila" zeigt, woran es den Arbeiten der Gebrüder Heinrich und Julius Hart ja nie gefehlt hat, Schöpferkraft, Phantasie, eine Sprache, die trotz ihrer Volltönigkeit und Farbe doch nicht weniger als sog „schöne Sprache" unsrer klassischen Epigonen, „blühende Diktion" ist, sondern sich als kräftig und reich erweist. Besonders wohlthuend berührt auch der Optimismus und gesunde Idealismus der Dichtung, der sich zu dem jetzt im Zeichen der Mode stehenden, sich anmaßend breit machenden Pessimismns und Materialismus, der im Grunde genommen doch nichts weiter als eine Schwäche bedeutet, mit Bewußtsein entgegenstellt."

Leipziger Zeitung. Wissenschaftl. Beilage Nr. 24 J. R

... „Der erste Eindruck, den dieser Titel wohl auf jedes hervorbringt, ist Staunen über die Vermessenheit, sich einen so kolossalen und sicher nie und nimmer vollends zu bewältigenden Stoff zu wählen. Die zweite Regung dürfte bei den Meisten wohl dieselbe sein, die wir empfunden: Mißtrauen, denn zumeist birgt sich hinter himmelstürmenden Programmen ein krankhafter Zug ... Bei Heinrich Hart aber empfindet sich gar bald der echte, geniale Poet heraus, der sich zu einer ungewöhnlichen, imponirenden Höhe aufschwingt. Das erste Glied des Riesenepos „Tul und Nahila" hat uns dessen überwiesen. Mit welch' poetischer Gewalt sind da in logischer Thatsächlichkeit die ersten Entwicklungsphasen am primitiven Menschen dargethan! Es ist eine großartige Leistung. Vielleicht gibt es nichts Schwierigeres, als eine durch Jahrtausende alte Civilisationen genährte Einbildungskraft zu den Uransätzen menschlichen Empfindens, Denkens und Schließens zurückzuführen. Neben diesem Reduziren des seelischen Vermögens auf seine ersten Keime muß die elementare Impetuosität der Triebe des Naturmenschen veranschaulicht werden, und zwar in einer Weise, welche die Brutalität zum naiven Ausflusse der Naturgewalt stempelt, die ein absolut verantwortungsloses Existenzstadium darstellt ... Das ist eine Aufgabe, die wohl einzig nur die Intuition des Dichters bis zu einem gewissen Grade zu lösen vermag, und daß es Hart in so hohem Maße

gelungen, diese noch rein elementare Phase des Menschengeschlechtes in großen Umrissen zu verbildlichen und die erste Entwicklung seelischer Regungen naturentsprechend darzuthun, ist so überraschend wie bewundernswerth . . . Doch ehe wir auf diese erste Erzählung eingehen, wollen wir Hart über die Triebfeder zu seinem kolossalen Werke, über den Plan der Dichtung und die formelle Darstellungsweise des Stoffes selbst sprechen lassen: . . . (Folgt Vorwort) daß sich in Heinrich Hart der Hochflug poetischer Intuition mit dem echten Lebensinstinkte für das Reale verbindet, schon diese großartig conzipirte Weltanschauung beweist es. In der tiefen Durchdrungenheit von ihr liegt aber auch der mächtige Ansporn, sie — soweit es in der Gewalt eines Sterblichen der gegenwärtigen Entwicklungsstufe liegt — zu lebendiger Anschaulichkeit zu veranschaulichen . . . Seine hohe geistige Bedeutung prägt sich in dem ungewöhnlichen Reifegrade inmitten solchen Sturmes und Dranges aus Die Eintheilung seines riesigen Stoffes plant er in die weitere Abschnitte, die wir in Kürze andeuten . . . So gliedert sich aus den scheinbaren Chaos überwuchtender Ueberfülle des Stoffes der kolossale Dichtungsplan Harts heraus, selbst schon eine schwungvolle Dichtung von imponirender Markigkeit der Umrisse. Neben den überwältigend Titanenhaften der Aufgabe wächst in ihrer Darlegung die Gestalt des Dichters kraftvoll zu einer Höhe empor, die weit über das Größenmaß hinausragt, das ins Auge zu fassen wir gewöhnt sind. Da aber auch die formelle Behandlung an der Wesenheit eines Kunstwerks starken Antheil hat, wollen wir auch über jene, welche Hart sich gewählt hat, dem Dichter selbst das Wort lassen: . . . Nun wahrlich, bei Heinrich Hart besitzt der Vers eine Gestaltungsfähigkeit, eine Stimmungsbeseelung, die oft von geradezu hinreißender Macht ist. So natürlich und rein fließt der Vers, so gewissermaßen aus ihm selbst heraus erwächst der Reim — der uns doch immer der erforderliche Duft der höchsten, der poetischen Sprachblüthe dünkt — daß sich nirgends in der Phrasirung der metrische Zwang, wunderselten nur im Reime ein Nothhilfsmittel fühlbar macht. Der lebensprühenden Macht und energischen Knappheit der Bilder paßt sich die metrische Form organisch an, und es liegt häufig ein berauschender Reiz in diesem „rollenden epischen Flusse," der selbst im stürmischesten Dahinbrausen von krystallheller Klarheit ist . . . (Folgt Ueberblick über Erz. I.) Eine großartig grausige Naturszene schließt den Lebenslauf Tuls und mit diesem die erste Erzählung ab . . . So knapp wir den Umriß der ersten Erzählung hier wiederge-

geben, so bedarf es doch keiner trocken zerpflückenden Analyse, erst hervorzuheben, in wie großartiger und glänzender Weise der Dichter sein Programm eingehalten hat. „Die Ueberwindung des Egoismus, die ersten höheren Seelenregungen durch eine innigere Gemeinschaft zwischen Mann und Weib, jene ersten Entdeckungen und Erfindungen, aus denen heraus dem Menschen die seelische die geistige Cultur erwächst,“ sie sind da in naturgemäßer Entwicklung, mit überwältigender Macht dargethan. Die Wildheit ungezähmter Triebe, das Aufdämmern einer unfaßbaren inneren Gewalt, die sie zähmt und veredelt; schon aufgebrochene Blüthen seelischen, geistigen Lebens; Knospen und Keime, die deutlich schon auf seine spätere höhere Entwicklung weisen und sie vorbereiten; der Beginn des Dienstbarmachens der Natur und ihrer Kräfte zur Cultur, — dieses Kolossalbild ist da energisch und überzeugungskräftig zusammengefaßt in engen Rahmen von nicht hundert Seiten. Von hohem poetischen Schwunge, pulsend von realem Leben, ist „Tul und Nahila“ eine grandiose Dichtung, der wir vom Herzen warme Bewunderung zollen . . .“

Wiener Zeitung und Abendpost. Nr. 148 u 149. Bruno Walden.

. . . „Nachdem ich diese erste Geschichte, welche das Menschenleben in indischer Urzeit schildert, gelesen, fiel mir unwillkürlich jener Schah ein, der Firdusi befahl, das Königsbuch zu schreiben; so, glaube ich auch hier, wäre es ein Gewinn, wenn sich ein Jemand fände, der also zu dem Dichter des „Liedes der Menschheit“ spräche: „In 24 Erzählungen willst du das Aufstreben der Menschheit schildern? Gut! diese erste ist reich an genialen Zügen und vielversprechend; hiermit setze ich Dir jährlich 3000 Mark unter der Bedingung, alljährlich eine neue Erzählung zu bringen. Nach 23 Jahren, nach Vollendung des Ganzen, erhielte mein Dichter eine besondere Belohnung von 10,000 Mark . . .“ So spräche ich, wenn ich der bewußte Jemand wäre; da ich es nicht bin, kann ich nur wünschen, daß dieses Präludium die verdiente Aufnahme finde . . .“

Deutsche Romanzeitung. Nr. 38.

Aehnlich günstige Beurtheilungen im „Berliner Fremdenblatt.“ Nr. 84. „Kladderadatsch“ Nr. 11. „Das Inland“ (Wien). „Wien. Allg. Ztg.“

Der Tugendpreis.

Novelle von Jak. Lippmann.

Verfasser von:
„Die Gänseliesel in der modernen Litteratur“, „Moderne Berühmtheiten“, „Paul Lindaus Arme Mädchen. Eine vorwitzige Kritik“ u. s. w.

Elegant. broch. 1 Mark.

Poet ist kein Spaßmacher. Wir aber begrüßen den Autor, der Gedichte wie „Züchtigungen", „Freunde", „Kunst", „Auf den Höhen", „Ingredienzien einer Jugend" und „Gesang der Einsamen" geschrieben hat, als Gesinnungs- und Kampfgenossen, und drücken ihm in innigem Verständnis dankbar die Hand.

Th. Nöthig in den „Breslauer Monatsblättern", März 1888.

Eine Summe von Gedichten verschiedenen Wertes. Während einzelne derselben an die besten Erzeugnisse deutscher Lyrik heranreichen und einem Eichendorff, Chamisso u. dgl. an die Seite gestellt zu werden verdienen, giebt es wieder eine Reihe von Gedichten, die Heine's Pessimismus, wenn auch nicht gerade dessen alles zersetzenden Cynismus atmen . . .

Deutsche Kunst- & Musikzeitung, Mai 1888.

Während unsere Lyriker ein Halloh nach neuen Stoffen und neuen Bahnen anstimmen, zeigt dieser „Fortgang", wo die Poesie Gehalt finden kann: in der Vertiefung, im Geiste und der Anschauung. Den Cyclus „Erde und Welt" ist so leicht nichts zur Seite zu stellen. Man bewundert, man läßt sich fortreißen von jenem hohen Geist, der durch Erd' und Himmel streift . . . Hier spricht ein Dichter, nur ein Dichter, und es ist schwer, dem Dichter des „Fortgang" gerecht zu werden, schwerer noch jenen, die die Gedichte nicht lesen — wohl auch denen, die sie lesen — eine volle Würdigung des Inhaltes zu vermitteln . . .

Anna Nitschke im „Deutschen Hausbuch", Nr. 34, 1888.

Moderne Stoffe.

Zwei Berliner Novellen.

1. Existenzen. „Allen Idealisten gewidmet."

2. Nur eine Kellnerin. „Allen Realisten gewidmet."

Von

John Henry Mackay.

Broch. 3 Mark, gebd. 4 Mark.

Dieses Werk — erst vor Kurzem erschienen — hat bereits ein nicht gewöhnliches Interesse erweckt. Wir verweisen nur auf die folgenden bisher erschienenen meist sehr eingehenden Kritiken, deren Widersprüche — teils rückhaltloseste Anerkennung, teils heftigste und jedes Maß übersteigende Angriffe — mehr als alles andere für die Bedeutung des Werkes sprechen: Hamb. Fremdenblatt (12. Febr.); Allgem. Modenzeitung (8. März); Berl. Wespen (1. März); Hamb. Nachrichten (26. Febr.); Bohemia (21. Febr.); Frankfurter Ztg. (April); Breslauer Monatsblätter (März); Berner Bund (8. April); Tägl. Rundschau (21. April); Bresl. Zeitung (31. Mai); Hamburger Correspondent (15. April); Hamb. Reform (1. April); Gesellschaft (Maiheft); Allg. Kunst-Chronik (19. Mai); Deutsches Hausbuch (Nr. 34) 2c. 2c.

Ams. p. 212 Havana cigar